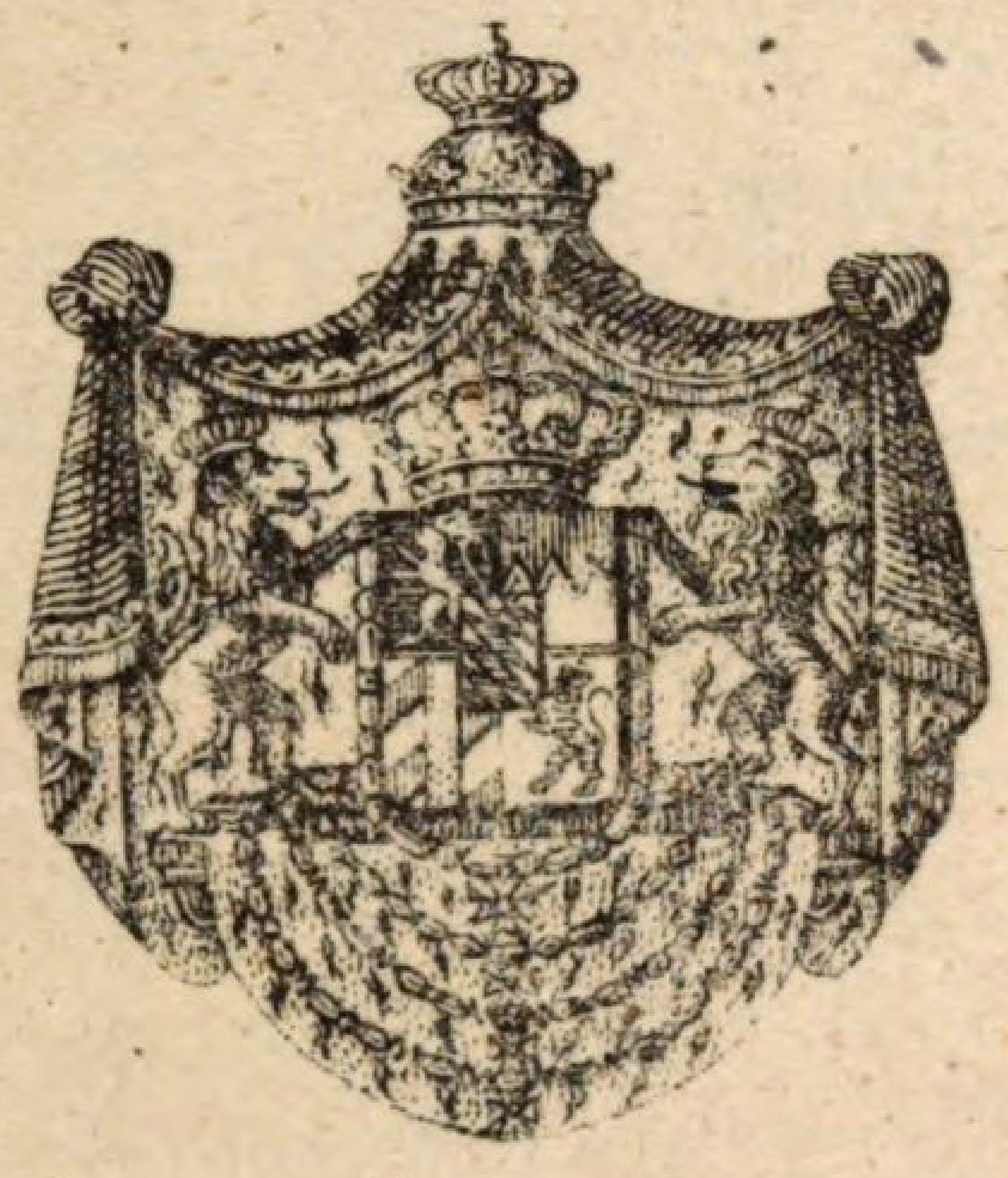
A. gr. b. 1228



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Demosthenes und Massillon.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der Beredsamkeit.

Von

Dr. Franz Theremin.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1845.

60. D.

93

A. gr. b. 1228

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

B

Vorrede.

Die Kenntniß der verschiedenen Gestalten, unter denen bei verschiedenen Völkern im Laufe der Zeiten die Beredsamkeit hervorgetreten ist, scheint mir unentbehrlich, um sowohl ihre Theorie als ihre Praxis vor Einseitigkeit zu bewahren. Diejenigen, welche diese Ansicht mit mir theilen, werden den geringen Beitrag, den ich hier zur Geschichte der Beredsamkeit liefere, vielleicht mit Nachsicht aufnehmen.

Ueber den Demosthenes, den größten Redner aller Zeiten, sind in der deutschen und auswärtigen Literatur manche treffliche Schriften vorhanden. Dessen ungeachtet wird man vielleicht den Versuch nicht tadeln, den ich gewagt habe, das was an ihm Bewunderung verdient, mir selbst und Anderen klar zu machen. Auch schrieb ich vornehmlich für

Geistliche, und ich hatte die Absicht ihnen zu zeigen, daß manche Tugenden des attischen Redners auch für sie eine Zierde seyn würden. Endlich — daß ich es aufrichtig bekenne — glaubte ich in ihm einen Gewährsmann für meinen rhetorischen Grundsatz: die Beredsamkeit eine Tugend, aufstellen zu können; denn seine Reden scheinen mir ein thatsächlicher Beweis für die Wahrheit dieses Princips; und diesen Vortheil wollte ich nicht unbenutzt lassen.

Massillon behauptet in der französischen Literatur eine so bedeutende Stelle, daß wohl Keiner ihn seiner Aufmerksamkeit unwerth finden wird. Man hat uns bereits in Deutschland mit seinen Konferenzpredigten *) und kleinen Fastenpredigten **) bekannt gemacht; ich habe gesucht vornehmlich die Bekanntschaft mit seinen Advents- und großen Fastenpredigten zu vermitteln.

---

*) Massillons Konferenz- und Synodalreden, ins Deutsche übertragen von K. E. Reineck.

**) Massillons kleine Fastenpredigten, übersetzt von J. G. Pfister.

Die Stellen aus den Staatsreden des Demosthenes sind nach der Uebersetzung von Jacobs; die Stellen aus der Rede des Aeschines nach der Uebersetzung des Herrn v. Raumer angeführt. Das aus der Rede gegen den Leptines und den Midias Angeführte ist von mir übersetzt; ich habe dabei die Bemerkungen benutzt, die der bewährte Kenner dieses Faches, mein sehr verehrter Freund, der Herr Professor Dr. Zumpt, mir auf meine Bitte mitgetheilt hat. Bei der Durchsicht der Druckbogen, welche die Darstellung des Demosthenes enthalten, hat Herr Professor Dr. Wiese mir seine Hülfe gewährt; und ich sage ihm dafür meinen aufrichtigen Dank.

Die Stellen aus Massillon sind sämmtlich von mir übersetzt. Bei dieser Arbeit habe ich gestrebt, diejenigen Vorzüge des Originals, von denen vornehmlich der oratorische Eindruck abhängt, so viel als möglich im Deutschen wieder zu geben.

Bei der Karakteristik des Demosthenes sind von mir, außer den in den Noten angeführten Schriften, vornehmlich folgende benutzt worden: Demosthenes

als Staatsmann und Redner, von A. G. Becker. Der Artikel Demosthenes von Ranke in der Encyklopädie von Ersch und Gruber. Ein nachgeschriebenes Heft eines Collegiums von Böckh über die Rede des Demosthenes für die Krone.

Für die Karakteristik Massillons wurden vornehmlich benutzt: Vie de Pierre de Berulle par Tabaraud. Denkwürdigkeiten aus der Kirchengeschichte von Frankreich im siebenzehnten Jahrhundert, nach dem Französischen des Herrn Picot frei bearbeitet von Dr. Räß und Dr. Weiß. Eloge de Massillon par d'Alembert. Mehrere Artikel der Biographie universelle u. s. w.

Sollten in diesem Verzeichnisse wichtige Auslassungen seyn, so sind sie nicht absichtlich, und der Leser wird sie freundlich entschuldigen.

Berlin, den 23. Junius 1845.

F. Theremin.

Inhalt.

Demosthenes.

Erstes Kapitel.

Bildung des Demosthenes 3

Zweites Kapitef.

Demosthenes tritt in seine Laufbahn. Rede gegen den Leptines, über die Symmorien und gegen den Midias . . 11

Drittes Kapitel.

Demosthenes fängt an Philipp von Macedonien zu bekämpfen. Die erste philippische Rede und die drei olynthischen Reden 32

Viertes Kapitel.

Fortgesetzter Kampf des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien. Die Rede über die Angelegenheiten im Chersones, und die dritte philippische Rede 59

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht bei Chäronea, und letzte Schicksale des Demosthenes 78

Sechstes Kapitel.

Kampf des Demosthenes mit dem Aeschines. Rede des Aeschines gegen den Ktesiphon, und des Demosthenes für die Krone 93

Siebentes Kapitel.

Rhetorischer Character des Demosthenes 134

Massillon.

Erstes Kapitel.

Die katholische Kirche Frankreichs um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Leben und Bildung Massillons bis zu seinem Auftreten als Advents- und Fastenprediger. 1663—1698 148

Zweites Kapitel.

Zeit des beginnenden Verfalls in Frankreich. Massillons Leben, von seinem Auftreten als Advents- und Fastenprediger bis zum Tode Ludwigs XIV. 176

Drittes Kapitel.

Leben Massillons seit dem Tode Ludwigs XIV, bis zu seinem Ende. 1715—1742. 203

Viertes Kapitel.

Die Gestalt, in welcher Massillons Predigten uns vorliegen. Ihre Texte. Das bei der Schilderung seiner Predigtweise zu beobachtende Verfahren 221

Fünftes Kapitel.

Antithetische Reden nach der Pflichtidee 229

Sechstes Kapitel.

Predigten nach der Idee der Seligkeit, in der Form der Schilderung, und in der Form der Nachweisung. . . . 257

Siebentes Kapitel.

Predigten nach der Tugend-Idee. Homilien 287

Achtes Kapitel.

Predigten nach der Idee der Wahrheit 307

Neuntes Kapitel.

Massillons oratorischer Charakter 333

Demosthenes.

Quorum longe princeps
Demosthenes, ac paene
lex orandi fuit.
Quintilian. X. 1, 76.

Demosthenes.

Quorum longe princeps
Demosthenes, ac paene
lex orandi fuit.
Quintilian. X, 1, 76.

Erstes Kapitel.

Bildung des Demosthenes.

Socrates beim Plato*) behauptet, das Geschäft seiner Mutter, einer Hebeamme, habe auf die Hauptbeschäftigung seines Lebens hingewiesen, durch Unterredungen die Seelen von ihren eigenen Gedanken gleichsam zu entbinden. So könnte man auch sagen, Demosthenes habe das Handwerk seines Vaters, eines begüterten Waffenschmidts, auf geistige Weise fortgesetzt: denn Niemand hat wohl Schwerter der Rede geschmiedet wie er.

Demosthenes ward geboren im 4. Jahre der 98. Olympiade, 385 vor Christo.**) In seinem siebenten Jahre verlor er

*) Theaetet. p. 148.

**) Die Angaben über sein Geburtsjahr sind verschieden; ich habe diejenige Zeitbestimmung vorgezogen, bei welcher, in Betreff seiner rhetorischen Entwikkelung, und der Ereignisse seines späteren Lebens, sich die wenigsten Schwierigkeiten finden.

seinen Vater. Die Verwaltung seines beträchtlichen Vermögens, welches funfzehn Talente betrug*), war den vom Vater bestellten Vormündern überlassen, welche den Nachlaß ihres Mündels verschleuderten, und sich nur selbst zu bereichern suchten. Für die geistige Bildung des Demosthenes trugen sie nicht die pflichtmäßige Sorge; man darf jedoch deshalb nicht glauben, dieselbe sey gänzlich vernachlässigt worden; dies war nicht wohl möglich bei den vorhandenen Mitteln, und vornehmlich bei dem Eifer, der ihn gewiß von seiner frühesten Kindheit an beseelte. Auch sagt er selbst in der Rede für die Krone, ihm sey das Glück zu Theil geworden, als Knabe angemessene Schulen zu besuchen. Nur in Rücksicht der Gymnastik erhielt er nicht die damals gewöhnliche Ausbildung; und weil er an den Leibesübungen der atheniensischen Jugend keinen Theil nahm, auch überhaupt von schwächlichem Körperbau war, so mag er wohl größtentheils von dem Umgange seiner Altersgenossen, die ihn zum Spotte Batalus nannten, entfernt geblieben seyn. Diese Lage war, um seinen Charakter für den Beruf eines Redners auszubilden, vielleicht nicht so ungünstig, als man denken sollte. Der, welcher viel unter andern Menschen lebt, erhält dadurch allerdings eine Sicherheit beim öffentlichen Auftreten, und eine Leichtigkeit im Vortrage, welche gewöhnlich demjenigen fehlen, der eine einsame Kindheit

*) Das Talent beträgt funfzehn hundert Thaler.

und Jugend verlebte. Dagegen kann aber dieser die ihm zu Theil gewordene Charakterkraft sammeln, welche jener vielleicht zersplittert, und indem er sich von der menschlichen Gesellschaft abgesondert fühlt, und sich derselben gleichsam entgegen stellt, wird vielleicht in ihm die Begierde nur um so größer, durch die Gewalt der Gedanken und der Worte auf sie einzuwirken. In dieser einsamen Stellung, welche die Verhältnisse dem Demosthenes in seiner Kindheit anwiesen, blieb er übrigens in einem gewissen Sinne sein ganzes Leben hindurch; denn immer sehen wir ihn, wie er allein, oder nur von Wenigen unterstützt, daran arbeitet, die ihm sehr ungleich gesinnte Masse des Volks seinen Absichten gemäß in Bewegung zu setzen.

Kaum war er in seinem achtzehnten Jahre, Olymp. 103, 2 (367 vor Christo) in das Verzeichniß der athenienfischen Bürger eingetragen worden, so wagte er es, seine Vormünder wegen der Veruntreuung seines Vermögens vor Gericht zu belangen. Er gewann diesen Prozeß, der drei bis vier Jahre dauerte; doch gelangte er nicht zum Besitze seines ganzen väterlichen Erbes; er mußte zufrieden seyn, einen Theil desselben gerettet zu haben. Dieser Entschluß, den der achtzehnjährige Jüngling faßte, als Kläger gegen seine Vormünder aufzutreten, ist das Zeugniß eines lobenswerthen Muthes; und die edle Richtung seiner Gesinnung erhellt auch daraus, daß er in den Beiträgen zu Staatszwecken, die er von

dem wieder erlangten Vermögen leistete, über das gesetzlich vorgeschriebene Maaß freiwillig hinausging.

Auch wird man nicht umhin können, dem Demosthenes schon in dieser früheren Periode seines Lebens einen bedeutenden Grad geistiger Bildung zuzuschreiben. Ohne denselben hätte er den Prozeß gegen seine Vormünder nicht anstellen, oder doch nicht gewinnen können; und zu dieser Annahme wird man auch berechtigt durch das, was von seinen in diese Zeit fallenden Beschäftigungen und Studien erzählt wird. Platon soll, nach einer glaubwürdigen Nachricht*), sein Lehrer in der Philosophie gewesen seyn. Unterricht in der Rhetorik erhielt er von dem Isäus; dieser mußte, seiner Kraft und Einfachheit wegen, ihm bei weitem mehr zusagen als Isokrates, der unter einem künstlich ausgebildeten Styl, Schwäche der Gedanken und Kälte des Gefühls verbirgt. Thucydides war ihm ein Muster des Styls, und sein Eifer, sich in dieser Rücksicht auszubilden, war so groß, daß er nicht weniger als acht Mal desselben Geschichtsbücher abschrieb. Zuerst widmete er sich der Beredsamkeit vor Gericht; die von ihm ausgearbeiteten Reden waren bestimmt, von Anderen in ihren Rechtsangelegenheiten gehalten zu werden. Einen mächtigeren Reiz mußte jedoch die Staatsberedsamkeit für ihn haben, welcher sich ein so glänzender Schauplatz öffnete, und

---

*) Plutarch. Demosthenes V. Quintilian. XII., 2, 22.

durch welche viel größere Zwecke erreicht werden konnten. Besonders soll ihn dafür eine Rede entflammt haben, welche Callistratus hielt, um sich wegen des Verlustes der Stadt Oropus zu rechtfertigen, der ihm und dem Chabrias Schuld gegeben ward. Es mag seyn, daß der glänzende Erfolg dieser Rede einen neuen Funken in das Gemüth des Demosthenes warf; nur als Knabe, wie Plutarch erzählt, kann er sie nicht angehört haben, denn sie ward Olymp. 103, 3 (366 vor Christo) wo Demosthenes bereits neunzehn Jahr alt war, gehalten.

Er wagte es nun mit einer Staatsrede vor der Volksversammlung aufzutreten. Lange, mühsam gedrechselte Perioden, die von Antithesen und Enthymemen starrten, wurden von ihm mit kurzem Athem, mit schlechter Aussprache, ohne alle Anmuth der äußeren Beredsamkeit vorgetragen. Ausgezischt, mußte er die Rednerbühne verlassen. Der Niedergeschlagenheit, worein ihn dies Mißlingen gestürzt hatte, entriß ihn jedoch das Trostwort des Eunomos, der ihn versicherte, er habe etwas von Perikleïscher Manier. Der Schauspieler Satyros ließ ihn einige Verse des Sophokles sprechen, und indem er sie selbst darauf vortrug, zeigte er ihm durch dies Beispiel, wie viel die Wirkung derselben Worte durch einen schlechten Vortrag verlieren, und durch einen guten gewinnen kann. So ermuntert und zurecht gewiesen, begann nun Demosthenes aufs neue seine rhetorischen Uebungen. Sein Eifer, den ein glänzender Erfolg bei

dem ersten Auftreten vielleicht gedämpft hätte, war durch das anfängliche Mißlingen gesteigert; und sein Entschluß war gefaßt, die zu seinem Zwecke nöthigen Anstrengungen bis zur äußersten Grenze seiner Kräfte zu treiben.

Man kennt die Uebungen, durch welche er sich für die körperliche Beredsamkeit auszubilden suchte. Um die Fehler seiner schwachen und undeutlichen Stimme zu verbessern, sprach er laut mit Kieselsteinen im Munde. Dies war etwa das, was ein Tanzen und Springen mit einem Gewichte an den Füßen seyn würde; es erschwerte zuerst, um späterhin zu erleichtern. Die zu einer größeren Anstrengung genöthigten Organe mußten auch diejenigen Laute, die sonst verschluckt, oder mit Anstoß und Stottern hervorgebracht wurden, deutlich und fließend aussprechen lernen. Auch recitirte er lange Perioden, indem er schnell eine Bergeshöhe hinanstieg; er wandelte am Ufer des stürmischen Meeres, ihm ein Bild der stürmischen Volksversammlungen; und um sich dereinst unter ihrem Toben verständlich machen zu können, versuchte er das Geräusch der Wellen durch seine Stimme zu übertönen. In einem unterirdischen Gemache, welches er sich in seinem Hause hatte anlegen lassen, fand er die zum Arbeiten nöthige Ruhe und Stille; hier übte er sich auch ungestört in den Geberden und in der Haltung des Körpers. Er hatte sich an eine zuckende Bewegung mit der Schulter gewöhnt; wenn er sich diese

erlaubte, verwundete ihn ein entblößtes, von der Decke herabhängendes Schwert. So unglaublich diese Anstrengungen scheinen, so unglaublich war auch ihr Erfolg. Sein Vortrag und seine Geberde wurden nicht nur fehlerfrei, sondern er ward wegen der Vollendung, die er darin erlangt hatte, eben so sehr gerühmt als wegen der anderen, wichtigeren Vorzüge, die er als Redner besaß. Demosthenes soll der Meisterschaft im Sprechen und in der Geberde eine ungemeine Wichtigkeit zugeschrieben, und sie für die vornehmste Eigenschaft des Redners erklärt haben. Allerdings mochte er, vielleicht eben weil ihre Erwerbung ihm so viel Mühe gekostet hatte, einen großen Werth darauf legen; daß er sie jedoch keinesweges für das Wesen der Beredsamkeit hielt, wird ein später anzuführendes Zeugniß aus seinem Munde beweisen.

Diesen Bestrebungen des Demosthenes, sich für die körperliche Beredsamkeit auszubilden, wird man nach den jetzigen Ansichten schwerlich Gerechtigkeit widerfahren lassen; ja, man könnte vielleicht darin nichts anders als die Wirkung einer übermäßigen Eitelkeit sehen. Es fragt sich jedoch, welchem von beiden mit größerem Rechte Eitelkeit vorgeworfen werden könne, dem welcher sich um die äußere Beredsamkeit bemüht, oder dem welcher sie vernachlässigt. Denn auch der letztere wird schwerlich auf einen durch seine Erscheinung hervorzubringenden vortheilhaften Eindruck Verzicht leisten; meint er nun, dies

durch eine rohe Persönlichkeit leisten zu können, so muß er doch eine viel höhere Meinung von sich selber haben als der Andere, welcher sich auch äußerlich jenem Zwecke gemäß auszubilden sucht. Wenn auch die Eitelkeit sich zuweilen auf solche Bestrebungen einläßt, so pflegt sie doch, ihres Sieges im Voraus gewiß, sich bald darin zu genügen; und nimmermehr wird sie eine solche eiserne Beharrlichkeit, wie diejenige, welche Demosthenes in diesen Uebungen bewies, einflößen können. Etwas Anderes, das höher steht als die Eitelkeit und das dauerndere Wirkungen hervorbringt, muß in ihm geherrscht haben, und dies kann nichts anders als das Pflichtgefühl gewesen seyn. Indem er den Beruf eines Redners übernahm, hatte er auch das eifrigste Streben nach allem, was zu diesem Berufe gehört, übernommen. Er betrachtete also auch gewiß die Beredsamkeit als Etwas, das erworben werden muß, und das man durch einen hartnäckig darauf gerichteten Willen erwerben kann: eine Ansicht von der jetzt herrschenden sehr verschieden, nach welcher man die Beredsamkeit für eine angeborne schöne Gabe hält, die kaum der Pflege bedarf. Welche Ansicht von beiden aber die richtige sey, das geht schon aus den Früchten hervor, die sie tragen; denn in dem Demosthenes erscheint die Beredsamkeit in ihrer höchsten Lebenskraft; unter uns fristet sie nur ein kümmerliches Daseyn.

Zweites Kapitel.

Demosthenes tritt in seine Laufbahn. Rede gegen den Leptines, über die Symmorien und gegen den Midias.

In seinem dreißigsten Jahre, Olymp. 106, 2 (355 vor Christo) trat Demosthenes mit einer Rede auf, die für ein vollendetes Meisterwerk gelten muß; es ist die gegen das Gesetz des Leptines. Nach diesem Gesetze sollte keiner, außer den Nachkommen des Harmodius und Aristogiton, von den öffentlichen Lasten frei seyn; das Volk sollte in Zukunft Keinem eine solche Befreiung ertheilen; und wer einen dahin gerichteten Antrag machte, sollte bestraft werden. Von den Abgaben zu Kriegsrüstungen hatte in Athen niemals eine Befreiung Statt gefunden; aber die Immunität von andern Steuern zu minder wichtigen Zwecken, zur Aufstellung von Chören und dergleichen, hatte das Volk oft, und nicht immer den Würdigsten, bewilligt. Zu Gunsten dieses Gesetzes ließ

sich also anführen, daß viele Reiche ohne Verdienst die Immunität erlangt hätten, und daß die Last dieser Liturgien, wie man solche Abgaben nannte, unverhältnißmäßig die Aermeren drückte. Das erste Jahr seit der Annahme dieses Gesetzes war verflossen; und es konnte zwar auf die Aufhebung desselben angetragen, der Urheber aber konnte nicht mehr wegen der Gesetzwidrigkeit seines Vorschlages bestraft werden. Aus diesem Verhältniß läßt sich die Schonung erklären, womit Leptines, der auch sonst ein geachteter Bürger gewesen zu seyn scheint, in der Rede behandelt wird. Demosthenes hielt sie als Beistand der beiden Kläger; der eine war der Sohn des Chabrias, mit Namen Ctesippus, dem es um die Erhaltung der seinem Vater verliehenen Immunitäten zu thun war.

Ob nun gleich Demosthenes gelegentlich zeigt, der Vortheil, den man von der Aufhebung der Immunitäten erwarte, sey nicht so groß als es scheinen möchte, so genügte dies doch nicht, um das Gesetz umzustoßen, sondern es bedurfte dazu eines stärkeren Antriebes. Demosthenes wählt den des Edelmuths und der Treue; und wenn dies ihm zur Ehre gereicht, so gereicht es nicht minder den Atheniensern zur Ehre, daß sie die Kraft dieses Antriebes empfanden, und, geschichtlichen Nachrichten zu Folge, das Gesetz des Leptines aufhoben. Wegen dieses Vorherrschens der sittlichen Bewegungsgründe gehört diese Rede zu denjenigen des Demosthenes, welche von

dem stoischen Philosophen Panätius ganz vorzüglich geschätzt wurden. Immer kommt er darauf zurück: Der Ruhm des Edelmuths und der Treue stände höher als handgreiflicher Gewinn; diesem Ruhme habe das athenienſische Volk immer nachgestrebt, und habe ihm oft die größten Opfer gebracht; wenn es nun das Gesetz des Leptines bestätige, so würde es diesem Ruhme entsagen, und statt dessen die Schmach der Treulosigkeit auf sich laden. In einer Stelle schon im Anfang der Rede, wird dieser Gedanke folgendermaßen ausgeführt.*)

„Welch ein schmachvoller Widerspruch, Athenienser! Ihr habt ein Gesetz gegeben, keiner solle bei den Verkäufen des Marktes betrügen, woraus doch für das Ganze kein Schaden entspringt: und bei dieser öffentlichen Angelegenheit wollte das Volk nicht das Gesetz befolgen, das es selbst den Einzelnen gegeben hat, sondern es wollte diejenigen, die ihm Gutes erwiesen haben, hintergehn? Woraus noch obenein für euch selbst kein geringer Schade entspringen würde; denn ihr müßt nicht nur darauf sehen, wie ihr einen Verlust an Gelde, sondern auch wie ihr den Verlust des guten Rufes vermeidet. Um den Ruf nämlich habt ihr euch immer mehr bemüht als um Geld, und nicht nur ihr, sondern auch eure Vorfahren. Denn die großen Schätze, welche sie früher gesammelt hatten, gaben sie alle dahin für die

*) Demosthenes adversus Leptinem § 8—12 ed. Wolf.

Ehre; sie vermieden um des Ruhmes willen keine Gefahr, sondern opferten stets noch ihr eigenes Vermögen dabei auf. Dieses Gesetz nun verwandelt solchen schönen Ruf in einen schlechten, der weder euren Vorfahren noch euch selber gebührt. Denn es verursacht einen dreifachen schrecklichen Schimpf, den des Neides, der Untreue und der Undankbarkeit. Daß es nun durchaus nicht eurer Gesinnung gemäß ist, Athenienser, ein solches Gesetz zu bestätigen, das will ich durch Anführung einer früheren Thatsache euch mit wenigen Worten beweisen. Die Dreißig nämlich, so wird erzählt, borgten Geld von den Lacedämoniern, um diejenigen, welche den Piräeus inne hatten, zu bekämpfen. Als man nun zur Eintracht zurückgekehrt und die Ordnung wiederhergestellt war, schickten die Lacedämonier Abgesandte, um jene Summe zurückzufordern. Die Meinungen waren getheilt; einige verlangten, daß diejenigen, welche das Geld geborgt hatten, nämlich die aus der Stadt, es auch zurückzahlen sollten; andere stellten die Behauptung auf, es müsse das erste Zeichen der Versöhnung seyn, diese Schuld gemeinschaftlich abzutragen. Da beschloß nun das Volk, im Ganzen beizusteuern und diese Ausgabe zu bestreiten, um Nichts von seinen Versprechungen unerfüllt zu lassen. Bedenkt nun den schrecklichen Widerspruch, Athenienser! Damals wolltet ihr, um nicht zu hintergehen, für diejenigen die euch Uebels gethan hatten, jene Summe zusammen bringen; und nun, da

ihr ohne Ausgabe, indem ihr nur das Gesetz aufhebt, euren Wohlthätern könnt Gerechtigkeit widerfahren lassen, wolltet ihr sie lieber betrügen? Das wäre meine Meinung nicht. Der Charakter unsers Volks, Athenienser, wenn man ihn nach vielem andern und nach dem, was ich so eben sagte, beurtheilt, ist Treue und Redlichkeit; ist der Eifer, nicht Geldvortheile zu erwerben, sondern edle Thaten zu vollbringen. Den Charakter des Mannes, der das Gesetz vorgeschlagen hat, kenne ich im übrigen nicht, ich will ihm nichts Böses nachsagen, weiß auch nichts dergleichen von ihm. Wenn ich ihn aber nach seinem Gesetz beurtheile, so finde ich, daß seine Sinnesart von der Gesinnung der Stadt sehr verschieden ist. Nun meine ich, es sollte lieber jener euch Folge leisten in der Aufhebung des Gesetzes, als ihr jenem in der Annahme desselben; und es wäre ihm und euch nützlicher, wenn die Stadt den Leptines überreden könnte, ihr ähnlich zu werden, als wenn sie sich von ihm überreden ließe, ihm ähnlich zu seyn."

Diesen Gedanken führt nun Demosthenes auch in Beziehung auf einzelne Männer durch; er schildert die ruhmvollen Thaten des Conon und des Chabrias, und zeigt, wie unwürdig und schmachvoll es seyn würde, ihnen den verdienten Lohn derselben zu entreißen.

Das Gesetz des Leptines konnte aber auch aus dem Gesichtspunkte des Attischen Rechtes angegriffen werden, indem es mit manchen anderen Gesetzen nicht in dem

besten Einklang stand. Auch von diesen juristischen Gründen macht Demosthenes mit vielem Scharfsinn Gebrauch. Er selber schlägt ein anderes Gesetz vor, durch welches ohne Verletzung der Ehre und Treue dem Mißbrauch in Verleihung der Immunitäten vorgebeugt werden könnte.

Gegen das Ende entwickelt er noch zwei Gedanken, die eben so scharfsinnig als großartig sind. Er bemerkt nämlich, Draco, dieser strenge Gesetzgeber, der die Todesstrafe gegen den Todtschlag verordnete, habe doch Fälle angenommen, wo man ungestraft tödten könne: wie hart sey es also, daß Leptines nicht einmal Fälle unterscheide, wo man ungestraft von dem Volke für geleistete Dienste eine Belohnung fordern dürfe. Die Stelle lautet folgendermaßen:*)

„Denn seht, bei Gott, was ist wohl dasjenige, das wir am meisten verabscheuen, und das alle Gesetze am meisten zu verhindern suchen? Dies ist der Todtschlag, worüber ein besonderer Wächter, der hohe Rath des Areopagus, verordnet ist. Draco, der die Gesetze darüber gegeben hat, indem er es als etwas recht schreckliches und furchtbares darstellen will, einen Menschen zu tödten, indem er den Todtschläger von dem Weihwasser, von dem Trankopfer, von den Tempeln, von den Versammlungen ausschließt, indem er alles andere häuft, was am meisten von einer solchen That abschrecken kann,

---

*) Demosthenes adversus Leptinem § 136—138 ed. Wolf.

hat doch den Fall des Rechtes nicht übersehn, sondern hat bestimmt, wann es erlaubt ist einen Menschen zu tödten, und hat den, der es in solchen Fällen thut, für rein erklärt. Also einen Menschen zu tödten kann erlaubt seyn nach den unter euch bestehenden Gesetzen: aber Dank zu begehren, das ist niemals, das ist auf keine Weise erlaubt, nach dem Gesetze, das dieser gegeben hat! So sey es nicht, Athenienser! Vermeidet vielmehr den Schein, als hättet ihr eifriger dafür gesorgt, eure Wohlthäter an Erlangung der Belohnung zu hindern, als zu verhüten, daß ein Todtschlag unter dem Volk begangen werde."

Die andere Stelle ist ausgezeichnet durch eine ungemein kühne und überraschende Gedankenwendung. Demosthenes führt nämlich an, daß nach dem Gesetze des Leptines kein anderer die Befreiung genießen sollte, als die Nachkommen des Harmodius und Aristogiton; und nun fragt er, was man denen, die etwa in Zukunft ähnliche Thaten vollbrächten und ähnliche Dienste leisteten, zu erweisen gedenke; denn es sey übermüthig zu glauben, daß ähnliche Umstände niemals wieder eintreten könnten. Er sagt:*)

„Außer allem bisherigen hört auch noch Folgendes. Ein Gesetz kann nicht gut seyn, welches sich in Betreff der Vergangenheit und der Zukunft widerspricht. Keiner soll befreit seyn, heißt es darin, außer den Nachkommen

*) Adversus Leptinem §. 139—141 ed. Wolf.

des Harmodius und Aristogiton. Wohl! Und es soll auch künftig nicht erlaubt seyn, diese Befreiung zu verleihen. Auch denen nicht, Leptines, welche vielleicht jenen ähnlich wären? Wenn du das Frühere nicht tadeltest, wie, wußtest du etwa auch das Zukünftige? Aber, bei Gott, wir sind ja weit entfernt, jetzt etwas Aehnliches zu befürchten. Möge es niemals wiederkehren, o Athenienser! Aber da wir Menschen sind, so geziemt es uns solche Worte zu reden, und solche Gesetze zu geben, die Niemand der Vermessenheit zeihen könne. Wir müssen das Gute hoffen, und die Götter bitten es uns zu geben, aber auf menschlichen Wechsel gefaßt seyn. Niemals hätten wohl sonst die Lacedämonier geglaubt, in ihre jetzige Lage zu gerathen. Niemals hätten wohl die sonst freien Syrakusaner, die von den Karthaginiensern Abgaben erhoben, die über alle ihre Nachbarn herrschten, die uns selbst in einer Seeschlacht besiegt hatten, niemals hätten sie wohl gedacht, daß sie unter die Herrschaft eines Schreibers sich beugen würden. Und auch der jetzt lebende Dionysius hätte wohl niemals gedacht, daß Dion mit einem Kauffahrtei-Schiffe und mit wenigen Kriegern ihn, der so viele Schiffe, Söldlinge und Städte besaß, vertreiben würde. Aber die Zukunft, meine ich, ist allen Menschen unbekannt, und geringe Umstände können zu den größten Veränderungen führen. Deshalb muß man Maaß halten im Glücke, und auf das Zukünftige bedacht seyn."

Man findet in dieser Rede keine überströmende Fülle, keine heftigen Aufwallungen, keine glänzende, aber das Ebenmaaß aufhebende Entwickelung einzelner Gedanken; wie man dies von dem noch jugendlichen Alter des Redners vielleicht hätte erwarten können. Immer hält sich die Schreibart in der mittleren Sphäre, wie es sich bei einer Angelegenheit ziemte, die mehr ruhige Ueberlegung als das Erwecken heftiger Affekte verlangte. Die Schreibart hat die Nettigkeit und Eleganz, wodurch die besten Schriftsteller aus dem Jahrhunderte Ludwigs XIV sich auszeichnen. Die Perioden, unbeschadet der Einfachheit, sind sehr sorgfältig ausgearbeitet und abgerundet. Vordersatz und Nachsatz werden gewöhnlich benutzt, um den Kontrast zwischen dem was man thut, und dem was man thun sollte, recht augenscheinlich hervorzuheben. Alle Gegenstände und Personen, auch die des Gegners, werden mit attischer Feinheit und Grazie behandelt, weshalb auch diese Rede von Dionys die anmuthigste aller Reden genannt wird.*) Man hätte diese Eigenschaft kaum von einem Manne erwartet, der, wie es aus seiner Geschichte hervorgeht, manche damals excentrisch scheinende Gewöhnungen angenommen, und weniger als seine Zeitgenossen es zu thun pflegten, im geselligen Verkehr mit anderen Menschen gelebt hatte. Aber dieses Beispiel beweiset, daß auch die Anmuth und Grazie der Rede nicht sowohl von außen angebildet wird, als aus der inneren

*) χαριέστατος ἁπάντων λόγων. Ad Ammaeum C. IV.

Quelle einer sittlichen Gesinnung entspringt. Wenn man dieser Rede etwas vorwerfen will, so könnte dies eine gewisse, mit ihrer einfachen Eleganz verbundene Nüchternheit seyn, welche besonders auffallend wird, wenn man sie mit den olynthischen, den philippischen und besonders mit der für die Krone vergleicht, in welcher der Redner den Höhepunkt des großartigen Styles erreicht, und welche auch der Zeit nach die letzte ist, die wir von ihm besitzen. So ist auch den Gemälden Raphaels aus seiner frühesten Periode eine gewisse Nüchternheit und Kälte vorzuwerfen, und in seinem letzten Werke, der Verklärung, entfaltete sich sein Genie in der größten Fülle und Kraft. Auch bei dem geistlichen Redner wird die Kraft und Fülle der Gedanken und der Reichthum der Empfindungen, anstatt mit den Jahren abzunehmen, sich mit denselben nur vermehren können; aber freilich nur unter der Bedingung, daß er die höhere Quelle, aus der sie fließen, niemals in seinem Innern versiegen lasse.

Im dritten Jahre der 106ten Olympiade, 354 vor Christo, hielt Demosthenes, damals 31 Jahre alt, seine erste Staatsrede vor dem Volke. Sie ist überschrieben: „Von den Symmorien." Symmorien sind Vereine von Bürgern, die zur Ausrüstung der Kriegsschiffe verpflichtet waren. Man sollte erwarten, daß, wenn Demosthenes vor dem Volke sprach, Philipp von Macedonien und der Krieg gegen denselben der Gegenstand der Rede ge-

wesen seyn müsse. In der That saß auch, als Demosthenes diese Rede hielt, Philipp seit fünf Jahren auf dem Thron. Er hatte durch die Eroberung von Amphipolis, Pydna und Potidaea seine Macht befestigt und vergrößert. Aber dem Demosthenes müssen damals noch nicht die Augen über ihn aufgegangen seyn, denn seiner wird in der Rede mit keiner Sylbe gedacht. Die Veranlassung dazu gab ein Gerücht, daß Artaxerxes Ochus, König von Persien, die Griechen mit Krieg überziehen wolle. Die dadurch aufgeregten Athenienser wurden von ihren Rednern, welche sie auf die Großthaten ihrer Vorfahren hinwiesen, aufgefordert, dem Könige zuvor zu kommen, und den Krieg gegen ihn anzufangen. Hätte man nicht glauben sollen, bei der Jugend des Demosthenes, bei seiner Begeisterung für den Ruhm seines Vaterlandes, eben diesen Vorschlag aus seinem Munde zu hören? Man erstaunt daher nicht wenig, wenn man sieht, daß er vom Kriege gegen Persien abräth. Seine politische Ansicht ist eben so originell und geistreich, als wahr und gegründet, und sie konnte bei ihm nur durch ein tiefes, parteiloses Erwägen aller Verhältnisse entstanden seyn. Fingen die Athenienser den Krieg an, meint er, so würden sie ihn allein führen müssen, denn der König von Persien würde alsdann Mittel finden, die andern Griechen zum Abfall von ihnen zu verleiten. Warteten sie aber, bis sie selbst vom Könige angegriffen würden, so würden alle anderen hellenischen Völker sich ebenfalls bedroht

fühlen, und durch die Noth getrieben ihre treuesten Bundesgenossen seyn. Nichts desto weniger aber wären Rüstungen nothwendig, die, sey es gegen den König, sey es gegen jeden andern Feind, den Atheniensern zu statten kommen würden. Indem er nun von diesen Rüstungen redet, schlägt er eine andere und verbesserte Einrichtung der schon bestehenden Symmorien vor, wobei er sehr tief und sehr scharfsinnig in diesen Zweig der Kriegsverwaltung und in alle Einzelheiten desselben eindringt. Diese Erörterungen scheinen uns trocken, aber dem Redner gereicht es zur Ehre, daß er eine heilsame Trockenheit einem müßigen Glanze vorzog. Bei dem allen fehlt es aber nicht an den ihm eigenen kühnen und überraschenden Wendungen. Indem er nämlich von den zu einem Feldzuge erforderlichen Geldern spricht, so behauptet er, wenn man sie jetzt suche, so würde man sie nicht finden; wenn man dies aber jetzt unterlasse, so würden sie vorhanden seyn. Und dies erklärt er so: Die bloße Furcht vor einem Kriege mit dem Perser-König würde keinen der vielen reichen Athenienser antreiben freigebig beizusteuern; würden sie aber von dem König angegriffen, so würde keiner so thöricht seyn, daß er nicht freiwillig das Seine darböte. Der Redner sagt:*)

„Wegen der erforderlichen Gelder und der Mittel sie aufzubringen, weiß ich wohl, daß ich etwas Auffal-

---

*) Demosthenes Staatsreden übersetzt von Jacobs S. 22.

lendes sagen werde; dennoch will ich es sagen, weil ich den Glauben hege, daß, wenn man es gehörig in Erwägung zieht, sich zeigen wird, daß ich allein das Wahre und das was geschehen wird gesagt habe. Ich behaupte nämlich, daß man jetzt nicht von den Geldern sprechen dürfe; denn, wenn das Bedürfniß eintritt, werden wir große, schöne und gerechte Hülfsmittel haben, die aber wenn wir sie jetzt schon suchen, auch dann für uns nicht vorhanden seyn werden; so viel fehlt, daß wir sie jetzt herbeischaffen könnten; wenn wir dies aber jetzt unterlassen, so werden sie da seyn. Was für Hülfsmittel sind nun das, die jetzt nicht vorhanden sind, dann aber da seyn werden? Dies ist einem Räthsel ähnlich. Ich will mich erklären. Blicket, ihr Männer Athens, hier auf diese ganze Stadt! In ihr ist ein Reichthum wie, ich darf fast sagen, in allen anderen Städten zusammen; die Besitzer desselben aber sind so gesinnt, daß wenn auch alle Redner sie mit der Nachricht erschreckten, daß der König komme, daß er schon da sey, daß dies nicht anders seyn könne, und wenn außer den Rednern eine gleiche Anzahl von Wahrsagern dasselbe verkündigte, sie doch nicht bloß keine Beiträge geben, sondern ihre Habe nicht einmal sehen lassen, ja, sie nicht einmal eingestehen würden. Wenn sie aber wahrnehmen, daß die furchtbaren Worte zur That werden, so ist keiner so thöricht, daß er nicht freiwillig das Seinige gäbe und es zuerst darböte; denn wer möchte wohl lieber mit seiner ganzen Habe zu

Grunde gehen, als einen Theil des Seinigen für sich und die Erhaltung des übrigen Theils darbringen? Ich behaupte also, daß die Mittel dazu vorhanden seyn werden, wenn sie in Wahrheit nöthig sind, vorher aber nicht. Daher rathe ich, sie gar nicht aufzusuchen; denn was ihr jetzt beischaffen würdet, wenn ihr es beischaffen wolltet, würde in der That höchst lächerlich seyn."

Wir sehen also hier, wie Demosthenes den Ruhm verschmäht, den er durch glänzende Deklamationen hätte einernten können, zu denen sich hier eine so günstige Gelegenheit darbot; wie er einzig bemüht ist, den Gegenstand richtig aufzufassen, die Verhältnisse richtig zu beurtheilen; wie die Wahrheit ihm das Höchste ist, dem er alles Andere aufopfert. Dieses findet sich in allen seinen Reden; hierin liegt ihre Größe und Gediegenheit; auf diesem Wege hat er den echten Ruhm erworben, der überhaupt nur zu erlangen ist, wenn man den falschen Ruhm verschmäht. Der heidnische Redner ist hier ein Muster, das wohl verdient christlichen Rednern aufgestellt zu werden, und das vielleicht manche nicht ohne Schaam werden betrachten können. Auch sie sollten streben, nicht das was glänzt und was Beifall erwirbt, sondern das was heilsam und nützlich ist, zu sagen; sie sollten ihren Ruhm darein setzen, den Gegenstand, von dem sie reden, so tief als möglich zu ergründen, und ihn dann, so wie sie ihn anschauen, auch vor ihre Zuhörer hinzustellen. Es müßte ihnen nicht um den Beifall der

Menschen, sondern um deren Heil und Erbauung zu thun seyn. Dadurch würden sie wahrscheinlich am Ende auch Ruhm bei den Menschen gewinnen; und wenn auch dieser ihnen fehlte, so hätten sie doch den Ruhm bei Gott, welcher der einzige ist, nach dem der christliche Redner trachten soll.

Ehe wir den Demosthenes in seinem Kampfe gegen Philipp betrachten, müssen wir noch einer Rede erwähnen, die eine ihm persönliche Angelegenheit betrifft. Es ist die gegen den Midias. Demosthenes war von seinem Stamme zum Choragen bei dem Bacchusfeste ernannt worden; das heißt, man hatte ihm die Pflicht übertragen, einen Chor zu diesem Feste zu bekleiden und einzuüben. Midias, ein reicher und übermüthiger Mann, hatte ihm nicht nur während dieses ganzen Geschäftes unzählige Hindernisse in den Weg gelegt, sondern er hatte ihm auch, als er mit seinem Chor auf dem Theater erschien, durch einen Schlag ins Gesicht eine öffentliche Beschimpfung zugefügt. Die Rede des Demosthenes gegen ihn ist gleichsam ein Feuerstrom eines Unwillens, der edel genannt werden kann, weil er von der persönlichen Beleidigung sich stets zu der allgemeinen Idee des Rechts und des Unrechts erhebt; und es offenbart sich darin die dem Redner eigene, unwiderstehliche Kraft, die er bisher in eben dem Maaße zu zeigen noch nicht Gelegenheit ge habt hatte. Diese Rede ist aber nur geschrieben, nicht gehalten worden; Demosthenes wurde vom Midias vermittelst einer bedeutenden Summe (30 Minen) bewogen

zu schweigen, und die Klage fallen zu lassen. Dies wirft Aeschines in der Rede gegen den Ktesiphon ihm vor; und da er in seiner Gegenrede nichts erwidert, so scheint er die Thatsache anzuerkennen. Plutarch meint, die 30 Minen möchten es wohl nicht allein gethan haben, sondern Demosthenes habe die Macht und die Verbindungen des Midias gefürchtet, und nicht gehofft, seine Klage dagegen durchsetzen zu können. Sehr wohlthuend für die Freunde des Demosthenes ist die Aeußerung des Isidorus von Pelusium, welcher behauptet, man dürfe den großherzigen Mann nicht so schimpflicher Gewinnsucht beschuldigen; er habe bei der Macht seiner Gegner an dem Erfolg der Klage verzweifelt, und daher lieber nachgeben, als sich einer Niederlage aussetzen wollen.*) Was sein Stillschweigen gegen den Vorwurf des Aeschines betrifft, so könnte man vielleicht sagen, daß er in der Rede für die Krone manche andere Vorwürfe seiner Gegner mit Stillschweigen übergeht, vornehmlich solche, gegen welche er sich schon durch die öffentliche Meinung gerechtfertigt glaubte, und dazu mag er auch diesen gerechnet haben. Wem es dennoch unmöglich scheint, den Demosthenes zu rechtfertigen, der möge bedenken, daß sich oft das Gemeine neben dem Großen befindet, selbst bei denen, welche die Segnungen des Christenthums genießen; und daß wegen eines Fehlers, dessen ein Mensch mit Recht angeklagt wird, man seine unleugbar herrlichen Eigenschaften nicht übersehen darf.

---

*) οὐ γάρ τι λαβὼν, ὡς Αἰσχίνης ἔφη, ἀπέδοτο τὴν κα-

Bei dieser Rede gegen den Midias ist es der Zweck des Demosthenes, die Richter zu bewegen, nicht nur den Midias zu verurtheilen, sondern eine der schwereren Strafen, vermuthlich die Konfiskation seines sehr bedeutenden Vermögens, über ihn zu verhängen. Die Hauptidee bei der ganzen Rede mußte natürlich die des bürgerlichen Rechtes seyn, welches Midias durch die dem Demosthenes zugefügte Beleidigung mit Füßen getreten hatte. Die Thatsache selbst war notorisch und nicht schwer zu beweisen; es werden deshalb nur wegen einiger Nebenumstände Zeugen vorgerufen. Nun kam es aber darauf an, die Größe des Vergehens darzuthun; und dies bewirkt Demosthenes dadurch, daß er es nicht als ein Vergehen gegen den Einzelnen, sondern gegen die Gesetze überhaupt, ja gegen die Gottheit, deren Fest gefeiert ward, darstellt. Dies wäre indeß noch nicht hinreichend gewesen, um den Richtern den Affekt des Unwillens in einem hohen Grade einzuflößen, und sie zum Verhängen einer schweren Strafe zu bewegen. Es werden daher von dem Redner aus dem Leben des Midias viele Züge der Ungerechtigkeit und eines frevelhaften Uebermuthes angeführt. Mit der Rechtsidee verbindet sich also hier die Tugend-

---

ταχειροτονίαν. οὐ γὰρ δέχεται τὴν αἰτίαν τῆς αἰσχροκερδείας ἡ μεγαλοψυχία τοῦ ῥήτορος... ἀλλὰ τοὺς ἐχθροὺς ἰσχυροτέρους ἡγησάμενος τοῦ λόγου, καὶ ὡς πρὸς τὴν ἐκείνων βίαν οὐδαμοῦ φανεῖσθαι τὴν τέχνην λογισάμενος, εὐπρεπῶς κατέθετο τὴν συμφορὰν, ἄμεινον ἡγησάμενος τὸ πραότητι καθυφεῖναι δόξαι τοῦ κρίσει δικαστῶν ἡττᾶσθαι. Isidorus Pelusiota. Lib. IV. Epistola 205.

idee, indem gezeigt wird, Midias habe nicht nur in einem einzelnen Falle die Gesetze übertreten, sondern er sey überhaupt ein Mensch von einem hassenswerthen Charakter. Sehr wichtig war es dem Redner, diesem Charakter seinen eigenen auf eine vortheilhafte Weise gegenüber zu stellen. Er redet also von Anfang bis zu Ende als ein tief Gekränkter und Beleidigter; aber sein Unmuth hat immer ein edles Gepräge, denn er leitet ihn her von der ungeheuren Größe der Beleidigung, von seiner Ehrfurcht für die Götter, und von seinem regen Gefühl für das Beste seiner Mitbürger, indem er durch die Beleidigung, die er selbst erlitten, jeden derselben gefährdet sieht.

Die Größe der Beleidigung weiß der Redner auf folgende Weise anschaulich zu machen:*) „Man wird auch nicht sagen können, daß, während Beleidigungen dieser Art niemals besonders schlimme Folgen gehabt haben, ich die Sache nur übertreibe, und als etwas Furchtbares darzustellen suche. Nein, so verhält es sich nicht. Ihr wißt Alle, oder es haben es doch Viele unter euch gehört, daß der Ringer Euthymus, ein Jüngling, den Pankratiasten Sophilus erschlug. Viele kannten gewiß diesen Sophilus; es war ein starker, schwarzer Mann. Es geschah zu Samos, in einer ganz gewöhnlichen Gesellschaft. Sophilus hatte den Euthymus mit der Absicht zu beleidigen geschlagen; und dieser, indem er sich dagegen ver-

*) Contra Midiam p. 537. ed. Reiske.

theidigte, tödtete jenen. Ebenso wissen Viele unter euch, daß Euaeon, Bruder des Leodamas, bei einem Gastmahl und einer öffentlichen Versammlung einen Böotier wegen eines einzigen Schlages tödtete. Denn was den Zorn erweckt, das ist nicht der Schlag, sondern die Schmach; und was ein freier Mann schrecklich findet, das ist nicht sowohl geschlagen zu werden — obwohl auch dieses schon schrecklich ist, — sondern die Absicht ihn zu beschimpfen. Denn der, welcher einen Schlag thut, kann Manches, was man einem Andern nicht deutlich zu machen im Stande ist, hinzufügen, durch die Stellung, durch den Blick, durch die Stimme, wenn er beschimpfen will, wenn ihn Feindschaft treibt, wenn er die Faust ballt, wenn er ins Angesicht schlägt. Das bewegt, das bringt einen Menschen außer sich, der nicht gewohnt ist Mißhandlungen zu ertragen. Keiner ist im Stande, o Athener, wenn er so etwas erzählt, es seinen Zuhörern so schrecklich darzustellen, wie in der That und in der Wirklichkeit die Beschimpfung dem, der sie erlitt, und denen, welche es sahen, erscheinen muß."

Es ist eine große Feinheit, daß Demosthenes die Scene, wie er geschlagen ward, und die Empfindungen, die er dabei hatte, nicht ausführlich schildert; denn er wäre dabei nicht zu seinem Vortheil erschienen. Hier findet er Gelegenheit, seine eigenen Empfindungen auszudrücken, aber nicht, indem er das was ihm, sondern das was einem Andern begegnet ist, erzählt.

Was die Darstellung betrifft, so ist diese Rede bewunderswürdig durch den darin von Anfang bis zu Ende, ungeachtet ihrer Länge, herrschenden, niemals erkaltenden Affekt, der sich in jedem Satze, man möchte sagen, in jedem Worte ausdrückt. Eine kalte und schwache Stelle ist durchaus nicht darin zu finden. Die Gedanken sind niemals von außen herbeigezogen, immer aus dem Gegenstande geschöpft, der bis in alle seine Tiefen ergründet wird. Das was am häufigsten vorkommt, ist die Aufforderung an die Richter, ihre Pflicht zu thun, und den Midias zu bestrafen; aber immer geschieht dies mit neuen Wendungen, worin sich der Redner unerschöpflich zeigt. Die Peroratio, die natürlich eben diesen Gedanken enthalten mußte, ist eines der schönsten Stücke in der ganzen Rede, und ein Muster für die Peroratio überhaupt, weil sie diesen Gedanken in einer ganz neuen und überaus edlen Wendung vorträgt. Sie lautet folgendermaßen:

„Bedenket auch dies: Binnen Kurzem, wenn die Sitzung aufgehoben ist, wird jeder unter euch, der schneller, der langsamer, nach Hause zurückkehren, unbekümmert, ohne sich umzusehn, wer ihm auch begegnen mag, es sey Freund oder Feind, es sey einer von den Großen oder von den Geringen, es sey ein Starker oder ein Schwacher; über solches Alles macht er sich keine Sorge. Und warum dies? Weil er in seiner Seele überzeugt ist, und muthig glaubt, und auf die Verfassung dies

Vertrauen setzt, Keiner werde ihn angreifen, Keiner ihn beschimpfen, Keiner ihn schlagen. Und die Furchtlosigkeit, mit welcher ihr weggehet, ihr wolltet nicht, bevor ihr gehet, sie in mir befestiget haben? Und durch welche Erwägung soll ich, nachdem ich solches erduldet habe, noch ferner das Leben ertragen, wenn ihr mein Recht unbeachtet laßt? u. s. w."

Drittes Kapitel.

Demosthenes fängt an Philipp von Macedonien zu bekämpfen. Die erste philippische Rede und die drei olynthischen Reden.

Die Zeit, in welcher Demosthenes die Bedeutung des Philippus und die Gefahren erkannte, welche durch ihn den Griechen drohten, könnte man die Zeit seiner politischen Erweckung nennen. Mit einem jeden Jahre stieg seine Einsicht in die Plane des Königs von Macedonien, und die Kraft des Widerstandes, die er ihm entgegensetzte. Leider aber hatte er nicht allein den Philipp zu bekämpfen, sondern einen noch viel schlimmeren Feind, nämlich die Schlaffheit, die Sorglosigkeit und den Leichtsinn der, längst von ihrer früheren Größe herabgesunkenen Athenienser. Andere rechtschaffene Männer, wie Phocion, glaubten sich zur Verachtung dieses Volkes, von dem nichts Großes mehr zu erwarten wäre, berechtigt. Demosthenes aber wählte eine viel edlere Stellung

gegen seine Mitbürger. Indem er gegen ihre Fehler eifert, zeigt er ihnen immer zugleich das Vertrauen, sie würden zu einer besseren Gesinnung sich erheben, zu einer rühmlichen Thätigkeit sich entschließen. Sein Beispiel lehrt, daß das Vertrauen, welches man den Menschen zeigt, eines der wirksamsten Mittel ist, um sie für das, was groß und edel ist, zu begeistern. Die Athenienser ertrugen nicht nur den Tadel des Demosthenes, sie erfüllten auch, wenigstens in vielen Rücksichten, seine Erwartungen. Zwar war es von der Vorsehung, welche durch das Christenthum eine neue Gestaltung der Welt vorbereitete, beschlossen, daß Athen von seiner Höhe herabsinken sollte; die Blüthe der heidnischen Staaten konnte überhaupt nur eine vergängliche seyn. Aber wenigstens verdankt es Athen dem Demosthenes, daß es mit Ehre gefallen ist, und daß die Zeit, die dem Verlust seiner Selbstständigkeit voranging, zu den schönsten in seiner Geschichte gehört.

Die Betrachtung der Reden des Demosthenes in seinem Kampf gegen den Philipp ist besonders geeignet, die Ansicht zu bestätigen, nach welcher das Reden ein Handeln ist, und um wirksam zu seyn, denselben Gesetzen wie das Handeln, nämlich den sittlichen, unterworfen seyn muß. Die Reden des Demosthenes in dieser Periode sind seine Thaten, und der Redner ist durchaus nicht von dem Staatsmanne zu trennen. Was seinen Reden ihre Kraft giebt, das ist allerdings zum Theil

die sich darin entfaltende politische Weisheit; aber auch diese, da sie auf den Antrieb der Vaterlandsliebe erworben ward, ist als eine sittliche Eigenschaft zu betrachten. Vornehmlich jedoch ist die unwiderstehliche Wirkung dieser Reden der darin herrschenden großartigen Gesinnung zuzuschreiben, und der Sicherheit und Zuversicht, welche nur aus dem Bewußtseyn durchaus redlicher Absichten geschöpft werden kann. Hätten diese Vorzüge dem Demosthenes gefehlt, so würden alle die gewaltigen Anstrengungen, denen er sich in seiner Jugend unterzog, ihn nicht zu einem großen Redner gemacht haben.

Es war im 33. Jahre seines Alters, im ersten Jahre der 107. Olympiade, 352 vor Christo, als Demosthenes zum ersten Mal vor dem Volke gegen den Philippus sprach. Aus diesem Jahre ist wenigstens die erste der auf uns gekommenen Reden dieses Inhalts, außer welchen er viele andere, die nicht schriftlich aufgezeichnet wurden, gehalten haben mag. Um diese Zeit waren, nicht in ihm allein, sondern in vielen Andern Besorgnisse durch die Unternehmungen des Philippus erregt. Noch dauerte der Olymp. 105, 4 entstandene, so genannte heilige Krieg gegen die Phokeer, welche die Tempelschätze zu Delphi geplündert hatten, und der vornehmlich von den Thebanern gegen sie geführt ward. Die Phokeer hatten aber auch mit den Thessaliern zu kämpfen, welche den Philippus zur Hülfe herbeiriefen. Dieser wollte nun, von Thessalien aus, durch den Paß der Thermopylen in Phokis

und also in das eigentliche Griechenland eindringen. Die Athenienser erkannten die ihnen drohende Gefahr; sie sendeten schnell eine Flotte nach den Thermopylen, und nöthigten den Philippus, sein Unternehmen aufzugeben. Dies hatte sich kurz vorher zugetragen, und die Athenienser befanden sich in Rücksicht auf den Philipp in einem Zustande, der weder Krieg noch Frieden genannt werden konnte. Er erlaubte sich gegen sie einzelne Unternehmungen; auch sie sendeten gegen ihn Truppen in einzelnen dringenden Fällen; aber ein beharrlicher Krieg, nach einem festen Entwurfe, ward von ihnen nicht geführt. Demosthenes dringt nun darauf in seiner Rede, daß man einen solchen bestimmten Plan zum Kriege entwerfe, und wenn auch nicht viel, was die Umstände nicht erlauben mochten, aber doch etwas thun solle.

In der ersten philippischen Rede verlangt Demosthenes, Athen solle eine Flotte aussenden, um die Küsten des Landes, welches Philippus inne hatte, zu bewachen, und ihn an feindseligen Unternehmungen zu hindern. Diesen Vorschlag, den er gründlich entwickelt, und den er mit der Angabe alles dessen, was zur Ausführung nöthig war, begleitet, stellt er in die Mitte der Rede. Er beginnt und er schließt sie mit den mächtigsten, aus den Ideen der Ehre und der öffentlichen Wohlfahrt entlehnten Bewegungsgründen, die zur Annahme seines Vorschlags und zur Behauptung einer kriegerischen Stellung auffordern mußten. Wie man das Beschämende mit dem Ermun-

ternden verschmelzen, das Eine durch das Andere heben, und durch diese Verbindung unwiderstehlich antreiben und stacheln könne, — davon ist der Eingang dieser Rede ein bewundernswürdiges Muster.*)

— „Für das Erste also, ihr Männer Athens, darf euch die gegenwärtige Lage der Dinge nicht muthlos machen, wenn sie euch auch gar sehr ungünstig scheint; denn was darin in der vergangenen Zeit das Schlimmste ist, das ist für die Zukunft das Beste. Was ist dies also? Dies ist es, daß eure Sache darum so schlecht steht, weil ihr nichts von dem Erforderlichen thut; da, wenn ihr Alles, was nöthig ist, thätet, und sie doch so stände, nicht einmal Hoffnung zum Bessern vorhanden wäre. Dann müßt ihr das, was ihr von Andern gehört, und euch auch selbst aus eigner Erfahrung erinnert, in Erwägung ziehen, wie vor nicht langer Zeit, als die Lakedämonier so mächtig waren, ihr schön und geziemend, der Würde der Stadt in euren Handlungen nichts vergabt, sondern für die gerechte Sache von Hellas mit ihnen den Kampf bestandet. In welcher Absicht sag' ich das nun? Damit ihr inne werdet, ihr Männer Athens, und sehet, daß euch, wenn ihr wachsam seyd, nichts furchtbar ist, und wenn ihr euch sorglos beweist, nichts nach Wunsche geht; wovon euch eben die damalige Stärke der Lakedämonier ein Beispiel

*) Fr. Jacobs Demosthenes Staatsreden 2. Ausg. 1833. S. 89 bis 93.

ist, die ihr doch besiegtet, weil ihr die Sache mit Besonnenheit betriebt, und der jetzige Uebermuth dieses Makedoniers, der uns in Unruhe setzt, weil wir nichts von dem, was nöthig war, bedenken. Wenn nun mancher von euch, ihr Männer Athens, in Erwägung des Umfanges der jetzigen Macht des Philippus, und des Verlustes aller Plätze, die der Stadt angehörten, ihn für einen schwer zu besiegenden Feind hält, so urtheilt er recht; er bedenke aber dies, daß wir einst, ihr Männer Athens, Pydna und Potidäa und Methone und die ganze Gegend umher besaßen; daß viele Völker, die jetzt mit ihm sind, damals der Freiheit und Selbstständigkeit genossen, und weit mehr uns anzuhangen geneigt waren als ihm. Wenn nun Philippus damals eben so gedacht hätte, es sey schwer mit den Athenäern Krieg zu führen, die so viele Bollwerke seines Landes inne hätten, während er selbst ohne Verbündeten wäre: so würde er von Allem, was er vollbracht hat, nichts gethan, und nicht eine so große Macht erworben haben. Aber er, ihr Männer Athens, sah wohl ein, daß alle diese Plätze Preise des Krieges sind, und daß der Natur nach die Güter der Entfernten den Anwesenden, die Besitzungen der Sorglosen dem Rüstigen und Kühnen zufallen müssen. Mit dieser Gesinnung erfüllt, hat er sie alle überwältigt, und besitzt sie, die Einen nach dem Kriegsrecht als Sieger, die Andern als Bundesgenossen und Freunde; denn es wollen sich Alle mit dem verbinden und einen, den sie

bereit und gerüstet sehen, das was geschehen muß zu thun. Wenn denn also, ihr Männer Athens, auch ihr jetzt solche Gesinnungen hegen wolltet, da es früher nicht geschah, und jeder von euch, wo er nur kann und es seyn muß, mit Entfernung aller Ausflüchte und Vorwände, sich dem Staate nützlich zu zeigen bereit ist, der Vermögende durch Beiträge, der Rüstige durch Kriegsdienst; mit einem Worte, wenn ihr auf euch selbst rechnen und aufhören werdet euch mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß, während jeder selbst nichts thut, sein Nachbar Alles für ihn thun werde: dann werdet ihr, wenn Gott will, das Eurige wieder erhalten, das, was eure Sorglosigkeit verscherzt hat, wieder gewinnen und jenen bestrafen. Denn glaubet nicht, daß die Macht, die er gegenwärtig besitzt, ihm wie einem Gotte ewig und unvergänglich stehe; sondern mancher, ihr Bürger Athens, haßt ihn, mancher fürchtet, mancher beneidet ihn, selbst unter denen, die ihm am meisten ergeben scheinen, und man darf glauben, daß alle Gefühle, welche andre Menschen hegen, auch in dem Herzen derer herrschen, die mit ihm sind. Aber alles das hält sich jetzt scheu versteckt, da euer Zögern und eure Sorglosigkeit keine Zuflucht gestattet, was ihr eben jetzt ablegen müßt.

Denn ihr seht, ihr Männer Athens, die Lage der Dinge, wie weit es mit der Frechheit dieses Menschen gekommen ist, der euch nicht einmal die Wahl läßt, ob ihr handeln oder Ruhe halten wollt, sondern droht und,

wie man sagt, übermüthige Reden führt, und selbst nicht im Stande ist, zufrieden mit dem Besitze dessen, was er erobert hat, zu ruhen, sondern immer weiter um sich greift, und während ihr zaudert und stille sitzt, euch überall und von allen Seiten umstellt. Wann denn also, ihr Männer Athens, wann werdet ihr thun, was nöthig ist? Wenn die Nothwendigkeit eintritt? Wie soll man aber das nennen, was jetzt geschieht? Ich wenigstens glaube, daß es für freie Männer keine größere Nothwendigkeit gebe, als die Schaam über ihr Thun. Oder wollt ihr auf dem Markte umher gehn, und einander fragen: Sagt man was Neues? — Kann es wohl etwas Neueres geben, als daß ein Makedonier Athenäer bekriegt, und unter Hellenen den Herrn spielt? — Ist Philippus gestorben? — Nein, bei Gott, aber krank ist er. — Was liegt euch daran? Denn sollte dieser sterben, so würdet ihr euch bald einen zweiten Philippus schaffen, wenn ihr ferner die Sache auf diese Weise treibt. Denn auch er ist nicht so sehr durch eigne Kraft emporgewachsen, als durch eure Sorglosigkeit. Wenn er stürbe, und das Glück euch zu Statten käme, welches immer besser für uns sorgt, als wir selbst, und auch dieses bewirkte, so wißt, daß, wenn ihr in der Nähe seyd, und bei der allgemeinen Verwirrung einschreitet, ihr die Sache nach Wunsch benutzen und einrichten könnt; so wie es aber jetzt mit euch steht, würdet ihr, wenn euch auch ein günstiger Zeitpunkt Amphipolis überlieferte,

es nicht annehmen können, da ihr mit euren Rüstungen und Gedanken so weit entfernt seyd.“ —

Ueber die entsetzliche Kühnheit dieser letzten Stelle, über die Unumwundenheit dieser Vorwürfe muß man erstaunen; und zwar um so mehr, wenn man erwägt, daß der damals nur drei und dreißig Jahr alte Redner sich kurz zuvor wegen seines Auftretens, ehe die älteren Redner gesprochen, entschuldigt hatte. Mag es gleich einem Jeden, dem Jungen wie dem Alten, in gewissem Sinne geziemen, das zu sagen was wahr ist: so müßten doch, ich bekenne es, diese Worte unangemessen erscheinen, wenn man dächte, daß sie mit Catonischer Morosität, oder im Tone schulmeisterlicher Ueberlegenheit vorgetragen wurden. Man denke sich aber zu diesen Worten nicht einen anmaßenden, scheltenden, sondern einen kecken, lebendigen und doch dabei anständigen und gebildeten Ton, und man wird darin nur einen köstlichen Ausbruch atheniensischer Parrhesie erblicken, und jener schönen Freimüthigkeit, welche das Bewußtsein, zu den Mitgliedern einer großen Volksfamilie zu reden, einflößen mußte.

Noch mehr als im Anfange der Rede weiß Demosthenes am Ende derselben die Athenienser durch die sinnreichsten Wendungen zu stacheln, zu beschämen und anzutreiben. Er erinnert sie wohl nicht ohne feinen und versteckten Spott, wie sie sich bei den Vorbereitungen zu ihren Festen so ganz anders als bei den Rüstungen zum

Kriege zu verhalten pflegten. Dort sey alles lange zuvor geordnet und bedacht, weshalb auch alles so trefflich gerathe. Hier sey alles unbestimmt, nie komme es zu einem festen Beschluß, und deshalb gehe auch der günstigste Augenblick unbenutzt vorüber.*)

„Wie mag es aber kommen, ihr Männer Athens, daß die Feste der Panathenäen und Dionysien immer zur gehörigen Zeit gefeiert werden, die Besorgung von beiden mag tüchtigen oder unwissenden Leuten zugefallen seyn, da ihr doch dafür so viel verwendet, als für keine eurer Aussendungen, und eine solche Menge von Menschen und so viele Vorbereitungen nöthig habt, als vielleicht für alle; eure Aussendungen alle aber hinter der Zeit zurückbleiben, wie die nach Methone, die nach Pagasä, und die nach Potidäa? Weil dort Alles durch ein Gesetz bestimmt ist, und Jeder von euch lange vorher weiß, wer der Chorag oder der Gymnasiarch des Stammes ist; wann und von wem und was er zu empfangen und zu leisten hat, und nichts hierbei unerörtert und unbestimmt gelassen ist; in dem Kriegswesen hingegen und der Rüstung dazu ist Alles ungeordnet, unbestimmt und regellos. Daher kommt es, daß wenn uns etwas zu Ohren kommt, wir Trierarchen ernennen, über die Schatzung streiten, und uns nach den Geldmitteln umsehen; dann beschließen wir, daß die Schutzverwandten der Stadt und die selbst-

*) Jacobs a. a. O. S. 100. 101.

ständigen Freigelassenen zur See gehn; dann, daß sie von uns selbst abgelöst werden sollen; und während des Zauderns, ist das verloren gegangen, was uns zu der Fahrt bewog. Wir verschwenden die Zeit des Handelns mit den Zurüstungen, und die Gunst des Augenblicks wartet auf unsere Langsamkeit und unsere Vorwände nicht. Ja die Kräfte, die wir in der Zwischenzeit zu haben glaubten, zeigen sich in der Ausführung selbst ungenügend." —

Diesem Gedanken hätte auch eine enthymematische Wendung, mit dem Fortschritt vom Kleineren zum Größeren gegeben werden können, etwa folgendermaßen: „Wie ist es möglich, daß ihr bei den Festen anders verfahrt, als beim Kriege; bei jenen alles so sorgfältig bedenkt, und bei diesem, wo es auf die Erhaltung und die Ehre des Vaterlandes ankommt, eine so große Sorglosigkeit an den Tag legt?" Aehnliche Wendungen kommen häufig bei dem Demosthenes vor; aber hier hat er sich derselben nicht bedient, ohne Zweifel, weil darin eine anstößige Herabsetzung der Feste gelegen hätte. Der Gedanke, wie er ihn entwickelt, bleibt derselbe an wirksamer Kraft, und er hat nur die Spitze verloren, durch welche er nicht antreibend, sondern empörend gewirkt hätte. Niemals, und am allerwenigsten wenn man ihm Vorwürfe macht, darf man dem Zuhörer eine Blöße geben.

Freier und spottender ergeht sich Demosthenes in einem Gleichniß, wodurch er die falsche Politik der Athe-

nienser anschaulich machen will, die anstatt einen selbstständigen Plan zu verfolgen, immer, um etwas zu beschließen, die Angriffe des Philippus abwarteten.*)

„Ihr besitzt, ihr Männer Athens, von Allen die größte Macht, Kriegsschiffe, Hopliten, Reiter, Zufluß an Geld; aber von dem Allen habt ihr bis auf den heutigen Tag nichts nach Gebühr benutzt..... Wie aber Barbaren den Faustkampf treiben, so ihr den Krieg mit Philippus. Denn dort greift der Getroffene immer nach dem Schlage hin, und wenn diesen der Gegner irgendwo anders hinrichtet, so nehmen seine Hände auch den Weg dorthin; aber sich gegen einen Streich zu decken, und ihn dem Gegner an den Augen abzusehen, das können und wollen sie nicht. So auch ihr; wenn ihr hört, daß Philippus im Chersones ist, beschließt ihr, Hülfe dorthin zu senden; wenn in Pylä, dorthin; wenn anderswo, so lauft ihr neben ihm her auf und ab, und dient unter seinem Befehl, ohne selbst etwas Heilsames über den Krieg zu beschließen, noch etwas zum voraus zu sehen, bis ihr vernehmt, daß etwas geschehen ist oder geschieht. Dies mochte vielleicht vormals statt finden; jetzt aber, wo Alles auf der Spitze steht, ist es nicht mehr zulässig." —

Wie anschaulich ist dieses Gleichniß! Die Sache anschaulich zu machen, ist zwar die Bestimmung des poe-

---

*) Jacobs a. a. O. S. 101. 102.

tischen wie des rhetorischen Gleichnisses. Aber jenes wendet sich an die Phantasie, dieses an das sittliche Gefühl; und diese letztere Art der Anschaulichkeit ist hier bei diesem Gleichnisse so stark, daß sie einem Schlag und einer Verwundung gleich kommt. Von dieser Art sind alle demosthenischen Gleichnisse.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Rede zu einem bestimmten Volksbeschluß geführt habe. Aeußerlich hervortretende Wirkungen sind nicht von jeder politischen Rede, und noch weniger von jeder geistlichen zu erwarten. Genug, wenn das ganze Leben des Redners eine Spur zurückläßt. Wenigstens aber hatte Demosthenes den Kampf eröffnet, und dargethan, daß er, um ihn würdig zu führen, alle erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigte: Tiefes Eindringen in alle Verhältnisse Athens und Griechenlands; Muth, um seinen Mitbürgern die mißfällige Wahrheit zu sagen; Fähigkeit, einen Gegenstand mit Kraft und zugleich mit dem Maße des sittlich erhabenen und attisch gebildeten Mannes zu behandeln; glühenden Haß, welchen er dem Ehrgeiz des Philipp, und eben so große Feindschaft, welche er der Entartung seiner Mitbürger geschworen hatte. Und so wird man durch diese Rede, wie durch würdige Propyläen zu den übrigen unsterblichen Denkmälern seiner politischen Wirksamkeit eingeführt.

Einige Jahre darauf, Olymp. 107, 4 (349 vor

Christo) fühlte sich Demosthenes getrieben, noch stärker gegen den König von Makedonien aufzutreten. Dieser nämlich, indem er seine Eroberungsplane verfolgte, bekriegte die Stadt Olynthus am toronäischen Meerbusen, um durch den Besitz derselben sich die Herrschaft über die Küste zu sichern. Das bedrängte Volk schickte Abgesandte nach Athen mit der Bitte um Hülfe. Die makedonische Partei unter den Rednern, Demades an ihrer Spitze, war gegen die Gewährung des Beistandes; aber Demosthenes ergriff diese, bei seinen politischen Grundsätzen ihm höchst erwünschte Gelegenheit, um zum Kriege gegen Philipp aufzufordern. Ueber diese Angelegenheit, welcher der Zustand der Dinge in Athen und die äußern Ereignisse sehr verschiedene Wendungen geben mochten, haben wir drei von dem Demosthenes gehaltene Reden, in denen er schon mit viel größerer Bestimmtheit als in der ersten philippischen, sein Ziel ins Auge faßt, und mit viel größerer Gewalt auf die Ausführung seiner Vorschläge dringt.

Eben so findet sich aber auch, wenn man die olynthischen Reden untereinander vergleicht, darin ein merkwürdiges Fortschreiten, indem der Redner von den politischen Ideen der äußeren Wohlfahrt und Zweckmäßigkeit immer tiefer in die sittlichen Ideen der Rechtschaffenheit und der bürgerlichen Tugend hinein geführt wird. In der ersten olynthischen Rede sagt er, was geschehen müsse; und es ist wohl unmöglich, einen Vorschlag zugleich mit

den Gründen dafür, kürzer, deutlicher und bestimmter darzulegen. *)

„Ich behaupte also, daß die Sache eine doppelte Hülfe nöthig macht; erstlich dadurch, daß ihr den Olynthiern ihre Städte erhaltet, und deshalb Truppen aussendet; dann dadurch, daß ihr sein Land mit einem zweiten Heere und einer Flotte beunruhigt. Wenn ihr aber eins von diesen beiden unterlaßt, so fürchte ich, daß euer Feldzug vergeblich sey. Denn wenn ihr bloß sein Land beunruhigt, so kann er dies geschehen lassen, bis er Meister von Olynthus ist, dann aber leicht zurückkehren und sein Land vertheidigen. Wollt ihr aber nur nach Olynthus Hülfe senden, so wird er, wenn er zu Hause keine Gefahr sieht, die Sache mit Beharrlichkeit fortsetzen, und mit der Zeit der Belagerten Herr werden. Folglich muß die Hülfe beträchtlich und zwiefach seyn."

Als Antriebe zur Ausführung dieser Vorschläge stellt er die Gunst der Verhältnisse dar, die nicht, wie in so vielen früheren Fällen, unbenutzt bleiben dürfe; und die Gefahr, daß Philippus, wenn man ihn nicht in seinem Lande bekriege, bald Athen selbst mit Krieg überziehen werde. Die Entwickelung dieses letzten Arguments erhält eine besondere Kraft durch die darin herrschende Figur des Dialogs, die unser Redner, weil sie eine der stärksten ist, niemals verschwendet — wie jetzt ungeübte geistliche

---

*) Jacobs a. a. O. S. 183 184.

Redner wohl zu thun pflegen — sondern deren er sich nur selten, dann aber stets mit dem größten Erfolg bedient.*)

„Auch dies, ihr Männer Athens, darf euch nicht verborgen bleiben, daß ihr jetzt die Wahl habt, ob der Krieg dort von euch, oder hier bei euch von ihm geführt werden soll. Wenn sich die Olynthier halten, so werdet ihr dort Krieg führen, und sein Land beunruhigen und verwüsten, während ihr hier das Eurige und Eigne furchtlos benutzen könnt; wenn aber Philippus die Stadt nimmt, wer soll ihn dann hindern hierher vorzudringen? Die Thebäer? Sollt' es wohl allzuhart seyn zu sagen, daß diese selbst bereitwillig mit ihm eindringen würden? — Die Phokeer? die nicht einmal ihr eignes Land zu schützen vermögen, wenn ihr nicht Hülfe leistet. Oder sonst einer? — Aber, Freund, er wird dies gar nicht wollen! — So wäre denn dies fürwahr das Seltsamste von der Welt, wenn Philippus ein Vorhaben, das er jetzt, mit Gefahr für einen Thoren zu gelten, ausspricht, dann, wenn er kann, nicht zur Ausführung brächte. Welch ein Unterschied es aber sey, hier oder dort den Krieg zu führen, bedarf weiter keines Wortes. Denn sollten wir nur dreißig Tage lang außerhalb der Stadt im Felde liegen, und was ein Heer bedarf aus dem Lande nehmen müssen, ohne daß ein Feind darinnen wäre,

*) Jacobs a. a. O. S. 186. 187.

so würde, denk ich, für eure Landleute der Schaden größer seyn, als Alles, was ihr auf den vorigen Krieg gewendet habt. Wie groß aber wird dieser Schade erst dann seyn, wenn der Krieg hierher kommt! Und dann noch der Frevel der Feinde, und die Schande, welche rechtlichen Leuten härter als der Schade dünkt!"

In der zweiten olynthischen Rede wird Alles auf das sittliche Gebiet verpflanzt. Ueberall begegnet man hier dem Gedanken, Philippus sey ein nichtswürdiger Mensch; seine Macht verdanke er nur seinen Treulosigkeiten und Freventhaten; das Glück eines solchen Menschen könne aber nicht von Dauer seyn; er selber müsse bald mit aller seiner Macht zu Grunde gehen. „Denn unmöglich, ja unmöglich ist es," ruft der Redner,*) „Ihr Männer Athens, daß der Ungerechte, der Meineidige, der Lügner eine dauerhafte Macht besitze; eine solche Macht hält für einmal und auf kurze Zeit wieder; sie blüht, wenn es glückt, in Hoffnung auf, aber, von der Zeit belauert, fällt sie von selbst zusammen. Denn wie bei einem Hause, einem Schiffe und andern ähnlichen Dingen das Unterste auch das Stärkste seyn muß, so soll auch bei Handlungen der Anfang und die Grundlage wahr und gerecht seyn. Dies aber ist jetzt bei dem, was Philippus gethan hat, nicht zu finden." Demosthenes schildert das unwürdige Leben des Philippus, in der

*) Jacobs a. a. O. S. 196.

Mitte von sittenlosen Gauklern und Possenreißern; und fügt dann hinzu: „Diese Dinge, ihr Männer Athens, so geringfügig sie Manchem scheinen mögen, sind bei Verständigen deutliche Zeichen der Denkungsart und des bösen Genius, der ihn beherrscht."

Diese hier plötzlich hervortretende Ansicht der Dinge wird einen Jeden, der mit Aufmerksamkeit lieset, in das größte Erstaunen versetzen. Allerdings war es nothwendig, den Rednern, welche durch das Herausstreichen der Macht des Philippus die Athenienser beunruhigten, etwas für diese Ermunterndes entgegenzusetzen; aber daß Demosthenes, anstatt den Knoten zu lösen, ihn zerhauen durfte durch die Behauptung, die Macht des Ungerechten könne nicht bestehen, das ist im höchsten Maße zu bewundern. Jetzt, nachdem achtzehn Jahrhunderte hindurch der christliche Glaube auf die Gesinnungen der Völker gewirkt hat, möchte nicht ein Jeder reif seyn für diesen Gedanken; zur Zeit von Napoleons blühender Uebermacht hätte man wohl nicht überall dafür bereitwillige Hörer gefunden; und unter einem heidnischen Volke konnte ein Redner sich zu einer solchen sittlichen Weltanschauung erheben; er konnte sie, ohne Hohngelächter zu erregen, vor einer Volksversammlung aussprechen? Ich will durch diese Bemerkungen nicht sowohl etwas zum Ruhme der Athenienser, als zum Ruhme der Beredsamkeit erweisen. Sie ist ganz sittlicher Natur; die sittlichen Ideen sind ihr Gebiet, und sie ist unantastbar, so lange sie auf demselben verweilt.

Das Allerverwegenste, sobald es nur eine sittliche Grundlage hat, kann man einigen Tausenden, ja einigen Hunderten versammelter Menschen sagen; man kann ihnen Beistimmung zumuthen: man wird sich niemals getäuscht sehen. Alle fühlen, daß es dem Redner vergönnt seyn muß, die höchsten und edelsten Triebe der menschlichen Natur anzusprechen, daß er sich an keine andere wenden darf, als an diese. Will man einen Menschen zu einer Niederträchtigkeit bereden, so spreche man ja mit ihm allein, und man mache mit weggewendetem Angesicht die schlechte Proposition. Wer aber vor einer Versammlung von einigen Tausenden erschiene mit dem Rath, Ehre und Freiheit aufzugeben, die Ketten der Knechtschaft geduldig zu tragen — unter welchem Volke es auch seyn möchte — der würde gesteinigt.

In der dritten olynthischen Rede ist ein neuer Fortschritt in der Entwickelung dieser sittlichen Ideen zu bemerken. Der Redner, von denselben beherrscht und getrieben, kann nicht umhin, sie gegen die Athenienser selbst ausführlicher und kraftvoller als je bisher anzuwenden; und wie er den Philippus einen Nichtswürdigen genannt, und ihm für die Zukunft allen Erfolg abgesprochen hatte, so läßt er nun sein eigenes Volk das Gewicht seines patriotischen Unwillens empfinden. Bei diesem Volke, das aus seiner geistreichen Kindheit niemals zur Mündigkeit heranwuchs, gab es damals eine unglaubliche, und bei ihm allein mögliche Einrichtung. Eine ursprünglich zu

Kriegsbedürfnissen bestimmte Summe von tausend Talenten jährlich, war schon durch Perikles zu Zwecken des Lebensgenusses verwendet worden. Jeder athenien-sische Bürger erhielt davon zwei Obolen, den einen um seinen Platz im Theater zu bezahlen, den andern um ihn für den durch den Besuch des Schauspiels verursachten Zeitverlust zu entschädigen. Ja, es ward sogar ein Gesetz gegeben, welches verbot, aus den Theatergeldern jemals wieder Kriegsgelder zu machen, und welches Jeden mit der Todesstrafe bedrohte, der förmlich darauf antragen würde. Auf dieses Hinderniß trifft nun Demosthenes bei der ihm obliegenden Angabe der Mittel zu dem Krieg für Olynthus gegen Philipp; und es läßt sich denken, mit welchem Unmuth dieser schmachvolle, und die Unternehmungen hemmende Mißbrauch sein ernstes Gemüth erfüllen mußte. Er sagt es deutlich, die Gesetze wegen der Schauspielgelder müßten aufgehoben werden; und nun, indem Philipp und Olynthus für ihn zurücktreten, verweilt er nur bei der Verwaltung des Staats, und bei der dadurch herbeigeführten Entartung der Athenienser. Mit einer Schwermuth, die viel zu ernst und zu tief ist, um sich durch den geistreichen Spott, womit er seine früheren Reden würzte, Luft zu machen; die an der traurigen Wahrheit genug hat, und es verschmäht, ihren Eindruck durch rednerische Wendungen zu verstärken — entwirft er eine vergleichende Schilderung der früheren und der damaligen Zeiten. Diese Schilderung,

in welcher die wichtigsten Kontraste in sichern, bestimmten Umrissen, ohne Amplifikation, neben einander gestellt sind, ward im Alterthum bewundert; sollte dies jetzt weniger geschehen, so könnte es nur daher rühren, weil unter uns der Sinn für Wahrheit und Einfachheit seltener geworden ist.*)

„Nicht aber habe ich dies Alles so leicht hin ausgesprochen, um mich Einigen von euch verhaßt zu machen; denn so unverständig und wahnwitzig bin ich nicht, daß ich mir ohne Hoffnung eines Nutzens den Haß der Menschen zuziehen sollte; aber ich halte es für die Pflicht eines rechtschaffenen Bürgers, das Heil des Staates dem Beifall der Zuhörer vorzuziehen. Und so habe ich und vielleicht auch ihr gehört, daß diejenigen, die vor unsern Vorfahren sprachen, sie, deren Ruhm Alle, die hier auftreten, preisen, ohne ihnen sonderlich nachzueifern, den Staat in diesem Sinne und nach dieser Weise verwalteten, ein Aristides, ein Nikias, Jener, mit dem ich gleichen Namen führe, und Perikles. Seitdem aber Sprecher aufgekommen sind, die bei euch umherfragen: was wünscht ihr, was soll ich in Vorschlag bringen? womit kann ich euch einen Gefallen erzeigen? seitdem wird dem Genusse des Augenblicks das Wohl der Stadt zum Opfer gebracht; und der Erfolg ist, daß bei Jenen Alles vortrefflich, eure Sache aber schmachvoll steht. Erwäget, ihr Männer Athens, was

*) Jakobs a. a. O. S. 216—219.

sich hier zusammenfassen läßt, den Zustand zur Zeit der Vorfahren und den zu eurer Zeit. Bei einer bekannten Sache werden wenige Worte hinreichend seyn; denn nicht bedarf es bei euch fremder Muster, sondern durch einheimische Beispiele, ihr Männer Athens, könnt ihr glücklich werden. Jene also, denen ihre Redner nicht nach Gefallen sprachen, und keine solche Liebe bewiesen, wie diese euch jetzt, herrschten fünf und vierzig Jahre hindurch ohne Widerspruch über die Hellenen, und brachten mehr als zehntausend Talente in die Akropolis, und der König jenes Landes gehorchte ihnen, wie es Barbaren gegen Hellenen ziemt. Sie errichteten viele ruhmvolle Tropäen in Kriegen zu Land und zu Wasser, die sie selbst führten, und hinterließen unter allen Menschen allein einen über den Neid erhabenen Ruhm. So erschienen sie in ihren Verhältnissen zu andern Hellenen. Sehet nun auch wie sie sich in der Stadt selbst benahmen, sowohl im öffentlichen als im Privatleben. Als Bürger des Gemeinwesens versahen sie die Stadt mit Gebäuden und dem Schmuck so schöner und zahlreicher Tempel und solcher Weihgaben in ihnen, daß keinem ihrer Nachkommen eine Hoffnung sie zu übertreffen blieb; als Privatleute aber waren sie so mäßig und dem Charakter der Verfassung so treu, daß, wer von euch die Wohnungen eines Aristides, eines Miltiades und andrer damals ausgezeichneter Männer nach ihrer Beschaffenheit kennt, wohl sieht, daß sie vor der Wohnung ihrer Nachbarn

keinen Vorzug hatten. Denn nicht zu eigenem Vortheil verwalteten sie den Staat, sondern Jeder glaubte, das Gemeinsame heben und stärken zu müssen. Indem sie also in der Sache der Hellenen Redlichkeit, in dem Dienste der Götter Frömmigkeit, in den gegenseitigen Verhältnissen Gleichheit beobachteten, erwarben sie sich mit allem Rechte ein ausgezeichnetes Glück. Auf solche Weise stand also damals ihre Sache, als sie jenen Führern folgten; und wie stehn sie euch jetzt durch die guten Leute der jetzigen Zeit? Etwa auf gleiche Weise oder doch fast gleich? Von anderen Dingen schweige ich hier, so viel ich auch zu sagen hätte; aber ihr alle seht, welche Einsamkeit uns umgiebt, da die Macht der Lakedämonier zu Grunde gerichtet ist; die Thebäer hinlänglich beschäftigt sind; und von den übrigen Staaten keiner bedeutend genug ist, um euch den Vorrang streitig zu machen; so daß wir also das Unsrige in Sicherheit besitzen, und über die Gerechtsame der Andern entscheiden könnten; statt dessen aber sehen wir uns des eigenen Landes beraubt; mehr als funfzehnhundert Talente sind zwecklos verschwendet; die Bundesgenossen, die wir im Kriege erworben hatten, haben uns Jene dort verloren gehen lassen, den gefährlichsten Feind aber haben wir selbst gegen uns eingeübt. Oder es trete Jemand auf und sage mir, wodurch anders Philippus stark geworden, als durch uns selbst."

„Aber, Freund, wenn die äußern Zustände schlecht

sind, so ist dagegen der Zustand in der Stadt jetzt besser! — Und was kann man dafür sagen? die Mauerzinnen, die wir übertünchen, die Straßen, die wir ausbessern, die Brunnen, und solches Geschwätz? Schauet dagegen auf die Verwalter des Staats. Einige von ihnen sind aus Bettlern reiche Leute geworden; Einige, die namenlos waren, stehen in Ehren; Andere haben ihre Wohnhäuser prunkender als die öffentlichen Gebäude ausgestattet. Denn in dem Maaße, wie der Staat gesunken ist, ist ihr Wohlstand gewachsen."

„Was ist nun an diesem Allen Schuld? und warum stand damals Alles so schön, und jetzt nicht mehr? Erstlich, weil das Volk, welches den Muth hatte, seine Kriege selbst zu führen, über die Verwalter des Staates Herr war, und alle Belohnungen in seiner Gewalt hatte, und jeder Andere zufrieden war, ein Ehrenzeichen, ein Amt und irgend ein Gut aus den Händen des Volkes zu erhalten; jetzt hingegen alle Vortheile in den Händen der Staatsverwalter sind, und Alles durch diese gethan wird; ihr aber, das Volk ohne Nerv, der Güter und Bundesgenossen beraubt, in die Stellung eines Dieners, gleichsam als Zugabe des Ganzen, getreten seyd, zufrieden, wenn euch jene an den Theatergeldern Theil nehmen lassen, oder euch armselige Rinder austheilen; und, was von Allem das Schmählichste ist, ihr glaubt euch ihnen verpflichtet für euer eigenes Gut. Sie aber halten euch in der Stadt eingeschlossen, gewöhnen euch hierzu, und

machen euch für ihre Hand kirr und zahm. Nie aber kann Der große und kühne Gesinnungen hegen, welcher kleine und schlechte Dinge treibt; denn wie die Beschäftigungen der Menschen sind, so müssen auch ihre Gesinnungen seyn." —

Athen war nun freilich nicht ohne Theilnahme für die Olynthier geblieben; man hatte den Belagerten zu verschiedenen Malen Hülfe gesendet; aber diese Hülfe war nicht zureichend, oder nicht zweckmäßig angewandt, und so vermochte sie nicht den Unternehmungen des Philippus Einhalt zu thun. Olynth ward von ihm eingenommen, zerstört, und die Bürger wurden zu Sclaven gemacht. 348 vor Christo, Olymp. 108, 1. In diesem Triumph des Philippus lag ein neuer Beweis seiner Macht und also auch ein Bewegungsgrund zum angestrengtesten Widerstande; die Athenienser jedoch, die ihre Kräfte erschöpft, und sich von den übrigen Griechen verlassen sahen, gaben seinen friedlichen Anerbietungen Gehör; und auf den Antrag des Redners Philokrates beschlossen sie mit ihm wegen des Friedens zu unterhandeln.

Demosthenes hatte sich dem Friedensschlusse mit dem Philippus nicht widersetzt; er mußte wohl selber finden, daß den Atheniensern unter den damaligen Verhältnissen nichts anders übrig blieb. Er fürchtete nur, Philippus, welcher den von Athen bereits beschworenen Frieden noch nicht selbst beschworen hatte, könnte die

Zwischenzeit zu neuen Angriffen auf Athens Verbündete benutzen. Deshalb that er als Mitglied des Senates den Vorschlag, die vom Volke erwählten Gesandten sollten aufs schleunigste den Philippus aufsuchen, um ihm den Eid abzunehmen. Statt dieser Anweisung zu folgen, verweilten die Gesandten drei Monate in Makedonien, und erwarteten dort die Rückkehr des Philippus aus Thracien, wo er indessen mehrere, mit den Atheniensern verbündete Plätze sich unterworfen hatte. Die nächste Absicht des Philippus war nun, die Phokeer, deren sich die Athenienser immer angenommen hatten, zu überwältigen. Damit sie ihnen nicht auch jetzt Hülfe leisteten, und ihm, wie schon einmal früher, den Paß der Thermopylen verschlössen, hielt er die Gesandten bei sich zurück, bis er alle Anstalten zu diesem Kriege getroffen hatte; und die Nachricht von seinem Einmarsch in Phokis ward durch die Gesandten selbst bei ihrer Rückkehr den Atheniensern überbracht. Da das Volk dadurch in die größte Bestürzung gerieth, so trat der, von Philippus entweder bestochene oder hintergangene Redner Aeschines auf, um es zu beruhigen; er versicherte, daß Philipp es nicht sowohl auf die Phokeer, als auf die Thebäer abgesehen habe. Bald jedoch schwand diese Täuschung, denn Philipp warf sich mit seiner ganzen Macht auf die Phokeer, besiegte sie und zerstörte ihre Städte. So erwarb er sich den Ruhm, dem heiligen Kriege ein Ende gemacht zu haben; und die Griechen,

welche das als einen Dienst betrachteten, was ein bedeutender Schritt zu ihrer aller Unterjochung war, ertheilten ihm Sitz und Stimme in dem Rathe der Amphiktyonen. Als auch die Athenienser um ihre Zustimmung zu dieser Wahl befragt wurden, gab ihnen Demosthenes in der Rede „vom Frieden" den Rath, um dieses an sich geringfügigen Umstandes willen, nicht einen Krieg anzufangen, in welchem sie nicht nur den Philipp, sondern die Mehrsten der Griechen zu Feinden haben würden; und er zeigte hier wiederum jene Besonnenheit und jene richtige Beurtheilung der Verhältnisse, die bei ihm in einer so seltenen Verbindung stand mit der Kraft und der Entschlossenheit.

Viertes Kapitel.

Fortgesetzter Kampf des Demosthenes gegen Philipp von Makedonien. Die Rede über die Angelegenheiten im Chersones, und die dritte philippische Rede.

Die größte politische Wirksamkeit des Demosthenes fällt in den Zeitraum von dem mit Philipp von Makedonien geschlossenen Frieden bis zur Schlacht bei Chäronea, wo die Freiheit Griechenlands unterging; vom sieben und dreißigsten bis zum sieben und vierzigsten Jahre des Redners. Hatte er schon früher an den Staatsgeschäften keinen unbedeutenden Antheil genommen, so tritt er jetzt mit größerer Kraft und Sicherheit auf, als der vornehmste Gegner der makedonischen Partei, und es gelingt ihm nicht selten, das Volk zum Widerstande gegen Philipp zu begeistern. Dieser hatte die Phokeer vernichtet; den Paß der Thermopylen hielt er besetzt, um bei jeder Gelegenheit in Griechenland eindringen zu können. In Thracien erweiterte er seine Eroberungen, nahm Manches in Besitz,

was den Atheniensern gehörte, verwüstete aufs grausamste die von ihm eingenommenen Städte, und schien Byzanz mit einer Belagerung zu bedrohen. Mit Thessalien schaltete er nach seinem Belieben, und den Städten in Euböa nahm er ihre Freiheit, und ließ sie durch Tyrannen, die er eingesetzt hatte, regieren. Die Kraft der Griechen schwächte er, indem er einige Staaten des Peloponnes für sich zu gewinnen, und zwischen diesen und den übrigen, Zwietracht zu unterhalten wußte. Das Ziel, dem er durch diese Schritte sich nahte, war nicht zu verkennen; es war die Unterjochung Athens; denn so lange diese Stadt, die blühendste und mächtigste von allen, und das Bollwerk der Freiheit, ihm widerstand, konnte er sich nicht als den Herrn der übrigen betrachten. Diese Absichten wurden dem Volke zu Athen enthüllt durch Demosthenes in den Staatsreden, die er in diesem Zeitraume hielt, von denen wir drei besitzen, die zweite und die dritte philippische, und die über die Angelegenheiten im Chersones.

Zu der Rede über die Angelegenheiten im Chersones gaben die Klagen Gelegenheit, welche sich gegen den Diopeithes erhoben, den die Athenienser, an der Spitze einer Anzahl bewaffneter Colonisten, nach jenem Lande gesendet hatten. Der Besitz des Chersones war ihnen im höchsten Grade wichtig, um ihre Schifffahrt nach Byzanz und nach dem Pontus zu sichern; und die Aussendung des Diopeithes mit seiner Mannschaft hatte den Zweck,

dort die Herrschaft Athens gegen Philipp zu behaupten, der von dem benachbarten Thracien aus leicht in dieses Land eindringen konnte. Dieser Absicht gemäß hatte Diopeithes, wenn der in Thracien Krieg führende Philipp etwas gegen Athens Interesse unternahm, ihm offenen Widerstand geleistet. Auch hatte er, bei dem häufigen Ausbleiben der Geldsendungen aus Athen, sich manche Ungebührlichkeiten erlaubt, um die zur Erhaltung seines Heeres nothwendigen Mittel herbeizuschaffen. Ueber Beides hatte Philipp bei den Atheniensern Beschwerde geführt; die ihm ergebene Partei unterstützte diese Anklagen; sie drang auf die Zurückrufung und Bestrafung des Feldherrn, den sie des Friedensbruches beschuldigte. In der Rede, welche Demosthenes bei dieser Gelegenheit hielt, verfolgt er mehrere Absichten, die jedoch alle dem Hauptzwecke untergeordnet sind, zum Krieg gegen Philipp zu bewegen. Den Feldherrn kann er zwar nicht gänzlich rechtfertigen; er entschuldigt ihn jedoch, weil man ihn in die Nothwendigkeit versetzt habe, selbst für sich zu sorgen. Indem er dieses entwickelt, zeigt er zugleich, daß nicht dieser, sondern daß Philipp den Frieden gebrochen habe, daß die Gegenwart eines Heeres in jenem Lande zur Abwehr des Königs nothwendig, und daß die Schmach, womit Athen von diesem überhäuft worden, nicht länger zu ertragen sey. Dies sind die Gedanken, die das Innere des Redners bestürmen; er vermag nicht einen nach dem andern zu entwickeln; in den ver-

schiedensten Wendungen, bald in Rücksicht auf die Gegenwart, bald in Rücksicht auf die Zukunft, werden sie von ihm in Verbindung miteinander ausgesprochen, oder vielmehr hervorgedonnert. Durch diesen den Redner beherrschenden gewaltigen Affekt, in welchem die verschiedensten Vorstellungen wie in eine Einheit verschmelzen, während sie zugleich mit völliger Klarheit, eine durch die andere unterstützt, dargestellt werden, erhält diese Rede etwas im höchsten Grade Eindringliches, und einen ungemein großartigen Charakter.

Etwas später als diese Rede, aber noch in demselben Jahre, das heißt im dritten der 109. Olympiade, 342 vor Christo, und im drei und vierzigsten des Redners, ist die dritte philippische gehalten. Er zeigt hier, durch ein zusammenhängendes Gemälde aller von Philipp begangenen Ungerechtigkeiten, derselbe habe schon den Frieden mit den Atheniensern gebrochen. Dann wendet er sich gegen die, welche sich dem Könige verkauft hatten, und begehrt von dem Volke ihre Bestrafung. Er belehrt seine Mitbürger über die großen Vortheile, die dem Philipp seine veränderte und schnellere Art Krieg zu führen gewähre. Zur Warnung häuft er die Beispiele von Völkern und Städten, welche dem Philipp und den von ihm erkauften Schmeichlern Gehör gegeben, und die nach dem Verderben, das über sie gekommen, ihre Täuschung schmerzlich und zu spät bereut hatten; und er schließt mit der Aufforderung zu rüsten, ganz Griechenland und auch den

Perser-König zu den Waffen zu rufen. In dieser Rede hat Demosthenes, wie es mir scheint, jene stürmische, hinreißende, unwiderstehliche Kraft, die ihm eigen war, auf das vollständigste entfaltet. Will man eine seiner Reden für die trefflichste unter allen erklären, so würde man nur zwischen dieser und der Rede für die Krone zu wählen haben. Diese letztere läßt freilich alles Andere weit hinter sich zurück; aber man kann doch nicht leugnen, daß ihr Plan künstlicher als man wünschen möchte, angelegt ist, und daß der sonst immer von den edelsten Affekten beseelte Redner, sich oft zu Persönlichkeiten, die man wegwünschen möchte, herabläßt. Wegen ihres sehr einfachen Baues und des gleichmäßig edlen Affektes, der sie durchströmt, würde die dritte philippische selbst vor jener den Vorzug verdienen.

Wieviel bewegte Stadien seines Lebens und seiner Beredsamkeit hatte nun schon der Redner durchlaufen! Welch' ein Unterschied zwischen dieser Rede und der gegen den Leptines, die er vor dreizehn Jahren hielt! Damals ahndete er noch nichts von den Stürmen, die ihn seitdem ergriffen, und die, verstärkt durch ihn, sich auf Andere verbreiteten! Ruhig und anmuthsvoll konnte er noch damals seine Gedanken, wie ein Polykleitos seine Statuen, ausbilden. Aber jetzt war er zwischen alle die Klippen gerathen, durch welche die Lebensbahn eines Jeden, und vornehmlich dessen zu führen pflegt, der es unternimmt, große Angelegenheiten zu verwalten. Hier

ist seine Rede ein zürnender und donnernder Strom; an die Stelle der Schönheit ist die Erhabenheit getreten; und wenn die Anmuth sich nicht mehr mit so gewaltigen Affekten verträgt, so erreicht die Rede doch eben durch diese den höchsten Grad ihrer unwiderstehlichen Kraft.

Wie gewaltig sind die Worte, mit denen er in der Rede über die Angelegenheiten im Chersones die Athenienser zum Kriege gegen Philipp antreibt, indem er sie erinnert, daß sie nur durch die Anstrengungen, die ein solcher Krieg erfordert, die äußerste Schmach von sich und den andern Hellenen entfernt halten könnten.*)

„Wenn aber Mancher meint, daß dieses großen Aufwand und viele Anstrengungen und Arbeit fordre, so meint er ganz recht: wenn er aber berechnet, was der Stadt bevorsteht, wenn man dies nicht thun will, so, glaube ich, wird er es vortheilhaft finden, wenn wir freiwillig das Erforderliche thun. Denn wenn ihr einen der Götter zum Bürgen habt — denn ein Mensch vermöchte diese Bürgschaft für eine solche Sache nicht zu leisten — daß, wenn ihr Ruhe haltet und Alles Preis gebt, Philippus nicht auch endlich zu euch kommen wird; so wär' es zwar, beim Zeus und allen Göttern, schimpflich, und euer selbst und der Macht des Staates und der Thaten der Vorfahren unwürdig, aus trägem Leichtsinn die Gesammtheit der andern Hellenen der Knecht-

---

*) Jacobs a. a. O. S. 343. 344.

schaft Preis zu geben, und ich selbst möchte lieber gestorben seyn, als dies gesagt haben; wenn aber ein Andrer es sagt und euch überzeugt, so sey es, wehret ihm nicht, gebt Alles Preis! Wenn aber Niemand dies glaubt, wenn im Gegentheil wir alle wissen, daß je mehr wir ihm zu nehmen gestatten, einen desto mächtigeren und gefährlicheren Feind wir an ihm haben werden, wohin weichen wir zurück? oder was zaudern wir? oder wann, ihr Männer Athens, werden wir unsere Pflicht thun wollen? Nun ja, wenn die Noth eintritt. — Aber was freie Männer Noth nennen, das ist nicht nur schon da, sondern längst vorüber; was es aber für Knechte ist, das mögen die Götter uns nie erfahren lassen. Was ist von Beidem der Unterschied? Daß es für den freien Mann keine größere Noth giebt, als die Schaam über das, was geschieht, — und ich kenne nichts, was man mit größerem Rechte so nennen möchte — für den Knecht aber Schläge und körperliche Mißhandlungen. Das sey fern! ja, es darf dies nicht einmal genannt werden." —

Unter den empfindlichsten Vorwürfen entschlüpfen seiner Vaterlandsliebe dann auch wieder rührende Worte der Anerkennung; wie wenn er in derselben Rede sagt: „Und fürwahr, nicht gleiche Gefahr bedroht die Andern und euch; denn nicht blos unterwerfen will er die Stadt, sondern sie gänzlich ausrotten. Denn er weiß nur allzugut, daß ihr seine Sclaven nicht seyn wollt, noch,

wenn ihr es seyn wolltet, es zu seyn verständet, denn ihr seyd zu herrschen gewohnt."

In der dritten Rede gegen den Philipp scheint mir das der Höhepunkt des Ganzen zu seyn, wo er den Athenienſern vorhält, sie ließen jetzt den Philippus in seinem widerrechtlichen Treiben gewähren, ihn, einen Fremden, einen Barbaren, während sonst niemals ein griechisches Volk dem andern solche Gesetzwidrigkeiten nachgesehn hätte.*)

„Daß nun also Philippus von einem kleinen und niedrigen Anfange so hoch empor gewachsen, daß die Hellenen gegen einander voll von Mißtrauen und Zwietracht sind, und daß es weit befremdlicher war, ihn aus dem, was er war, so groß geworden zu sehen, als wenn er jetzt, nachdem er so Vieles vorweg genommen hat, auch das Uebrige sich unterwirft, dies und alles Aehnliche, was ich anführen könnte, will ich bei Seite lassen. Aber ich sehe, daß alle Menschen, und ihr von Allen zuerst, ihm Etwas zugesteht, worüber in der ganzen vorigen Zeit alle hellenischen Kriege entstanden sind. Was ist nun dies? Zu thun, was er will; die Hellenen der Reihe nach zu schwächen und zu plündern, ihre Städte zu überfallen und zu unterjochen. Nun habt ihr doch drei und siebenzig Jahre an der Spitze der Hellenen gestanden; die Lakedämonier neun und zwanzig; auch die Thebäer haben in den letztvergangenen Zeiten nach der Schlacht

*) Jacobs a. a. O. S. 371.

bei Leuktra eine gewisse Macht besessen; nie aber, ihr Männer Athens, nie ist euch, oder den Thebäern, oder den Lakedämoniern dies von den Hellenen zugestanden worden, zu thun, was ihr wolltet; daran fehlte viel; sondern, wenn sie meinten, daß ihr, oder vielmehr die Athenäer jener Zeit, nicht mit Billigkeit gegen diese oder jene verführen, glaubten Alle, auch die, welche für sich keine Klage zu führen hatten, sich mit den Gekränkten zum Kriege verbinden zu müssen; und wiederum, als die Lakedämonier die Oberhand bekommen und eure Stelle eingenommen hatten, fingen sie nicht sobald an, ihre Macht zu mißbrauchen, und das Bestehende übermäßig zu erschüttern, als sich Alle zum Krieg erhoben, auch die, welche keine Klage zu führen hatten. Und was soll ich von Andern sprechen? Habt ihr nicht selbst und die Lakedämonier, ohne daß ihr im Anfange gegenseitige Unbilden anzuführen hattet, doch, weil wir Andere ungerecht behandelt sahen, zu den Waffen gegriffen? Und doch sind alle Vergehungen, deren sich die Lakedämonier in jenen dreißig Jahren und unsre Vorfahren während der siebenzig Jahre schuldig gemacht haben, gering gegen die Ungerechtigkeiten, die Philippus in nicht ganz dreizehn Jahren, während er oben schwimmt, an den Hellenen begangen hat, oder sie sind vielmehr nicht der kleinste Theil von ihnen. Und dies ist leicht mit wenigen Worten darzuthun. Olynthus zwar und Methone und Apollonia und zwei und dreißig thrakische Städte laß' ich unerwähnt,

die er mit solcher Grausamkeit zerstört hat, daß, wer ihnen naht, kaum sagen kann, ob sie jemals bewohnt gewesen; auch von den Phokeern, einem so ansehnlichen, jetzt vernichteten Volke, schweig' ich; aber wie ist der Zustand Thessaliens? Hat er ihnen nicht ihre Verfassungen (und Städte) entrissen, und Tetrarchien eingesetzt, um sie nicht bloß Städte-, sondern Völker-weis zu unterjochen? Und die Städte in Euböa, werden sie nicht von Tyrannen beherrscht? Städte einer Insel, so nah bei Theben und Athen! Schreibt er nicht ausdrücklich in seinen Briefen: „Ich habe Friede mit denen, die mich hören wollen." Und das schreibt er nicht bloß, ohne es durch Thaten zu bestätigen, sondern geht nach dem Hellespont, und kam vorher nach Ambrakia; Elis ist in seiner Hand, eine so wichtige Stadt des Peloponneses, und jüngst trachtete er nach Megara; weder Hellas, noch das Land der Barbaren faßt die Habsucht des Menschen. Und dieses Alles sehen wir Hellenen insgesammt, und hören es, und beschicken uns nicht einander durch Gesandten, und zürnen nicht, sondern unsre Stadt ist so gelähmt, Stadt von Stadt so geschieden, daß wir bis auf den heutigen Tag nichts von dem, was Pflicht und Vortheil erheischt, haben thun, uns nicht an einander anschließen, noch eine Gemeinschaft der Hülfe und Freundschaft haben errichten können; sondern wir sehn seiner Vergrößerung unthätig zu, und Jeder, wie es mir scheint, sieht die Zeit, in der ein Andrer zu Grunde geht, für

gewonnen an, ohne an die Rettung von Hellas zu denken oder etwas dafür zu thun; da doch Jeder weiß, daß er, so wie der periodische Anfall eines Fiebers oder eines andern Uebels, auch dem nahen wird, der jetzt gar weit entfernt zu stehen glaubt. Und auch das fürwahr wißt ihr, daß Alles, was die Hellenen von den Lakedämoniern oder von uns erlitten, ihnen wenigstens von ächten Söhnen von Hellas widerfuhr; und das nahm wohl Mancher eben so auf, als wenn der ächte Sohn eines großen Hauswesens Etwas davon nicht gut und recht verwaltet; so daß er in dieser Beziehung Tadel und Vorwürfe verdient, Niemand aber sagen darf, er habe nicht als ein Angehöriger, oder als Erbe des Vermögens so gehandelt. Wenn aber ein Knecht, oder ein untergeschobener Sohn das, was ihm nicht angehört, verschwendet oder verwüstet, wie viel ärger, o ihr Götter, und empörender würde das Alles erscheinen! Aber gegen Philippus, und das, was er jetzt thut, hegen sie diese Gesinnung nicht; gegen ihn, der nicht nur kein Hellene ist, und nichts mit Hellenen gemein hat, sondern nicht einmal ein Barbar aus einem mit Ehren genannten Lande, sondern ein nichtswürdiger Makedonier, von wo man vordem nicht einmal einen tauglichen Sclaven kaufen konnte."

Nicht minder gewaltig ist in eben dieser Rede der Angriff gegen die feilen, durch das Gold des Philippus bestochenen Redner, und die Aufforderung sie zu stra-

fen.*) „Daß dem also sey, seht ihr jetzt ohne Zweifel selbst, und bedürft meines Zeugnisses nicht; daß aber in voriger Zeit das Gegentheil Statt fand, will ich darthun, nicht durch eigne Worte, sondern durch Aufweisung der Inschriften eurer Vorfahren, die sie auf Erz in der Akropolis geschrieben und aufgestellt haben, nicht um ihnen selbst zu nützen, denn auch ohne diese Inschriften waren sie wie es recht war gesinnt, sondern damit ihr eine Erinnerung und Muster hättet, wie es sich in solchen Fällen zu handeln zieme. Was sagt nun die Inschrift? „Arthmios, heißt es, der Sohn des Pythonax, der Zelite, ist für ehrlos und für einen Feind des Volkes der Athenäer und ihrer Bundesgenossen zu halten, er und sein Geschlecht." Dann wird der Grund hinzugefügt, warum dies geschehen ist: „weil er Gold von den Medern nach dem Peloponnes gebracht hat." So lautet die Inschrift. Nun überlegt, um der Götter willen, und bedenkt bei euch selbst, wie die Denkungsart der damaligen Athenäer war, die dieses thaten, und wie ihre Würde. Sie erklärten einen Arthmios, einen Zeliten und Sclaven des Königs — denn Zeleia liegt in Asien — weil er im Dienste seines Herrn Gold nach dem Peloponnes, nicht nach Athen, gebracht, für ihren und ihrer Bundesgenossen Feind, ihn und sein Geschlecht, und machten sie ehrlos. Dies ist aber nicht was man im ge-

*) Jacobs a. a. O. S. 377. 378.

wöhnlichen Sinne Ehrlosigkeit nennt — denn was konnte es einem Zeliten kümmern, zu Athen von den gemeinsamen Rechten ausgeschlossen zu seyn? Aber dies war nicht die Meinung, sondern wie in den Blutgesetzen geschrieben steht über diejenigen Fälle, wo keine Anklage wegen Mordes Statt findet, sondern erlaubt ist zu tödten: „und der Ehrlose, heißt es, sterbe!" das heißt: wer einen von diesen tödtet, sey von Blutschuld rein. Jene also hielten sich verpflichtet, für das gemeinsame Wohl aller Hellenen zu sorgen, da es ihnen außerdem gleichgültig gewesen wäre, wenn Einer diesen oder jenen im Peloponnes erkaufte und bestach; und sie züchtigten und bestraften die, welche Geschenke nahmen, mit solcher Strenge, daß sie ihren Namen öffentlich entehrten. Deshalb war denn mit Recht der Name der Hellenen dem Barbaren furchtbar, nicht der Barbar den Hellenen. Aber nicht mehr jetzt. Denn nicht mehr sind eure Gesinnungen in diesem und andern Dingen dieselbigen." —

Diese und ähnliche Stellen mochte Dionysius von Halikernaß im Auge haben, wenn er den Eindruck, den die Reden des Demosthenes auf ihn hervorbrächten, mit dithyrambischer Begeisterung schildert:*) „Nehme ich eine Rede des Demosthenes zur Hand, so werde ich begeistert, und fühle mich hierher und dorthin getrieben. Ein

---

*) Dionysius von Halikarnassos, über die Rednergewalt des Demosthenes, übers. von Becker S. 61 fg.

Affekt nach dem andern bemächtigt sich der Seele; Mißtrauen, Theilnahme, Furcht, Verachtung, Haß, Mitleid, Wohlwollen, Zorn, Scheelsucht; alle Affekte insgesammt, welche das Gemüth bestürmen, erwachen in mir. Ich unterscheide mich in Nichts von den Priestern der Cybele, die korybantische und ähnliche Feste feiern, und sey es durch Dämpfe oder Töne, oder durch der Dämonen Einwirkung sich dermaßen angeregt fühlen, daß sie viele und fremdartige Gefühle äußern .... Wenn nun der so lange Zeit hindurch in diesen Schriften lebende Geist noch jetzt einen so ausgezeichneten Eindruck auf uns macht, und noch gegenwärtig bei ihrer Lesung uns in Leidenschaft versetzt, wahrlich, so müssen damals seine Reden als etwas Uebernatürliches und Furchtbares betrachtet worden seyn." — Diejenigen, die im Stande sind, etwas von dem, was Dionysius hier schildert, bei diesen Reden zu empfinden, werden suchen, sich über die Natur und die Quelle solcher Eindrücke Rechenschaft zu geben. Ich bekenne, daß ich diese Eindrücke nur für sittliche halten, und ihren Ursprung nur in der sittlichen Kraft des Redners suchen kann. Und zwar erscheint mir hier diese Kraft aufgegangen und zusammengedrängt in den Affekt des Zorns. Den Zorn überhaupt für etwas Unsittliches zu halten, ist jetzt wohl eine hinlänglich widerlegte Meinnng, da nach richtiger theologischer Ansicht dem heiligen Gotte selbst Zorn zugeschrieben werden darf, und da es schwer seyn möchte zu sagen, was denn in manchen

Reden Christi, zum Beispiel in der Strafrede, die Matthäus in seinem drei und zwanzigsten Kapitel anführt, herrschend sey, wenn man es nicht Zorn nennen will. Zorn ist oft nur die äußerste Spitze der Flamme, welche die Liebe schlägt. — Wir haben in den olynthischen Reden die Entwickelung und die Steigerung der sittlichen Ideen verfolgt, welche den Redner beherrschten. Seitdem er sie gehalten, waren nun schon manche Jahre verflossen. In der Lage der Dinge hatte sich indessen nichts gebessert, sondern Alles nur verschlimmert. Durch die um sich greifende Macht des Philippus hatte die Gefahr des Untergangs und der Schande sich dem theuren Vaterlande immer näher gewälzt, und in ungeheiltem Leichtsinn weigerten sich noch immer die Athenienser, durch Ablegung der schlechtesten Gewöhnungen ihre Freiheit zu erkaufen. In gleichem Maaße wie dies Unheil, war in dem Redner das Verlangen es abzuwenden, war sein Haß gegen die äußeren und inneren Feinde seines Volkes gestiegen. Die Lebendigkeit, worin diese Affekte in den früheren Reden erscheinen, ist wie Nichts gegen die Kraft und die Intensität, worin er sie in diesen beiden letzten offenbart; und wenn das, was er hier an den Tag legt, Zorn ist — wie man es denn in der That nicht anders nennen kann — so giebt es nichts Edleres als einen solchen Zorn; er ist der höchste Aufschwung seiner staatsbürgerlichen Tugend. Es giebt freilich auch einen gemeinen, durch eigennützige Leidenschaften erregten

Zorn; niemals erscheinen gemeine Naturen gemeiner als durch diesen. Aber durch nichts werden edle Naturen so mächtig emporgetragen, nichts giebt großen Charakteren eine solche Größe, als eben dieser Affekt, wenn er in ihnen aus uneigennütziger Liebe entsprungen ist. Wo geht Demosthenes in diesen Reden über das dem edlen Menschen geziemende Maaß hinaus? Während er Donnerkeile schleudert, steht er da in vollkommen sittlicher Würde. Sie ist so vorherrschend in ihm, daß man, wenn man richtig sprechen will, die Eigenschaften seiner Rede, die fälschlich Kunst und Schönheit genannt werden, nur durch Namen, die von sittlichen Eigenschaften entlehnt sind, durch Kraft, Kühnheit, Aufopferung bezeichnen muß. Die sittliche Kraft wendet hier alle anderen, ebenfalls im höchsten Grade thätigen Geisteskräfte, Scharfsinn, Ueberlegung, Besonnenheit, in ihrem Dienste an. Mit welcher geistigen Ueberlegenheit weiß er, in der Rede über die Angelegenheiten im Chersones, die vielen Momente und Rücksichten seinem vornehmsten Gesichtspunkte zu unterwerfen, unter Einem Hauptgedanken unzählige Nebengedanken zusammen zu fassen, und indem er den ersten entwickelt, auch jedem von diesen seine passendste Stelle anzuweisen! Niemals wird der Aufwallung des Gefühls die Bündigkeit und Klarheit des Beweises aufgeopfert; die logische Verbindung der Gründe, welche die politische Weisheit darbietet, ihre Zusammenfügung in Eine geschlossene Kette, ist wo mög-

lich hier noch genauer, noch bewundernswürdiger als in allen früheren Reden. Jeder Gedanke ist ein einzelner Schlag für den Gegner, ein einzelner Feuerstrahl für die empfänglichen Hörer. Aber weil Schläge auf Schläge immer in derselben Richtung und Absicht folgen, so wirkt die ganze Rede nur als ein einziger zerschmetternder Schlag für den Gegner; weil alle diese Funken nur in einen einzigen Brennpunkt zusammenströmen, so vereinigt sich Alles in der Erweckung Eines großen Entschlusses: Krieg gegen Philipp. Die einzelnen Gedanken sind dermaßen aufgegangen in diese Masse von Licht, daß es viel Mühe kostet, sich ihrer abgesondert bewußt zu werden, und daß man zu diesem Zwecke diese Reden unzählige Male durchlesen muß. Wie schön jedes Einzelne gewesen sey, wer hat Zeit gehabt es zu bemerken, wer schämte sich nicht bei solchen ästhetischen Betrachtungen zu verweilen? Es kommt hier an auf Etwas, das höher steht als das Fühlen, auf das Handeln. Die Rede war eine Handlung; handeln soll man nach dem Willen des Redners, durch jede andere Stimmung versündigt man sich gegen ihn. Selbst Bewunderung, die man ihm zollt, ist zu wenig. Er hat sich selbst vergessen, so vergißt man ihn. Man sagt nicht: er hat trefflich gesprochen; sondern man sagt: er hat Recht; es muß geschehen, was er will.

Bis jetzt war Demosthenes durch keinen, oder doch nur durch einen sehr geringen Erfolg für seine Anstren-

gungen belohnt worden. Dennoch hatte er sie unermüdet fortgesetzt: ein Beispiel, welches verdient von dem geistlichen Redner, wenn dieser keine oder nur geringe Wirkungen seiner Predigt wahrnimmt, nachgeahmt zu werden! Jetzt aber zeigte sich, daß die Worte des Demosthenes nicht in den Wind gesprochen, und daß die Athenienser des Vertrauens, das er in sie setzte, nicht unwürdig waren. Sie schickten unter Phokions Anführung Truppen nach Euböa; und diesen gelang es, die von dem Philippus geschützten Tyrannen und die makedonischen Besatzungen zu vertreiben. Olymp. 109. 4; 341 vor Christo. Bald darauf leisteten sie ihm an einem anderen Orte einen eben so edelmüthigen als erfolgreichen Widerstand. Er belagerte Byzanz, das ihm sonst verbündet und den Atheniensern feindlich gewesen war. Dessen ungeachtet entschlossen sich die Athenienser, dieser Stadt Hülfe zu senden. Phokion segelte mit hundert und zwanzig Schiffen durch den Hellespont, und zwang den Philipp die Belagerung von Byzanz aufzugeben. Von allen diesen Unternehmungen gebührt dem Demosthenes in so fern die Ehre, als er dazu die Anträge gemacht, und diese in den Volksversammlungen durchgesetzt hatte. Deshalb stand er auch in hohem Ansehen bei dem Volke, welches auf den Antrag des Aristonikus beschloß, ihn mit einer goldenen Krone zu beschenken, und daß diese Verleihung auf dem Theater bei den Dionysien verkündiget werden sollte. Dieselbe Ehre, welche das Volk

dem Demosthenes erwies, ward auch wiederum dem Volke von Seiten der Staaten, die es gerettet hatte, aus Dankbarkeit erwiesen. Die Einwohner des Chersones, die ebenfalls von Philipps Herrschaft waren befreit worden, krönten es mit einer Krone von sechszig Talenten. Die Byzantier beschlossen, den Atheniensern, die, wie sie sich in ihrem Dekrete ausdrücken, bei ihnen „die Verfassung und die Gesetze und die Gräber wieder hergestellt hätten,“ in ihrem Staate ausgedehnte Rechte zu verleihen, und drei Bilder von sechszehn Fuß Höhe aufzustellen, den Demos von Athen nämlich, der durch den Demos von Byzanz und den von Perinth gekrönt würde.

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht bei Chärونea, und letzte Schicksale des Demosthenes.

Bald ward jedoch durch die Verblendung der Griechen, durch die Unbesonnenheit oder den Verrath des Aeschines, jene große Katastrophe herbeigeführt, wo Athen seine Freiheit verlor, indem es jedoch, durch Demosthenes begeistert, sich der Ahnen und des alten Ruhmes würdig zeigte. Aeschines, der schlimmste Feind des Demosthenes, scheint immer bestimmt gewesen zu seyn, das, was diesen am meisten verherrlichen sollte, herbeizuführen. Er war es, der später durch seine Anklage gegen den Ktesiphon, zu des Demosthenes Rede für die Krone, diesem größten rhetorischen Meisterwerke, die Gelegenheit gab. Er war es auch, der in der Amphiktyonen-Versammlung jene schwärmerische Bewegung hervorrief, woraus der zweite

heilige Krieg, und die sonst für Athen so unheilvollen Ereignisse entstanden, bei denen aber Demosthenes seine Thätigkeit als Redner und Staatsmann so glänzend und würdig wie noch niemals entwickelte. Im ersten Jahre der 110. Olympiade war nämlich Aeschines als Abgeordneter der Athenienser zur Amphiktyonen-Versammlung nach Delphi gesendet worden. Nahe bei Delphi lag ein Strich Landes, der nach dem Ausspruch eines alten Orakels, wegen eines von seinen Bewohnern verübten Frevels, wüste bleiben sollte, den aber die Lokrer von Amphissa angebaut hatten. Aeschines ließ sich hinreißen, an diesen Orakelspruch zu erinnern; und die Vernachlässigung desselben als eine Gottlosigkeit zu rügen. Seine Worte bewirkten unglücklicher Weise unter den Amphiktyonen die allgemeinste und heftigste Bewegung. Sie eilten, nachdem sie alle Einwohner von Delphi zum Beistande aufgeboten hatten, nach jener mit dem Fluche beladenen Ortschaft; alle Wohnungen wurden zerstört; der dazu gehörende Hafen verschüttet und unbrauchbar gemacht. Während sie aber diesem Werke der Zerstörung oblagen, wurden sie von den Lokrern von Amphissa überfallen, und durch ihren Angriff genöthigt, sich in eiliger Flucht nach Delphi zurückzubegeben. Dafür, daß sie sich an den Amphiktyonen vergangen hatten, sollten nun die Amphissäer bestraft werden. An diesem Kriege wollte Athen keinen Antheil nehmen; dem Aeschines, da er von dieser Angelegenheit Bericht erstattete, rief Demosthenes zu: „Er

würde einen amphiktyonischen Krieg nach Athen ziehen!" Die griechischen Staaten, die sich die Beschwerden und Unkosten eines Feldzuges ersparen wollten, auf welche vielleicht auch die Freunde des Philippus einwirkten, wußten keine bessere Auskunft, als dem Könige die Führung des Krieges zu übertragen. So ward er denn von den Griechen selbst aufgefordert, mit einem Heere in Griechenland einzurücken; und um seine Absichten gegen Athen auszuführen, bot sich ihm eine Gelegenheit dar, welche nicht günstiger seyn konnte. Er benutzte sie, und nachdem er in das Innere von Griechenland eingedrungen war, besetzte er Elatea, und erklärte dadurch unzweideutig seine Absicht, nach Theben, und von da weiter nach Athen vorzurücken.

Als man in Athen erfuhr, daß Elatea durch den Philipp eingenommen sey, gerieth Alles in die größte Bestürzung. Die Prytanen sendeten sogleich nach den Strategen, und bereiteten Alles zu einer Volksversammlung auf den folgenden Tag. Früh am Morgen hatte das Volk schon seine Plätze eingenommen. Die Prytanen erschienen, meldeten der Versammlung die Nachricht, und stellten ihr den Boten vor, der sie überbracht hatte. Nun rief der Herold: Wer will sprechen? Er wiederholte mehrere Male diese Aufforderung. Alle Redner, alle Strategen waren gegenwärtig; keiner erhob sich. Demosthenes allein wagte an diesem verhängnißvollen Tage dem Volke Rath zu ertheilen. Er sagte, man sei deßhalb

in so große Bestürzung gerathen, weil man glaube, daß Theben sich schon für den Philipp entschieden habe. Dies aber sey ein Irrthum; denn wenn es sich also verhielte, so würde Philipp nicht in Elatea, sondern an den Grenzen von Attika stehn. Allerdings habe Philipp seine Partei in Theben; aber es würde ihr durch eine andere treu gesinnte Partei entgegengewirkt. Die Aufgabe Athens sey es, diese mit Vertrauen zu erfüllen, und ihr, wo möglich, das Uebergewicht zu verschaffen. Deshalb müßte die Mannschaft sogleich nach Eleusis ausrücken, um zu zeigen, daß man zur Vertheidigung der Thebaner bereit sey. Zugleich müßten Gesandte an sie abgeordnet werden, um ihnen das Bündniß Athens und dessen Hülfe und Beistand gegen den Philipp anzutragen; und zwar ohne alle, für sie lästigen Bedingungen; denn solche unter den jetzigen Verhältnissen ihnen aufzuerlegen, würde ein gänzlich unwürdiges Verfahren seyn.

Diesem Antrage des Demosthenes gemäß ward der Volksbeschluß gefaßt; auch er gehörte zu den erwählten Gesandten; und wie er sich ganz dem Vaterlande hingab, so übernahm er auch diesen schweren Beruf. In Theben trafen sie die Abgesandten Philipps und seiner Verbündeten. Diese stellten den Thebanern vor, als Bundesgenossen Philipps könnten sie die Schätze der Athenienser mit ihm theilen, und an ihnen für frühere Unbilden Rache nehmen; im entgegengesetzten Falle aber würden sie und

ihr Land die nächsten und größten Gefahren von dem Kriege zu befürchten haben. Es war keine leichte Aufgabe für den Demosthenes, diese Gründe zu entkräften, und die Thebaner gegen den Philipp und für das Bündniß mit Athen zu stimmen. Dieses große Werk gelang seiner Beredsamkeit. Die Thebaner wiesen die Anträge des Philipp zurück, und riefen die Athenienser zur Hülfe.

Das Heer der Athenienser vereinigte sich also mit den Thebanern. Zuerst wurden zwei glückliche Treffen gegen Philipp geliefert. Diese Siege verbreiteten in Athen einen Taumel der Freude, und erwarben dem Demosthenes, dem man mit Recht den größten Antheil daran zuschrieb, die Auszeichnung einer zweiten Krone. Aber ein trauriger Umschwung der Dinge erfolgte durch die für Athen und Griechenland so unheilvolle Schlacht bei Chäronea. Sie ward geliefert am siebenten des Monats Matageitnion, im dritten Jahre der 110. Olympiade, 338 vor Christo, im 47. Lebensjahre des Demosthenes. Philipp trug einen vollständigen Sieg davon. Wie Demosthenes ihn, so würdigte auch er den Demosthenes, und erkannte in ihm seinen gefährlichsten Gegner. Siegestrunken und spottend recitirte er die Eingangsformel des Volksbeschlusses, auf welchen Demosthenes, des Demosthenes Sohn, der Päanier, angetragen, und durch welchen er den nun entschiedenen Kampf herbeigeführt

hatte.*) Schon früher hatte er gesagt: Schiffe und Heere der Athener fürchte er nicht so sehr, als die Reden des Demosthenes.

Durch seinen Eifer und durch seine unablässigen Anstrengungen hatte also Demosthenes nicht einen neuen Aufschwung seines Vaterlandes, sondern einen tieferen Verfall desselben herbeigeführt. Denn obgleich Philipp den Atheniensern eine nicht erwartete Schonung bewies, so war doch von dieser Zeit an ihre und der Griechen Unabhängigkeit und Herrschaft verloren. Soll man den Demosthenes deshalb beschuldigen? Vielmehr soll man ihn preisen, daß, durch ihn angefacht, die Flamme des hellenischen Heldenmuthes vor dem Verlöschen noch einmal so herrlich aufloderte. Unter allen Entschlüssen, welche die Athenienser bei den damaligen Umständen hätten fassen können, war derjenige, wozu er sie begeisterte, gewiß der ehrenvollste, also auch der heilsamste. Davon ruft er selbst in der Rede über die Krone die Manen derjenigen zu Zeugen an, die bei Marathon und Salamis gekämpft hatten, und auch das sittliche Gefühl eines Jeden, der diese Geschichte lieset, wird für ihn zeugen.

Auch die Mitbürger des Demosthenes ließen ihn das Unglück, das sie betroffen hatte, nicht entgelten. Die makedonische Partei benutzte zwar eine so günstige Ge-

---

*) Δημοσθένης Δημοσθένους Παιανιεὺς τάδ' εἶπεν. Plutarch. Demosthenes XX. Wesseling ad Diodorum Siculum L. XVI. p. 555.

legenheit; die Anklagen häuften sich gegen ihn, und fast Tag für Tag mußte er vor Gericht stehn; aber jedes Mal wurde er freigesprochen. Ja, seine Mitbürger ehrten ihn, indem sie ihm manche wichtige Besorgungen übertrugen, und vornehmlich, indem sie ihn beriefen, den zu Chäronea Gefallenen die Leichenrede zu halten.

Die letzten sechszehn Jahre im Leben des Demosthenes, von seinem 47sten bis zu seinem 63sten Lebensjahre, wo er, so alt wie Luther, starb, sind ein trüber Zeitraum. Als Glanzpunkt leuchtet daraus der Sieg hervor, den er durch die Rede für die Krone in dem Rechtskampf mit dem Aeschines davontrug. Die Vorsehung gewährte ihm diese Gelegenheit seine ganze Staats-Verwaltung mit allen Ideen, die sein Leben beherrscht hatten, darzustellen, und sich vor der Mitwelt und Nachwelt zu rechtfertigen. Indem er diese große Aufgabe lös'te, hat er nicht nur seinen eigenen Gipfelpunkt, sondern auch überhaupt wohl die höchste Stufe erreicht, zu welcher in der Beredsamkeit menschliche Kräfte gelangen können. Noch in demselben Jahre, wo die Schlacht bei Chäronea war geliefert worden, machte Ktesiphon den Antrag beim Volke, Demosthenes sollte, wegen des bei Führung der Gräben und Ausbesserung der Mauern aus eigenen Mitteln gemachten Aufwandes (er hatte drei Talente beigesteuert) so wie wegen der Dienste, die er fortwährend dem Staate geleistet, mit einem goldenen Kranze beschenkt, und diese Verleihung sollte auf dem Theater

bei den Dionysien ausgerufen werden.*) Indem Ktesiphon dies öffentliche Zeichen der Anerkennung für den Demosthenes in Vorschlag brachte, war es ohne Zweifel seine Absicht, diesen dadurch gegen alle Klagen, die wegen seiner Staatsverwaltung noch erhoben werden könnten, sicher zu stellen. Einen solchen Volksbeschluß in Antrag zu bringen, stand in Athen einem jeden Bürger frei; aber wenn derselbe angenommen ward, so blieb er auch dafür verantwortlich, und es konnte gegen ihn selbst eine Anklage wegen Gesetzwidrigkeit seines Vorschlages erhoben werden; die Ausführung des Beschlusses blieb dann bis zur gerichtlichen Entscheidung ausgesetzt. Dieser Einspruch wurde von Seiten des Aeschines, noch vor den großen Dionysien, an welchen die Verleihung des Kranzes ausgerufen werden sollte, eingelegt. Ihn trieb ohne Zweifel, außer dem Neid und alter Feindschaft, auch das richtige Gefühl, daß eine solche dem Demosthenes erwiesene Ehre für ihn und für die makedonische Partei, an deren Spitze er stand, eine Verurtheilung und eine Niederlage seyn würde. Bei dem Prozeß wegen Gesetzwidrigkeit konnte die Strafe von dem Kläger geschätzt werden. Die Schätzung des Aeschines gegen den Ktesiphon belief sich auf funfzig Talente, das ist soviel als 75000 Thaler, eine in jener Zeit kaum zu erschwingende Summe.

*) Dieser Kranz war ein in Gold nachgeahmter Oelzweig, einige hundert Drachmen werth.

Ward sie nicht entrichtet, so blieb der Verurtheilte Schuldner des öffentlichen Schatzes, und war, als solcher, seiner Bürgerrechte beraubt. Verlor der Kläger den Prozeß, und hatte er nicht wenigstens den fünften Theil der Stimmen, so mußte er tausend Drachmen zahlen, und es wurden ihm auch seine Bürgerrechte, wenigstens theilweise, entzogen.

Bis zur öffentlichen Verhandlung des Prozesses, welchen Aeschines gegen den Ktesiphon angestellt hatte, verflossen nicht weniger als acht Jahre. Man kennt nicht die Ursachen dieses Aufschubs; aber man möchte glauben, daß sie in den damaligen großen Ereignissen lagen, die ihre Wirkungen so weit umher verbreiteten, und welche wohl die Augen der Griechen von ihren eigenen Rechtshändeln abwenden konnten. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Chäronea ward Philipp durch den Pausanias ermordet. Sein Sohn Alexander, welchen Demosthenes, dieser große Kenner der Menschen und der Verhältnisse, dennoch so durchaus unrichtig beurtheilt hatte, verfolgte mit rastlosem Eifer die Pläne seines Vaters. Den Versuch die griechische Freiheit zu retten, büßte Theben durch seine gänzliche Zerstörung. Auch Athen sollte gestraft werden; Alexander verlangte die Auslieferung der zehn vornehmsten Redner, unter denen, wie es sich denken läßt, auch Demosthenes sich befand. Doch der Redner Demades, der zur makedonischen Partei in Athen gehörte, wußte den Zorn des Siegers zu beschwichtigen. Alexander

geht nach Asien. Im dritten Jahre der 111. Olympiade, 334 vor Christo, siegt er am Granikus, im folgenden Jahre bei Issus. Im zweiten Jahre der 112. Olympiade, 331 vor Christo, gewinnt er die Schlacht bei Arbela. In dem nun folgenden Jahre kam der Rechtsstreit des Aeschines gegen den Ktesiphon zur Entscheidung. Da Demosthenes das eigentliche Ziel der Anklage des Aeschines war, so lag es in der Natur der Sache, daß er zu seiner eigenen und des Ktesiphon Vertheidigung auftrat. Er befand sich damals in seinem 55. Lebensjahre. Die Rede über die Krone, durch welche er den Sieg davon trug, ist also, wie die schönste, so auch eine späte Frucht seiner Beredsamkeit. Aeschines, der nicht den fünften Theil der Stimmen erhalten hatte, und der durch diese Niederlage seine politischen Grundsätze verdammt sah, hielt es für gerathen, Athen zu verlassen, und sich nach Rhodus zu begeben. Da er hier, als Lehrer der Beredsamkeit, seine Rede gegen den Ktesiphon und auch die des Demosthenes für die Krone mit seinen Schülern gelesen hatte, und die Hörer in das Lob des letzteren ausbrachen, rief er: Was würdet ihr erst sagen, wenn ihr ihn selber gehört hättet! Daraus scheint hervorzugehen, daß während Demosthenes mit seiner vernichtenden Kraft auf ihn eindrang, eine so vollendete Beredsamkeit, ob sie ihm gleich Verderben brachte, in ihm selber Wohlgefallen und Bewunderung erweckte. Und man wird ihn schon deshalb für einen mehr als

gewöhnlichen Menschen halten müssen; denn es ist nichts Geringes, über die Virtuosität eines Nebenbuhlers sich zu erfreuen, auch wenn man durch sie zermalmt wird.

Durch die Gunst der Vorsehung besitzen wir die Gegenreden des Aeschines und des Demosthenes. Die vergleichende Betrachtung derselben, welche die wichtigsten Aufschlüsse über das Wesen der Beredsamkeit geben kann, verspare ich bis zum folgenden Abschnitt. Jetzt sind noch die letzten Schicksale des Demosthenes zu berichten.

Fünf Jahre, nachdem Demosthenes den Sieg über den Aeschines davon getragen hatte, im sechszigsten Jahre seines Alters, traf ihn ein schweres Geschick; er mußte Athen verlassen und in die Verbannung gehen. Ein gewisser Harpalus war nämlich mit ungeheuren, ihm von Alexander anvertrauten Schätzen, aus Babylon entflohen, und hatte Aufnahme in Athen gesucht. Demosthenes widerrieth sie; man beschuldigte ihn aber, er sey späterhin von dem Harpalus durch zwanzig Talente bestochen worden. Die Unschuld des Demosthenes ward erst mehrere Jahre darauf erwiesen; der Schatzmeister des Harpalus nämlich zeigte dem makedonischen Befehlshaber zu Rhodus alle diejenigen an, die Harpalus in Athen bestochen hatte, und der Name des Demosthenes fehlte in diesem schmachvollen Verzeichnisse. Damals aber verurtheilte ihn das Volk zu einer Strafe von funfzig Talenten, die er nicht entrichten konnte; er kam ins Gefängniß, aus

dem er aber entfloh, und er hielt sich nun an verschiedenen Orten, vornämlich in Aegina, auf.

Seine Verbannung dauerte zwei Jahre. Das Todesjahr Alexanders, Olymp. 114, 2; 323 vor Christo, war das Jahr seiner Heimkehr. Durch einen Volksbeschluß ward er zurückgerufen. Eine Trireme segelte nach Aegina, um ihn aufzunehmen, und unter allgemeinem Jubel landete er im Piräeus.

Der Tod Alexanders war den Griechen, die noch einmal hofften ihre Freiheit wieder zu gewinnen, das Signal zu einem allgemeinen Aufstand gegen die makedonische Herrschaft. Aber Antipater schlug sie, zwang Athen eine makedonische Besatzung aufzunehmen, und ließ nicht einmal die Verfassung unangetastet. Bei seiner Annäherung hatte Demosthenes mit den ihm gleich gesinnten Rednern die Flucht ergriffen. Archias, den Antipater gegen ihn abgesendet hatte, traf ihn auf der Insel Kalauria im Tempel Neptuns. Unter dem Vorwande an die Seinigen zu schreiben, sog er aus dem Schreiberohre ein darin verwahrtes Gift, das seinem Leben schnell ein Ende machte.

Die politischen Verhältnisse Athens zur Zeit des Demosthenes haben einige Aehnlichkeit mit denen, worin sich Deutschland im Anfange dieses Jahrhunderts befand. Was Philipp und Alexander in Rücksicht auf Griechenland waren, das war Napoleon in Beziehung auf Deutschland. Selbst der Zug Alexanders nach Asien,

könnte mit Napoleons russischem Feldzuge verglichen werden. Das Gefühl dieser Aehnlichkeit führte damals auch Manche zum Studium der Werke des Demosthenes, aus denen dieselbe Vaterlandsliebe, derselbe Haß gegen Unterdrückung sie anwehte, von denen sie sich selber beseelt fühlten. Wir preisen diejenigen, welche die Gefahren, die damals die Unabhängigkeit Deutschlands bedrohten, schon von fern ahndeten; diejenigen, welche durch Aufopferung und Thatkraft, unter dem Beistande Gottes, das Werk der Befreiung vollbringen halfen. So verdient denn auch Demosthenes unsere Bewunderung, der dasselbe Werk in Beziehung auf Griechenland beharrlich angestrebt, wenn auch nicht vollbracht hat.

Mit der Ansicht, die ich in dieser Schilderung aufgestellt habe — nach welcher aus der Charaktergröße des Demosthenes auch die Großartigkeit seiner Beredsamkeit entspringt — steht es in seltsamem Widerspruch, daß gerade sein Charakter schon unter seinen Zeitgenossen der Gegenstand so vieler Verunglimpfungen gewesen ist. Das Entstehen derselben läßt sich jedoch aus der allgemeinen Erfahrung erklären, daß politische Parteien gegen einander mit Schmähungen sehr freigebig zu seyn pflegen. Demosthenes war das Haupt einer Partei, die oft das Uebergewicht gehabt hatte, und die, selbst als sie besiegt war, noch durch ihre Grundsätze und durch ihr Streben Achtung gebot. Es ist nicht zu verwundern, daß die Gegenpartei ihn haßte, und daß sie, von einem

sicheren Takte geleitet, sich gerade der Waffe gegen ihn bediente, wodurch sie am meisten ihm schaden konnte — der Verläumdung. Denn da die Kraft des Redners eine sittliche ist, so kann man erwarten, ihm einen großen Theil derselben zu entziehen, wenn es gelingt, seinen Charakter verdächtig zu machen. Gegen eine der schwersten Anklagen, daß er durch Harpalus erkauft worden sey, hat ihn schon ein alter Schriftsteller*) gerechtfertigt. Auch seine Flucht in der Schlacht bei Chäronea wird ihm zu einem schweren Vergehen gemacht. Aber man muß bedenken, daß die Schlacht verloren ging, und daß außer ihm noch manche andre ehrenwerthe Männer eine ähnliche Rettung gesucht haben mögen. Daß ihm kriegerische Tüchtigkeit fehlte, kann zugegeben werden; dagegen besaß er die des Redners; und es wird oft nicht weniger Muth erfordert um die Rednerbühne zu besteigen, als um in die Schlacht zu gehen. Uebrigens sind wir weit entfernt, ihm eine fleckenlose Reinheit zuzuschreiben, die ja nirgend gefunden wird, und die unter den verderblichen Einflüssen, die das Heidenthum auch auf die edelsten Naturen ausübte, um so viel weniger zu erreichen war. Daß er zuweilen sehr bitter und herbe seyn konnte, läßt sich nicht leugnen; und sein freiwilliger Tod soll hier nicht gerechtfertigt werden. Dessen ungeachtet wird jeder unparteiische Beobachter, für die sittliche

*) Pausanias L. II. C. 23.

Größe seines Charakters, die jetzt auch, wie es scheint, immer allgemeiner anerkannt wird, in seinen Schriften ein vollgültiges, unwiderlegliches Zeugniß finden, und aus dem Studium derselben wird Verehrung für ihn als unauslöschlicher Eindruck zurückbleiben.

Sechstes Kapitel.

Kampf des Demosthenes mit dem Aeschines. Rede des Aeschines gegen den Ktesiphon, und des Demosthenes für die Krone.

Bei der Betrachtung dieser Reden, über deren Veranlassung und Zweck schon im vorigen Abschnitt das Nöthige mitgetheilt worden ist, wird es vornehmlich darauf ankommen zu ergründen, worauf der Vorzug eigentlich beruhe, welcher der demosthenischen Rede vor der seines Gegners überall zuerkannt wird; und sollte es sich zeigen, daß die oratorische Ueberlegenheit des Demosthenes in seiner sittlichen Ueberlegenheit ihren Grund hat, so würde dadurch die Behauptung von dem sittlichen Charakter der Beredsamkeit eine wichtige Bestätigung erhalten.

Dem Aeschines lag es ob zu zeigen, daß der Antrag des Ktesiphon, den Demosthenes zu krönen, gesetzwidrig sey; und dies konnte durch äußere und innere Gründe bewiesen werden; die äußeren mußten den Widerspruch betreffen, worin dieser Antrag mit anderen

Gesetzen und Verordnungen stände; die inneren konnten nur darin liegen, daß Demosthenes durch sein Leben und durch seine Staatsverwaltung einer solchen Ehre unwürdig sey. Mit welchen von diesen Gründen, den äußeren oder inneren, sollte nun der Anfang gemacht, und in welches Verhältniß der Wichtigkeit sollten sie zu einander gestellt werden? Diese, für den Plan der Rede und für den Erfolg des Unternehmens so entscheidenden Fragen, mußten sich dem Aeschines darbieten, und unmöglich können einem Manne von solcher Einsicht die Vortheile entgangen seyn, welche das Voranstellen der inneren Gründe gewährt hätte, wie er denn auch in der That in seiner Klageschrift mit denselben den Anfang macht. Frei und unumwunden hätte er dann sogleich bekannt, nur gegen den Demosthenes sey der Angriff gerichtet; nur darum sey es ihm zu thun, diesen Staatsmann, der durch unweises oder gar treuloses Verhalten an dem Mißgeschicke des Vaterlandes Schuld sey, der verdienten Schande Preis zu geben. Hätte er diese Beschuldigung erhärtet, so war der Kampf zu seinem Vortheile entschieden; und die äußeren Gründe, der Widerspruch des ktesiphontischen Antrags gegen andere bestehende Gesetze, konnten als Zugabe in bündiger Kürze, an einem passenden Orte hinzugefügt werden. Durch diese Stellung der Beweise erhielt die Rede gleich von Anfang jenen lebendigen, kräftigen Schwung, der so nothwendig ist, die Gemüther fortzureißen; sie mußte ihn

aber einbüßen, und von Anfang an aller Kraft verlustig gehen, sobald dies Verhältniß aufgehoben, und das Unwichtige dem Wichtigen gleich gestellt ward. Und doch hat Aeschines den besseren Plan, den er in der Klageschrift anzukündigen schien, in der Rede selbst nicht befolgt. Hier macht er mit den äußeren juridischen Gründen der Gesetzwidrigkeit den Anfang; er scheint sie den inneren in Rücksicht der Wichtigkeit fast gleichzustellen; treibt lange ein Spiegelgefecht mit dem Ktesiphon, ehe er zu dem eigentlichen Angriff gegen den Demosthenes sich entschließt. Wie ist es zu erklären, daß er diesem Plane, dessen große Mängel sich schon seinem ästhetischen Gefühle verrathen mußten, vor dem andern den Vorzug geben konnte? Nur dadurch, scheint es mir, weil die inneren Gründe ihm nicht zureichend schienen; weil er selbst nicht von allen den Schlechtigkeiten überzeugt war, welche die Leidenschaft ihn trieb dem Demosthenes Schuld zu geben; weil er verzweifelte den Richtern das vollkommen glaublich zu machen, was er selbst nicht glaubte. Bei dem Gefühl der Mißlichkeit seines Unternehmens schienen die juridischen Gründe ihm noch immer die größere Sicherheit zu gewähren; deshalb entwickelt er diese zuerst, ohne zu bedenken, daß von da aus sich über die andern eine tödtliche Kälte verbreiten mußte. An dem Befolgen dieses thörichten Planes, an allen Fehlern, die daraus hervorgingen, und die seine Niederlage unvermeidlich machten, war also nichts Schuld — um es mit

Bayerische Staatsbibliothek München

einem Worte zu sagen — als sein böses Gewissen, und das Mißtrauen in seine eigne Sache, womit es ihn schlug. Man kann es für ausgemacht halten: schon das Entwerfen des Planes zu einer Rede ist eine That; und es kann nur durch eine ungehinderte Wirksamkeit der sittlichen Kräfte gelingen. Gilt dies vom politischen Redner, wie viel mehr vom geistlichen! Lebt dieser nur in den äußeren Dingen, und nicht in der Tiefe religiöser Anschauungen, so wird er auch nie seinen Gegenstand bei der Wurzel ergreifen, aus welcher eine Fülle von Gedanken sich natürlich und folgerichtig entwickelt. Der Plan aber ist eigentlich die Predigt; und wer Einsicht in diese Dinge besitzt, der weiß, sobald er die Eintheilung vernahm, was von der Predigt zu erwarten, und was vom Redner zu halten sey.

Und wie nun ein Fehler den andern nach sich zieht, so wählt Aeschines nicht nur selbst diese Stellung der Beweise, sondern er fordert auch, daß Demosthenes in seiner Vertheidigung dieselbe Ordnung befolge. „So verlangt nun auch — sagt er gegen das Ende seiner Rede zu den Richtern — daß Demosthenes sich vertheidige; zuerst wegen des Gesetzes über die Rechnungspflichtigen, zweitens, wegen derjenigen, über die Ausrufungen, drittens — was ich für das Größte halte — daß er der Belohnung unwürdig sey.“ Thöricht war diese Forderung, wenn sie nicht mit der völligen Gewißheit ihrer Erfüllung geschah; und daß er diese nicht haben

konnte, geht schon daraus hervor, daß sie nicht erfüllt worden ist, und daß Demosthenes im Eingange seiner Vertheidigung sie zurückweisen durfte, indem er von den Richtern verlangt: „Jedem der Streitenden diejenige Anordnung und Vertheidigungsart zu gestatten, die er für gut gefunden und gewählt hat." Sollte ihm etwas zur Vorschrift dienen, so mußte dies überhaupt mehr die Klageschrift als die Rede des Klägers seyn. Dem sittlichen Gefühle des Demosthenes, als derselbe die letztere hörte, konnte es nicht entgehen, welchen Fehler sein Gegner begangen hatte, und daß er einen noch größeren begehen würde, wenn er sich in die Falle locken und zu einer gleichen Anordnung verleiten ließe. Er fühlte auf das Entschiedenste, zuerst müsse sein Charakter und seine Staatsverwaltung gerettet werden; alles Andere sey kinderleicht, sobald ihm dieses gelungen. Er macht es also zur Hauptsache; und nur erst nachdem er schon hierin seines Sieges gewiß ist, gedenkt er der juristischen Deduktion seines Gegners und behandelt sie mit dem gebührenden Spotte. „Was nun dieser hier, sagt er, das Oberste und Unterste durch einander rührend, über den Widerspruch mit den Gesetzen gesagt hat, davon werdet ihr, wie ich glaube, zuverlässig Vieles nicht begriffen haben; auch ich konnte Vieles davon nicht verstehn; ich will aber einfach und auf geradem Wege das was einfach ist, erörtern." Wo im verschlossenen Zimmer, vor einer geringen Anzahl von Richtern, die um den grünen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Tisch sitzen, durch Einen aus ihrer Mitte ein Vortrag über einen Rechtsfall gehalten wird, da mögen juristische Klaubereien an ihrer Stelle und oft entscheidend seyn. Aber in einer öffentlichen Sitzung, vor Männern, die aus der Mitte des Volks gewählt, und die von einer Masse Volks umgeben sind, da gilt nur die ewige Idee des Rechts, und das geschriebene Gesetz nur in so fern, als es jener gemäß ist. Giebt es hier einen Widerspruch, so muß man zuweilen erstaunen, was der Redner für ein leichtes Spiel mit den geschriebenen Gesetzen hat. Vor den Assisen in Rhein-Preußen hatte ein Verklagter selbst eingestanden, ein gewisses Dokument verfälscht zu haben. Sein Advokat, ein trefflicher junger Mann, und nicht unbekannt mit den Kräften, wodurch die Seelen gelenkt werden, zeigte den Geschworenen das ungeheure Mißverhältniß zwischen dem im gegenwärtigen Falle geringen Vergehen und der sehr schweren Strafe, welche das Gesetz dafür bestimmte. Die Geschworenen, um den Angeklagten einer Strafe zu entziehen, deren Ungerechtigkeit sie fühlten, erklärten nach einer kurzen Berathung, daß derselbe des Vergehens der Fälschung, das er so eben eingestanden hatte, ganz und gar unschuldig sey.

Aus dem angegebenen Grunde, aus einem schlechten Gewissen, werden sich nun die Mängel in der Rede des Aeschines erklären lassen, die sonst bei einem Athenienser, bei einem Nebenbuhler des Demosthenes ganz unbegreiflich seyn würden. Sein Exordium, worin er den Nutzen

Bayerische Staatsbibliothek München

der Klagen wegen Gesetzwidrigkeiten bei der damaligen Auflösung der Verfassung zeigen will, paßt für einen jeden solchen Fall, und also für keinen, und ist durchaus nicht geeignet das lebhafte Interesse, welches dem gegenwärtigen gebührte, zu erwecken. „Ihr seht, o Athener — so beginnt die Rede — welche Rüstungen gemacht sind, welche Schaaren zusammentraten, welche Bitten Viele auf dem Markt anwandten, damit weder Maaß noch Sitte in der Stadt beobachtet werde." Geziemt es dem, welcher einen Redekampf auf Leben und Tod beginnt, seinen ersten Hauch zum Aussprechen solcher nichtssagenden Worte zu verwenden? Wie anders versteht es Demosthenes, wenn er anklagt, seine ganze Gemüthsstimmung in der ersten Periode, die er spricht, auszudrücken! „Die Zügellosigkeit, ihr Richter, und die Frechheit, womit Midias immer gegen Alle verfährt, ist — wie ich glaube — Keinem von euch, noch von den andern Bürgern, unbekannt;" so beginnt er seine Rede gegen den Midias; und in der gegen Leptines bildet die erste Periode das ganze, aber auch vollkommen ausreichende Exordium: „Vornehmlich weil ich die Aufhebung des Gesetzes der Stadt für heilsam halte, dann aber auch aus Theilnahme für den Sohn des Chabrias, habe ich versprochen, denen die auf die Abschaffung antragen, nach Kräften beizustehn."

Es sind übrigens zwei Gesetze, welche Aeschines gegen den Ktesiphon anführt. Das eine verbot Rechnungspflichtige zu bekränzen; und dies wendet er auch auf den

Demosthenes an, der zur Wiederherstellung der Mauern zehn Talente empfangen, und noch nicht Rechnung abgelegt hatte. Das andere befahl, der Ausruf solle in der Senats-Versammlung geschehn, wenn der Senat; in der Volks-Versammlung, wenn das Volk Jemanden bekränze. Demnach, behauptet Aeschines, sey der Antrag des Ktesiphon gesetzwidrig, nach welchem die Bekränzung des Demosthenes auf dem Theater, bei der Darstellung der neuen Tragödien ausgerufen werden sollte. Aber auch mit der bloß juristischen Kraft dieser Gründe stand es schwach. Denn gegen den ersten führt Demosthenes an, er habe ja aus eigenen Mitteln drei Talente zum Bau der Mauern zugeschossen: wie könne man ihn denn für das, was er geschenkt habe, zur Rechenschaft ziehen? Und was die Kundmachung im Theater betrifft, so konnte Demosthenes, um sie zu rechtfertigen, sich nicht nur auf frühere Beispiele, sondern sogar auf ausdrückliche Gesetze berufen.

Endlich kommt Aeschines zur Hauptsache, zum Angriff auf den Charakter und die Wirksamkeit des Demosthenes. Um bequemer darzuthun, wie falsch und lügenhaft Alles sey, was in Ktesiphons Antrag von dem Verdienste seines Gegners gerühmt worden, theilt er das staatsbürgerliche Leben desselben in vier Perioden, von denen die erste sich bis zu dem mit Philippus geschlossenen Frieden erstreckt. Hier ist es sein vornehmster Klagepunkt, daß Demosthenes, gemeinschaftlich mit dem Phi-

lokrates, und wie dieser dem Philippus verkauft, den Frieden mit demselben zu Stande gebracht hätte. Dies leugnet Demosthenes in seiner Vertheidigung; und was half nun eine unerwiesene Behauptung, von welcher mit eben so großer Entschiedenheit das Gegentheil behauptet werden konnte? Am Ende dieses Abschnittes macht er noch einen seltsamen Versuch die Gesinnungen des Demosthenes zu verdächtigen. Nach früheren ungeziemenden Freundschafts-Erweisungen gegen die Gesandten des Philippus, sagt er, habe derselbe über den Tod des Königs eine eben so ungeziemende Freude geäußert. „Sieben Tage nach dem Tode seiner Tochter, ruft er*), ehe er sie betrauert und ihr die letzte Ehre erzeigt, opferte er gegen alle Gesetze, bekränzt und im weißen Kleide auftretend; und der Elende hatte doch die verloren, welche allein und zuerst ihn Vater genannt hatte. Ich spotte aber nicht seines Unglücks, sondern ich erforsche seine Sitten: denn der Feind seines Kindes, der schlechte Vater, wie kann er wohl je ein trefflicher Volksführer seyn? Wer den geliebtesten, den nächsten Verwandten nicht anhängt, wird euch, die ihr ihm Fremde seyd, nicht hoch halten; wer im Privatleben verwerflich ist, wird nimmer Oeffentliches trefflich verwalten; wer sich daheim unredlich zeigt, kann in Makedonien bei der Gesandschaft auf keine Weise

*) Die Reden des Aeschines und Demosthenes über die Krone rc. übersetzt von Fr. v. Raumer. Berlin 1811. S. 32.

schön und gut erscheinen: denn er hat nicht die Gesinnung, sondern nur die Wohnung verwechselt." Man traut seinen Ohren kaum, wenn man diese Worte hört, und man glaubt sich aus der antiken Welt in den Anfang des jetzigen Jahrhunderts versetzt, wo beliebte Bühnendichter die Ansicht verbreiteten, daß die Blüthe der Sittlichkeit einzig und allein in den Gefühlen häuslicher Zärtlichkeit zu suchen sey. Man sieht aus diesem Beispiele des Aeschines — was sich durch das Beispiel vieler geistlichen Redner bestätigt — wie gern derjenige, welcher einmal auf einer falschen rhetorischen Bahn begriffen ist, zur Erregung weichlicher Rührungen seine Zuflucht nimmt. Dem gezierten Inhalte entspricht hier bei dem Aeschines auch die gezierte Form der Periode, die sich in tautologischen Gegensätzen fortbewegt, und mit der lächerlichen Paronomase von τρόπον und τόπον schließt.

Bei der Untersuchung des zweiten Abschnittes im Leben des Demosthenes, von dem Schlusse des Friedens mit dem Philipp bis zum Bruche dieses Friedens, mußten dem Aeschines ganz vorzüglich die unüberwindlichen Hindernisse seines Unternehmens fühlbar werden. Hier war es seine schmachvolle Aufgabe, die ruhmwürdige Thätigkeit zu lästern, durch welche Demosthenes dem Volke einen nie geahndeten Aufschwung gegeben, Euböa befreit, Perinthus, Byzanz und den Chersones gerettet hatte. Was in einer solchen Lage einzig zu thun übrig blieb, das versucht er, theils die großen Thaten seines

Gegners zu verspotten, theils die Gedanken seiner Zuhörer davon abzulenken. In dem Ablenken ist er nicht besonders glücklich. Er sucht die Bestechlichkeit des Demosthenes in seinen Verhältnissen mit Euböa nachzuweisen; aber die Erörterung ist weitschweifig und unwirksam. Um der Verspottung eine große Kraft geben zu können, war er vielleicht selber nicht tief genug gesunken; sie ist ziemlich schwach ausgefallen.*)

„Dieser ist es, o Athener, welcher zuerst Serrion und Doriskos, Ergiske und Murgiske, Ganos und Ganis auffand (Orte, deren Namen wir vorher nicht gehört hatten), und es dahin brachte, alle Verhältnisse umzustürzen; so daß, wenn Philippus keine Gesandte schickte, jener behauptete, er verachte die Stadt; schickte er welche, so waren es Kundschafter, nicht Gesandte; wollte er einer billigen und unparteiischen Stadt die Entscheidung der Forderungen übertragen, so war kein billiger Schiedsrichter zwischen uns und Philippus vorhanden; gab er Halonesus heraus, so verbot jener, die Insel anzunehmen, wenn er sie g ä b e, und nicht z u r ü c k gäbe, nur über Sylben streitend. Als er endlich die mit Charidemos in Thessalien und Magnesia gegen die Bedingungen des Friedens Einfallenden bekränzte, brach er den Frieden und bereitete uns Unglück und Krieg. — Ja; aber mit ehernen und demantenen Mauern umgab er, nach seinen

*) Fr. v. Raumer a. a. O. S. 34.

Worten, unser Land, durch das Bündniß mit den Euböern und Thebanern. Dennoch, o Athener, hat er euch dreifach hier aufs höchste geschadet, und am wenigsten habt ihr es gemerkt."

In die dritte, von dem Aeschines angenommene Periode fällt die Entstehung des amphiktyonischen Krieges gegen die Lokrer von Amphissa, in welchem Philipp zum Feldherrn gewählt ward; die Besetzung von Elatea durch den König von Makedonien; das auf des Demosthenes Antrieb geschlossene Bündniß zwischen Athen und Theben, und die unglückliche Schlacht bei Chäronea. Hier boten sich dem Aeschines große Vortheile dar. Daß Demosthenes so wenig Sympathie für den Zorn der Amphiktyonen gegen die gottlosen Lokrer gezeigt hatte, ließ sich ihm als Impietät gegen die Götter auslegen; und den unheilvollen Ausgang der Maaßregeln, zu welchen er das Volk getrieben hatte, konnte selbst ein rechtschaffener Gegner als einen Beweis, wenn nicht von Treulosigkeit, doch von politischer Untüchtigkeit darstellen. Daß Demosthenes ihm nicht nur alle diese Vortheile entwinden, sondern daß er gerade bei der Vertheidigung gegen diese Anklagen, sich in dem vollesten Glanze seiner patriotischen Größe zeigen würde: das konnte Aeschines freilich nicht ahnden. Man merkt es ihm an, wie ihm der Muth wächst, und wie er sich freut, nun endlich die schönsten und dankbarsten Stellen seiner Rede vortragen zu können. Und doch hat er selbst hier die vorhandenen großen Vor-

theile seines Stoffes nicht gehörig auszubeuten gewußt. Nur ein einziges Mal, in einer ganz kurzen Stelle, womit er diesen Theil seiner Rede schließt, gelingt es ihm mit demosthenischer Sicherheit den rechten Fleck zu treffen.*) „Schämt ihr euch aber nicht, o Athener! da ihr wegen der Schiffer, die nach Salamis überfahren, das Gesetz gegeben habt, daß demjenigen, welcher, obgleich unvorsätzlich, das Schiff auf der Fahrt umstürzt, nicht mehr frei stehen solle, sein Gewerbe zu treiben, weil Niemand mit dem Leben der Hellenen leichtsinnig verfahren dürfe; ihr aber doch demjenigen, welcher Hellas und eure Stadt gänzlich umgestürzt hat, wiederum die Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut?" Im Uebrigen ist er niemals bei der Sache, sondern stets außerhalb derselben; er wird nicht von ihr fortgetrieben, sondern er läuft neben her; er hascht nach glänzenden Entwickelungen, aber entlehnt sie nicht aus dem Gegenstande, sondern aus Nebendingen. Dieser Fehler, den er mit vielen Rednern — oder soll ich sagen mit allen, den Demosthenes ausgenommen — gemein hat, er ist nichts anders als Eitelkeit und Trägheit; Eitelkeit, der es weniger darum zu thun ist, das Ziel des Strebens zu erreichen, als auf dem Wege dahin zu glänzen; Trägheit, die sich scheut, so lange in die Tiefen des Gegenstandes einzuzudringen, bis sich darin das Glänzende findet, und die

*) Fr. v. Raumer a. a. O. S. 62.

es lieber von außen her zusammenrafft. Mit welcher unnöthigen Länge, mit welchem selbstgefälligen Hervorheben seiner Person verweilt er bei jenem Auftritt in Delphi, welcher den Krieg gegen die Lokrer herbeiführte! Wie ganz anders erzählt Demosthenes in seiner Rede, was sich in Athen zutrug, als die Nachricht von der Einnahme Elatea's durch Philipp dort angekommen war! Man kann beide Stücke als Beispiele eines schlechten und eines guten Geschmacks in rhetorischen Erzählungen neben einander stellen. Ueber dem Glänzenden wird, wie sich denken läßt, das Rührende nicht vergessen. Wie die Söhne der im Kriege Gefallenen, nachdem das Volk sie bis zur Großjährigkeit erzogen, auf dem Theater durch den Herold dargestellt werden; die Zerstörung Thebens, und dabei der Jammer der Greise, Weiber und Kinder: diese Schilderungen werden, ohne ängstliche Sorge um Zusammenhang, der Rede eingewebt. Auch auf die großen Dinge, welche gerade damals in Asien vorgingen, ob sie gleich keinesweges zur Sache gehörten, wird ein Blick geworfen; und Alexanders unerhörte Erfolge werden als ein Lohn für die Befreiung des delphischen Heiligthums dargestellt. Man glaubt den Preis Napoleons und seiner Siege aus dem Munde eines französischen Präfekten zu hören.*)

„Aber ist nicht das Unerwartetste, das Unglaublichste

*) Fr. v. Raumer a. a. O. S. 52.

zu unserer Zeit geschehen? Wahrlich wir leben nicht ein gewöhnliches Menschenleben, sondern gereichen zum Erstaunen der Geschlechter, die nach uns kommen werden. — Der König der Perser, welcher den Athos durchgrub, über den Hellespont eine Brücke schlug, von den Hellenen Erde und Wasser verlangte, und in seinen Briefen zu schreiben wagte, daß er Herr aller Menschen sey, vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne; er kämpft jetzt nicht mehr, um Herr Anderer zu seyn, sondern schon für die Rettung seines eigenen Leibes. Und sehen wir nicht diejenigen dieses Ruhmes theilhaftig, und der Anführung gegen die Perser gewürdigt, welche den Tempel in Delphi befreiten?"

Ich übergehe das, was Aeschines über die vierte Periode, nämlich die damalige Zeit, vorträgt; die ziemlich lange Peroratio, in welcher noch Manches, wofür sich bisher kein passender Ort fand, gehäuft wird; und bemerke nur, daß der eigentliche Schluß der Rede ein höchst glänzendes Stück genannt werden kann. Es enthält eine Prosopopöe, wo Solon, Aristides, Themistokles auf der Rednerbühne erscheinen, und die Bestrafung des Demosthenes fordern.*)

„Wenn er dann aber am Ende seiner Rede die Theilnehmer der Bestechungen als Gehülfen herzu ruft, so glaubt auf der Bühne, wo ich jetzt redend stehe, die

---

*) Fr. v. Raumer a. a. O. S. 99.

Wohlthäter des Staats zu sehen, welche der Unverschämtheit dieser Menschen entgegen treten. Solon nämlich (welcher durch die schönsten Gesetze die Demokratie ordnete, den Philosophen, den trefflichen Gesetzgeber) euch mit der ihm gewohnten Mäßigung bittend, auf keine Weise die Reden des Demosthenes höher zu achten, als die Eide und die Gesetze: Aristides (welcher den Tribut der Hellenen festsetzte, und dessen Töchter nach seinem Tode das Volk aussteuerte) zürnend, daß die Gerechtigkeit mit Füßen getreten werde, und fragend, ob ihr euch nicht schämt, daß eure Vorfahren Arthmios den Zeleiten, welcher Gold von den Medern nach Hellas brachte, in die Stadt kam, und ein Gastfreund des athenischen Volkes war, dennoch aus der Stadt und dem ganzen Gebiete des Staats verwiesen, ja fast tödteten; ihr aber den Demosthenes, welcher nicht Gold von den Medern nach Hellas hinbrachte, sondern sich damit bestechen ließ, und es selbst noch jetzt besitzt, mit einem goldenen Kranze bekränzen wollt: Themistokles dann, und die bei Marathon, und die bei Platäa Gefallenen: — ja glaubt es, selbst die Gräber eurer Vorfahren müssen tief aufseufzen, wenn der, welcher einstimmig mit den Barbaren gegen die Hellenen wirkte, bekränzt wird. — Ich aber nun, o Erde, o Helios, o Tugend und Gewissen, und Zucht, wodurch wir Gutes vom Bösen unterscheiden, ich stritt für euer Wohl, und wenn ich tüchtig und dem Frevel angemessen anklagte, dann sprach ich, wie ich wünschte; wenn

aber schwächer, dann so, wie ich vermochte. Ihr aber, gebt nun, sowohl nach den Reden, die gesprochen sind, als nach dem, was noch übergangen worden, eure Stimmme für das, was gerecht und was heilsam ist für den Staat."

Daß man in der Peroratio die Kraft alles bisher Vorgetragenen durch eine neue Wendung zu verstärken, und so einen letzten entscheidenden Eindruck hervorzubringen sucht, ist an sich nicht zu tadeln. Zuweilen ist es aber auch nichts Anderes, als das Gefühl von der Unzulänglichkeit und Schwäche der ganzen bisherigen Rede, welches so ängstlich nach einem glänzenden Schlusse streben läßt. Hat man das Bewußtsein, mit Kraft und Nachdruck das Rechte und Passende bereits gesagt zu haben, dann kann man, wie Demosthenes gewöhnlich thut, die Rede ruhig ausgehn lassen.

Entsprangen die Fehler des Aeschines in seiner Rede gegen den Ktesiphon aus einer unlautern sittlichen Gesinnung: so sind die Vorzüge der demosthenischen Rede für die Krone in ihrem tiefsten Grunde nur sittliche Vorzüge. Bei einer durch innere Vorwürfe verursachten Befangenheit und Unruhe wäre ihm eine solche Vertheidigung, wie diese, durchaus unmöglich gewesen; sie ist nur denkbar bei einem Manne, den das Bewußtsein erfüllt, immer das Beste gewollt, und eine lange Reihe von Jahren hindurch mit entschiedenster Aufopferung dem Vaterlande gedient zu haben. Schon seinen Plan, bei welchem er die Fehler seines Gegners vermeidet, und sich zu den hinreißendsten

Entwickelungen den Weg bahnt, hätte er, ohne das vollste Vertrauen zu seiner Sache, niemals so entwerfen können. Nur wenn ihn dieses beseelte, konnte er mit Uebergehung der Nebendinge, immer so bei der Hauptsache bleiben, die Prüfung seines Lebens voranstellen, und von dem Ausfall derselben die ganze Entscheidung abhängig machen. Wir werden uns zuerst mit diesem Plane beschäftigen, und sodann einige der ausgezeichnetsten Stellen hervorheben, um länger bei ihrer Betrachtung zu verweilen.

Nach dem Exordium, in dem ersten Theil seiner Rede, weiset er die Beschuldigung zurück, daß er den Philokrates, der vornehmlich den Frieden mit Philipp betrieb, dabei sollte unterstützt haben. Aeschines, sagt er, schon damals mit dem Könige einverstanden, habe, nach der Rückkehr von der absichtlich verlängerten Gesandtschaft, das Volk über Philipps Absichten getäuscht, und den Untergang der Phokeer verschuldet. Schon jetzt also verwandelt er die Vertheidigung in einen Angriff. Mit unbeschreiblicher Kühnheit fordert er seine Zuhörer auf zu erklären, ob sie den Aeschines für einen Gastfreund oder für einen Miethling Philipps und Alexanders hielten. „Für einen Miethling" scheinen mehrere Stimmen gerufen zu haben.

Der zweite Theil in der Rede des Demosthenes bezieht sich auf die zweite von dem Aeschines angenommene Periode, von dem Schluß des Friedens bis zur Erneuerung des Krieges gegen Philipp. Mit immer

steigender Begeisterung entwickelt hier Demosthenes die Grundsätze, die er als Staatsmann befolgte; er zeigt, sie allein und keine andere wären der Stellung Athens, und des von den Vorfahren ererbten Geistes und Ruhmes würdig gewesen. Er erinnert, daß sie auch in der Ausführung durch die Befreiung von Euböa, durch die Rettung von Byzanz, von Perinthus, vom Chersones, also durch neuen Ruhm, welcher der Stadt zu Theil geworden, sich bewährt hätten; und wie er selbst schon damals durch einen goldenen Kranz belohnt worden sey.

Hier sollte man nun erwarten, daß Demosthenes sogleich zu demjenigen, was bei Aeschines in die dritte Periode fällt, nämlich zur Schlacht bei Chäronea, und zu den Ereignissen, welche sie herbeiführten, übergehen, und sich gegen die Beschuldigung rechtfertigen würde, durch die Maaßregeln des Widerstandes, die er damals mit so vielem Eifer betrieb, das Unglück des Vaterlandes verschuldet zu haben. Eine solche Anordnung schien auch von dem Gesetze der Stetigkeit gefordert zu werden, das in der Beredsamkeit so wichtig ist, und das Demosthenes immer so treu befolgt, nach welchem jeder Sprung, jede Lücke vermieden, und der Hörer stets durch die leichtesten Uebergänge von einem Gegenstande zum andern geführt werden muß. Hier findet sich nun unleugbar ein solcher Sprung, und der Rede wäre es vortheilhaft gewesen, hätte er vermieden werden können; aber er

konnte es nicht. Es drängte die Anklage wegen der formalen Gesetzwidrigkeit des ktesiphontischen Antrags; dieser Punkt mußte doch einmal berührt werden, und hier fand sich dazu in der ganzen Rede die passendste Stelle. Früher durfte ihn Demosthenes nicht erörtern; zuerst mußte er seinen Charakter und seine Staatsverwaltung rechtfertigen; dies war jetzt großen Theiles schon siegreich vollbracht. Jetzt durfte er nicht länger zögern, auch ein Wort über die Gesetze zu sagen, welche seine Krönung zu verbieten schienen; in dem späteren Theile seiner Rede, der sich nun zu seiner Vertheidigung wegen der Katastrophe bei Chäronea wenden mußte, war für so untergeordnete Dinge noch schwerer eine passende Stelle zu finden. Demosthenes entschließt sich also hier den Faden seiner vornehmsten Entwickelung zu verlassen; aber es ist zu bewundern, wie geschickt er von dieser Abschweifung zu seinem eigentlichen Gegenstande zurück zu lenken weiß. An den von dem Aeschines vorgebrachten Chikanen — sagt er — erkenne man in demselben den gemeinen und nichtswürdigen Menschen; dies sey er schon gewesen durch die Erziehung, die er von seinen gemeinen und nichtswürdigen Eltern empfangen, und es sey nur zu verwundern, wie ein Mensch dieser Art, trotz seiner Unbedeutendheit, ein so furchtbares Uebel, wie den amphiktyonischen Krieg gegen die Lokrer, habe erregen können. So hat er den Faden wieder angeknüpft, und ist in die Mitte seines Gegenstandes zurückgekehrt.

Diesen Theil der Rede, welcher die Erörterung über die Gesetze, und die ersten Ausfälle gegen den Aeschines enthält, würde ich den dritten nennen. Er steht sehr zurück gegen den vorhergehenden und den folgenden; denn der Redner erlaubt sich hier Persönlichkeiten gegen seinen Gegner, die unser sittliches Gefühl beleidigen, und er sinkt von seiner oratorischen Höhe, weil er von seiner moralischen Würde herabsinkt.

Mit welcher Kraft erhebt er sich aber in dem folgenden Theile seiner Rede! Dieser Theil, den ich den vierten nennen würde, bezieht sich auf die politische Krisis, die mit der Schlacht bei Chäronea einen so unglücklichen Ausgang nahm. Philipp hatte Elatea besetzt, und hatte dadurch seine feindseligen Absichten gegen Athen enthüllt. Demosthenes hatte die Athenienser zum Widerstande entflammt, hatte ein Bündniß zwischen ihnen und den Thebanern zu Stande gebracht; aber durch die Niederlage, die sie erlitten, war ihre und aller Hellenen Freiheit zu Grunde gegangen. Wie schwer, so scheint es, mußte hier es dem Demosthenes fallen, seine politischen Grundsätze und seine Staatsverwaltung zu rechtfertigen, da der verderbliche Ausgang das lauteste Zeugniß gegen ihn ablegte! Aber der Redner kann sich auf Etwas berufen, das höher steht, und das eine größere Kraft besitzt als die Ereignisse; dies ist die ewige Wahrheit, und die Idee der Tugend und der Ehre. Diese Ideen hatten das Leben des Demosthenes beherrscht; deshalb konnte er sie

jetzt wirksam anwenden; und es gelang ihm durch sie, nicht nur sich zu rechtfertigen, sondern sich, seinem Ankläger gegenüber, in dem Glanze des herrlichsten Triumphes darzustellen. Das wozu ich rieth, sagt er, war unter jenen Umständen das Beste. Weiß Jemand etwas Besseres, so sage er es, auch jetzt noch; denn ich gestehe, es hätte mir nicht entgehen dürfen; aber Keiner wird etwas angeben können. Für den Erfolg bin ich nicht verantwortlich, denn dieser steht überhaupt nicht bei dem Menschen, sondern bei Gott. Weder ich, noch Einer unter euch, konnte dies Mißgeschick voraussehen. Ja, wäre es uns Allen im Voraus bekannt gewesen, so hätten wir doch keinen andern Entschluß, als den des Widerstandes fassen dürfen, wenn wir der Ehre und des Ruhms eingedenk waren. Dies war eure Gesinnung, Athenienser! Ich habe euch nur vermocht, derselben gemäß zu handeln. Verurtheilt ihr mich, so würdet ihr euch selbst verurtheilen, und das als einen Irrthum verdammen, was der schönsten Thaten eurer Vorfahren würdig ist. — Ich habe mich begnügt, hier nur den Gedanken-Inhalt dieses Theils kurz anzugeben. Er ist der erhabenste und vollendetste der ganzen Rede. Ich werde späterhin noch einmal darauf zurückkommen, und dies Urtheil näher zu begründen suchen.

In dem letzten Theile der Rede widerlegt Demosthenes noch zwei Behauptungen seines Gegners. Dieser hatte ihm vorgeworfen, daß ein finsteres Mißgeschick,

eine Ungunst der Götter ihn verfolgten, und sich auch über alle Angelegenheiten, woran er Theil nähme, verbreiteten. Er hatte Demosthenes mit den Staatsmännern der früheren Zeiten verglichen, und ihn tief unter dieselben herabgesetzt. Die erste Behauptung führt den Demosthenes zu einer Vergleichung, die er zwischen sich und dem Aeschines anstellt, in Beziehung auf das Glück, das einen jeden von ihnen begleitet habe; und er zeigt, um wie vieles sein Schicksal besser, als das seines Gegners gewesen sey. Was die Vergleichung mit den frühern Rednern betrifft, so verlangt Demosthenes, daß man ihn nicht diesen, sondern denen der damaligen Zeit gegenüber stelle, und daß man seine Dienste nicht deshalb unbelohnt lasse, weil Andere Größeres geleistet hätten. In diesem Theile der Rede begegnet man besonders häufig manchen schon früher vorgekommenen Gedanken; sie erscheinen zwar in immer neuen Wendungen; aber dessen ungeachtet wird man nicht umhin können, diese Wiederholungen etwas beschwerlich zu finden. Dieser Theil der Rede bildet zugleich die Peroratio. Der Schluß erfolgt ziemlich unerwartet durch ein kurzes Gebet an die Götter, um die Besserung der schlechten Bürger und um die Wohlfahrt des Volks.

Durch die Vergleichung dieses Plans mit dem, welchen Aeschines befolgt, ließe sich der Unterschied zwischen der bloß logischen und der oratorischen Ordnung der Gedanken ins Licht setzen. Der Plan des Aeschines empfiehlt

sich durch eine gewisse übersichtliche Klarheit; aber was ein logischer Vorzug ist, das ist in oratorischer Hinsicht ein Fehler. In den Plan des Demosthenes kann man sich nicht mit derselben Leichtigkeit finden. Von seiner Staats-Verwaltung kommt er auf die Gesetze in Betreff der Krönungen; von diesen kehrt er zu seiner Staats-Verwaltung und zu den Ereignissen zurück. Ueber den Aeschines hat er sich nicht erschöpft durch die Schilderung seines Lebens und Charakters, die sich in dem von mir sogenannten dritten Theile der Rede findet; er hat sich das Ausführliche darüber für den letzten Theil vorbehalten. So bekommt der Gedankengang etwas Verwirrendes, das nur bei einer längeren und genauen Betrachtung schwindet. Dagegen wird man bekennen müssen, das in dem großen Gewebe dieser Rede einem jeden Gedanken die für ihn passendste Stelle angewiesen ist; daß ein Jeder da steht, wo er sich am leichtesten und vollständigsten entwickeln läßt; wo er am meisten von dem Vorhergehenden getragen wird; wo er am kräftigsten den Schwung des Folgenden befördert. Die unerwarteten Uebergänge von einem Gegenstande zum andern hatten auch den Nutzen, die Aufmerksamkeit der Hörer stets in Spannung zu erhalten, die bei einer so langen Rede, wie diese, leicht hätte ermüden können.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, einige Stellen aus dieser Rede zur näheren Betrachtung hervorzuheben. Ich wähle das Exordium und diejenigen Theile, die ich den

zweiten und vierten genannt habe. Diese Stellen sind in der ganzen Rede das Vollendetste, das Erhabenste und — wenn man sich so ausdrücken will — das Schönste; sie sind es, welche jeden Widerstand überwältigen, welche die Richter und Hörer unwiderstehlich fortreißen mußten; sie sind es, auf welche vornehmlich die Bewunderung sich bezieht, welche dieser Rede von der Nachwelt immer gezollt worden ist. Wird nun nach dem Grunde dieser Bewunderung gefragt, so darf ich wohl ohne Furcht vor Widerspruch, die Behauptung aufstellen, daß diese Bewunderung nicht ästhetischer, sondern moralischer Art ist; daß man deshalb diese Stellen für die vollendetsten hält, weil der Redner darin sich mit der größten sittlichen Würde und Angemessenheit bewegt; weil es ihm darin gelungen ist, die erhabenen ethischen Ideen, die ihn beherrschten, mit der größten Kraft und Begeisterung auszusprechen.

Was das Exordium betrifft, so frage man sich, was dem Demosthenes, seinem Ankläger und seinen Richtern gegenüber, geziemte? Gewiß nicht Verzagtheit, aber auch nicht Uebermuth. Drückend mußte die Nothwendigkeit auf ihm liegen, sein Leben, seinen Charakter, seine Staatsverwaltung vertheidigen zu müssen; aber es geziemte ihm auch, seiner guten Sache, der Gerechtigkeit seiner Richter und dem Beistande der Götter zu vertrauen.*)

*) Ich kann daher dem Urtheil des Quintilian nicht beistimmen, der dies Exordium timidum et submissum nennt. XI, 3. 97.

Nun höre man den Demosthenes; er beginnt: „Für das Erste, ihr Männer Athens, flehe ich alle Götter und Göttinnen an, daß so viel Wohlwollen, als ich jederzeit der Stadt und euch allen bewiesen, mir in gleichem Maaße von euch für den gegenwärtigen Handel zu Theil werde; dann, daß die Götter euch das in den Sinn geben, was euch und eurem Gewissen und Ansehn am meisten ziemt: nicht von dem Gegner Rath zu nehmen, wie ihr mich anhören sollt." — Er verhehlt sich nicht, wie viel für ihn auf dem Spiele steht, und wie viel Hindernisse er zu überwinden hat:*) „In Vielem steh' ich nun bei diesem Handel im Nachtheil gegen Aeschines, vornehmlich aber in zweien, höchst wichtigen Stücken; das Eine, daß ich nicht um Gleiches streite; denn nicht gleich ist es jetzt für mich, wenn ich euer Wohlwollen einbüße, und für ihn, wenn seine Klage nicht durchdringt; sondern für mich — doch ich will nichts Anstößiges im Beginne der Rede sagen; er aber klagt mich aus Muthwillen an: das Zweite, da alle Menschen von Natur Schmähungen und Anklagen mit Lust hören, wenn aber Einer sich selbst lobt, Unlust fühlen: so ist das, was Lust bringt, sein Antheil; das aber, was fast Allen lästig fällt, bleibt mir zurück. Wenn ich nun, um dies zu vermeiden das, was ich gethan habe, nicht er-

*) Jacobs a. a. O. S. 459.
**) Jacobs a. a. O. ibid.

wähne, so wird es scheinen, daß ich die Anklagen nicht entkräften, und das, weshalb ich geehrt zu werden verlange, nicht erweisen könne; wenn ich mich aber auf das, was ich gethan und im Staate gewirkt habe, einlasse, so werde ich gezwungen seyn, oft von mir selbst zu sprechen. Nun werde ich dies zwar mit der größten Mäßigung zu thun suchen; von dem aber, wozu die Sache selbst nöthigt, wird der die Schuld tragen müssen, der einen solchen Handel veranlaßt hat." — In dem tiefen Gefühl von der Wichtigkeit dessen, was ihm obliegt, und was er zu erwarten hat, endigt er sein Exordium, wie er es angefangen hatte, mit einem Gebet:*) „Indem ich nun im Begriff bin über mein ganzes Privatleben, wie es scheint, heute Rechenschaft abzulegen, und über das, was ich für den gesammten Staat gewirkt habe, will ich, wie beim Beginn, hinwiederum zu den Göttern flehen, und sie in eurer Gegenwart bitten, erstlich, daß, so viel Wohlwollen, als ich jederzeit der Stadt und euch allen bewiesen, mir in gleichem Maaße von euch für den gegenwärtigen Kampf zu Theil werde; dann, daß die Götter euch allen das, was dem Ruhme der Gesammtheit, und dem Gewissen eines Jeden frommen wird, bei dem obwaltenden Handel zu erkennen verleihen mögen."

In dem von mir so genannten zweiten Theile seiner

*) Jacobs a. a. O. S. 461.

Rede stellt Demosthenes die Grundsätze dar, welche ihn in dem Verhältnisse Athens zu Philipp geleitet hätten. Niemals ist wohl von einem Staatsmanne ein erhabneres Bekenntniß abgelegt, und mit größerer Kraft und Begeisterung gegen die Anklagen der Scheelsucht vertheidigt worden.*) „Doch ich kehre dorthin zurück. Was, o Aeschines, geziemte der Stadt zu thun, als sie sah, daß Philippus sich Herrschaft und Tyrannei über die Hellenen bereitete? oder was mußte der Rathgeber, was mußte ich sagen oder vorschlagen in Athen — denn auch dies giebt ein sehr wichtiges Moment — da ich wußte, daß zu jeder Zeit, bis auf den Tag, wo ich selbst die Rednerbühne bestieg, das Vaterland stets um den Preis der Ehre und des Ruhmes gekämpft, und aus Ehrbegier und für das Allen gemeinsame Wohl mehr Gut und Blut aufgeopfert hatte, als jedes der andern hellenischen Völker für sich selbst; und da ich sah, daß dem Philippus selbst, gegen den wir kämpften, um der Macht und Herrschaft Willen, das Aug' ausgeschlagen, das Brustbein zerbrochen, Hand und Schenkel verstümmelt worden war, und er jedes Glied seines Leibes, das ihm der Zufall entreißen mochte, leicht und willig aufopferte, um mit dem Uebrigen in Ruhm und Ehre zu leben. Und doch hätte fürwahr Niemand sich zu sagen erkühnt, daß dem in Pella, einem damals ruhmlosen

*) Jacobs a. a. O. S. 482—484.

und kleinen Orte Erzogenen, eine solche Großsinnigkeit geziemt habe, um nach der Herrschaft der Hellenen zu streben, und diesen Gedanken in seiner Seele zu fassen; euch aber, die ihr Athenäer seyd, und Tag für Tag in allen Reden und Schauspielen Erinnerungen an die Tugend der Vorfahren seht, eine solche Nichtswürdigkeit zukäme, um die Freiheit der Hellenen unaufgefordert von selbst dem Philippus einzuräumen. Auch nicht Einer würde dies gesagt haben. Es blieb also Allen zusammen übrig und nothwendig, seiner Ungerechtigkeit gegen euch mit Gerechtigkeit entgegen zu treten. Dies thatet ihr von Anfang an, wie recht und ziemlich war, und und ich arbeitete durch schriftliche und mündliche Vorschläge dahin zu der Zeit, wo ich im Staate thätig war. Ich bekenne dies. Aber was sollte ich thun? — Denn jetzt frage ich dich, alles Andere bei Seite lassend, Amphipolis, Pydna, Potidäa, Halonesus; denn nichts von dem Allen erwähne ich; von Serrion aber, von Doriskus und der Zerstörung von Peparethus und allen ähnlichen Unbilden, welche die Stadt erfahren hat, will ich nicht einmal wissen, ob sie vorgefallen sind: gleichwohl sagtest du, ich hätte durch meine Reden darüber diese hier in Feindschaft gestürzt, da doch die deshalb gefaßten Psephismen von Eubulus und Aristophon und Diopeithes herrühren, nicht von mir, o du, der du leichtfertig herausssagst, was du nur Lust hast. Auch jetzt will ich hierüber nicht sprechen. Als er sich aber Euböa zu-

eignete, und es zu einem Bollwerke gegen Attika machte, und Megara angriff, und Oreon einnahm und Porthmos zerstörte, und in Oreon den Philistides, in Eretria den Klitarchus zu Tyrannen setzte, und den Hellespont sich unterwarf, und Byzantium belagerte, und von den hellenischen Städten die einen zerstörte, in andere die Vertriebenen zurückführte — als er Alles dieses that, handelte er da ungerecht und bundbrüchig, und brach er den Frieden oder nicht? und sollte einer der Hellenen gegen ihn auftreten, und ihn in diesen Unternehmungen hemmen oder nicht? Denn wenn es nicht nöthig war, und Hellas eine Beute der Mysier, wie man es nennt, werden mußte, während es noch ein Athen und Athenäer gab, so war mein Reden darüber nur eitel, und eitel nur auch das Thun der Stadt, die meinen Gründen Gehör gab, und Alles, was geschehn ist, soll mein Unrecht seyn und meine Schuld. Wenn aber Jemand zur Hemmung jenes Beginnens auftreten mußte, wem sonst als dem Volke der Athenäer kam dieses zu? Dies also betrieb ich, und da ich sah, daß er alle Menschen der Knechtschaft unterwarf, that ich ihm Widerstand, und hörte nicht auf zu lehren und zu warnen, ihm nicht dieses Alles hier Preis zu geben."

Wir wenden uns jetzt zu dem Theile der Rede, den wir den vierten genannt haben, in welchem es dem Demosthenes oblag, sich gegen die größten und scheinbarsten Vorwürfe zu rechtfertigen. Als die Nachricht, daß Philipp

Elatea besetzt hatte, in Athen anlangte, hatte er zum Widerstand und zum Bündniß mit Theben gerathen. Zuerst schildert er die durch jene Nachricht in Athen hervorgebrachte Bestürzung, Verwirrung und Verlegenheit; an jenem Tage, sagt er, sey er der Einzige gewesen, der einen Rath zu ertheilen vermocht und gewagt hätte. Es ist unmöglich kürzer, anschaulicher, lebendiger darzustellen; und die Schilderung erhält noch eine besondere Würde durch den darin verwebten großen Gedanken, daß die Stimme des Herolds die des Vaterlandes sey.*)

„Es war Abend. Da kam Einer mit der Meldung zu den Prytanen, daß Elatea eingenommen sey. Hierauf standen diese sogleich von der Mahlzeit auf, trieben die Leute aus den Buden auf dem Markte fort, und steckten das Holzwerk davon in Brand; andere schickten nach den Strategen, und riefen den Trompeter herbei. Die Stadt war in größter Bewegung. Am folgenden Morgen, bei Tages Anbruch, riefen die Prytanen den Senat auf das Stadthaus, ihr aber begabt euch in die Versammlung, und ehe der Senat noch sein Geschäft vollbracht und einen vorläufigen Beschluß gefaßt hatte, saß das ganze Volk schon oben. Und als hierauf der Senat eintrat, und die Prytanen das, was ihnen gemeldet worden war, öffentlich bekannt machten, und den Ueberbringer der Nachricht vorführten, und auch dieser

*) Jacobs a. a. O. S. 524. 525.

gesprochen hatte, fragte der Herold: Wer will sprechen? Niemand aber meldete sich. Wiewohl nun der Herold seine Frage oft wiederholte, trat darum doch Keiner auf, obgleich alle Strategen gegenwärtig waren, und alle Redner, und das Vaterland mit gemeinsamer Stimme einen Sprecher für seine Rettung aufrief; denn die Stimme, die der Herold dem Gesetze gemäß ertönen läßt, kann mit allem Rechte für die Stimme des gesammten Vaterlandes gehalten werden. Und doch, wenn die, welche die Rettung der Stadt wünschten, hätten auftreten sollen, da würdet ihr alle und die andern Athenäer aufgetreten und zur Rednerbühne geeilt seyn; denn ihr alle, weiß ich, wünschtet die Rettung der Stadt; oder, wenn die Reichsten, die Dreihundert, oder wenn die, welche Beides zugleich sind, wohlgesinnt für die Stadt und reich, so wären diejenigen aufgetreten, die nachher die großen Beiträge brachten; denn dies thaten sie aus Wohlgesinntheit und weil sie reich waren. Jene Zeit aber und jener Tag forderte nicht bloß den wohlgesinnten und reichen Mann, sondern einen, der die Sache vom Anfang an verfolgt und richtig erwogen hatte, weshalb Philippus so handelte, und was seine Absicht war. Denn wer dies nicht wußte, und nicht von weitem her sorgfältig erforscht hatte, konnte, auch wenn er wohlgesinnt und reich war, doch deshalb nicht wissen, was zu thun sey, noch einen Rath für euch haben. Als dieser nun erschien ich an jenem Tage."

Er führt nun an, durch welche Gründe bewogen, er zu dem Bündnisse Athens mit Theben gerathen; und er rühmt sich, daß er vornehmlich als einer der Gesandten Athens in Theben, dies Bündniß zu Stande gebracht habe. Diese Stelle ist, auch wegen der darin vorkommenden, in der That sehr wirksamen Figur der Steigerung, unzählige Male citirt und gerühmt worden.*) „Nachdem ich nun dieses und Aehnliches gesprochen hatte, stieg ich herab. Da mir nun Alle beistimmten, und Niemand ein Wort dagegen sagte, begnügte ich mich nicht, so zu sprechen, ohne den Antrag niederzuschreiben; noch auch den Antrag niederzuschreiben, ohne die Gesandschaft zu übernehmen; noch hab' ich die Gesandtschaft übernommen, ohne die Thebäer zu überzeugen; sondern habe vom Anfang bis zum Ende Alles durchgeführt, und mich für euch ohne Rückhalt den die Stadt umringenden Gefahren hingegeben." —

Nun verlangt Demosthenes, wenn man auch jetzt noch etwas Besseres wüßte, das damals hätte gerathen werden können, so solle man es kund thun; wo nicht, so solle man ihm nicht einen Ausgang Schuld geben, der nicht in seinen, sondern in Gottes Händen gelegen hätte.**)

„Dies war der Anfang und das erste Verfahren in

*) Jacobs a. a. O. S. 528.
**) Jacobs a. a. O. S. 531—533.

der thebäischen Sache, da vorher die Städte zur Feindschaft, zum Haß und Mißtrauen von Diesen verleitet worden waren. Dieser Beschluß verscheuchte nun die der Stadt damals drohende Gefahr wie ein Gewölk. Es stand also einem guten Bürger an, damals Allen zu zeigen, ob er etwas Besseres wüßte, als dies, nicht aber jetzt es zu tadeln. Denn der Rathgeber und der Sykophant, die sich auch in anderen Dingen nicht gleichen, unterscheiden sich am meisten darin von einander: der Eine spricht seine Meinung vor den Begebenheiten aus, und macht sich denen, die ihm folgen, dem Glücke, den Ereignissen, Jedem, der will, verantwortlich; Jener aber schweigt, wenn er sprechen sollte, und wenn sich etwas Widriges ereignet, schmäht er es. Es war dies also, wie ich sagte, die rechte Zeit für einen Mann, dem das Wohl der Stadt am Herzen lag, und für gerechte Reden; ich aber gehe so weit, daß, wenn noch jetzt Jemand etwas Besseres vorzubringen weiß, oder wenn überhaupt etwas Anderes möglich war, als was ich wählte, ich mein Unrecht eingestehe. Denn wenn jetzt Einer irgend etwas wahrnimmt, was Nutzen gebracht hätte, wenn es damals geschehen wäre, so sage ich, daß mir dies nicht hätte entgehen sollen; wenn es aber so etwas nicht giebt, noch gab, und Niemand heute oder irgend einmal es vorbringen wird, was sollte da der Rathgeber thun? Mußte er nicht von dem, was ihm vor Augen lag und möglich war, das Beste wählen? Dies also hab' ich

gethan, Aeschines, als der Herold fragte: Wer will sprechen? nicht: Wer will Vergangenes anklagen? oder: Wer will für die künftigen Ereignisse Bürgschaft leisten? Und während du zu jener Zeit stumm in der Versammlung saßest, trat ich auf und sprach. Was du aber damals nicht thatest, das zeige doch jetzt. Sage, welcher Gedanke, den ich hätte finden sollen, oder welche für die Stadt günstige Gelegenheit von mir vernachläßigt worden ist; oder welches Bündniß, welche That, zu der ich meine Mitbürger eher hätte veranlassen sollen. Aber das Vergangene lassen Alle immer unbeachtet gehen, und Niemand stellt weiter eine Berathung darüber an; die Zukunft aber oder die Gegenwart ruft den Rathgeber auf seinen Posten. Damals nun war ein Theil der drohenden Gefahr noch im Anzuge, der andere war schon da; bei diesem prüfe das Streben meiner Verwaltung, nicht aber hänge dich schmähend an den Erfolg. Der Erfolg liegt bei allen Dingen in den Händen der Gottheit; bei dem Streben aber giebt sich die Gesinnung des Rathgebers kund. Rechne dies also nicht mir zum Verbrechen an, wenn Philippus in der Schlacht obgesiegt hat; denn der Ausgang hiervon lag in Gottes Hand, nicht in der meinigen; daß ich aber nicht Alles, was nach menschlicher Berechnung möglich war, ergriffen, und dies mit aller Gerechtigkeit, Sorgfalt und Arbeitsamkeit über Vermögen vollbracht, oder daß ich nicht rühmliche und der Stadt würdige und nothwendige Unternehmungen

begonnen habe, das thue mir dar, und dann erst klage mich an. Wenn aber der einbrechende Orkan mächtiger war, nicht bloß als wir, sondern als alle die andern Hellenen, was sollte man da thun? Wie wenn Jemand dem Schiffs-Patron, der Alles zur Erhaltung seines Fahrzeugs gethan, und es mit Allem ausgerüstet hat, was zu seiner Sicherheit nöthig war, wenn ein Sturm sich erhebt, und sein Geräthe beschädigt oder auch gänzlich zerstört wird, den Schiffbruch zur Last legen wollte. Aber ich lenkte das Schiff nicht, würde er sagen, so wie auch ich nicht das Heer führte; auch war ich nicht Herr über das Glück, sondern dieses über Alles.“ —

Doch diese Rechtfertigung, die für ihn in der menschlichen Unkenntniß des Zukünftigen lag, Demosthenes giebt sie auf, und mit einer unbeschreiblich kühnen Wendung behauptet er, hätte man auch jenen Ausgang vorher gewußt, so hätte doch kein andrer Entschluß gefaßt werden dürfen.*)

„Da er uns aber doch so gewaltig über das, was nun einmal geschehen ist, drängt, so will ich Etwas sagen, das auffallend seyn mag; aber Niemand, beim Zeus und den Göttern, lasse sich das Ueberschwengliche meiner Rede wundern, sondern erwäge was ich sage mit Wohlwollen. Hätte das, was sich ereignen sollte, Allen offen vor Augen gelegen, hätten es Alle vorher gewußt, und

*) Jacobs a. a. O. S. 535–538.

hättest du, Aeschines, es vorher gesagt, und mit Geschrei und Lärm betheuert, du, der nicht einmal den Mund darüber öffnete: so durfte die Stadt doch auch dann nicht von ihrem Wege abweichen, wenn sie den Ruhm der Vorfahren oder das Urtheil künftiger Geschlechter beachtete. Jetzt freilich scheint sie in ihrem Unternehmen verunglückt, was allen Menschen begegnen kann, wenn es Gott so gefällt; wäre sie aber zurückgetreten, sie, die den Andern vorzugehen begehrt, so hätte sie der Vorwurf getroffen, Alle an Philippus verrathen zu haben. Denn wenn sie kampflos dasjenige Preis gab, wofür die Vorfahren jegliche Gefahr bestanden, wer würde dich nicht angespuckt haben? Dich, nicht die Stadt, noch mich. Mit welchen Augen, beim Zeus, würden wir die Fremden, die hierher kommen, ansehn müssen, wenn die Sache auch so wie jetzt gekommen, Philippus zum Führer und Machthaber über Alles gewählt worden wäre, Andre aber, um dies abzuwehren, den Kampf ohne uns unternommen hätten, da in voriger Zeit die Stadt niemals eine ruhmlose Sicherheit dem gefahrvollsten Kampfe für Ehre und Ruhm vorgezogen hat? Denn wer der Hellenen, wer der Barbaren weiß nicht, daß der Stadt von den Thebäern, und von den früher als diese mächtigen Lakedämoniern, und von dem Könige der Perser gern und mit vielfältigem Danke Alles, was sie wünschte, gegeben, und, was sie besaß, gelassen worden wäre, hätte sie nur Befehlen gehorchen, und die Führung der Hellenen

einem Andern gestatten wollen. Aber das war, wie es scheint, den damaligen Athenäern nicht angeboren, nicht erträglich, noch eingeimpft, noch hat jemals Einer die Stadt zu irgend einer Zeit bereden können, sich denen anzuschließen, die zwar mächtig waren, nicht aber gerecht handelten, und sich einer gefahrlosen Knechtschaft hinzugeben, sondern zu aller Zeit hat sie unablässig für den Vorrang gekämpft, und für Ehre und Ruhm keine Gefahr gescheut. Und dies haltet ihr für etwas so Würdiges und euern Sitten Angemessenes, daß ihr auch unter den Vorfahren die, welche so gehandelt haben, am höchsten preiset. Mit Recht. Denn wer sollte nicht die Tugend jener Männer bewundern, die den Muth hatten, das Land und die Stadt zu verlassen, und sich in die Schiffe zu werfen, um nicht das Befohlene zu thun; die den Themistokles, der hierzu gerathen hatte, zum Feldherrn wählten, den Kyrsilus hingegen, der sich dem an sie ergangenen Gebote zu folgen, geneigt bewies, steinigten, und nicht blos ihn, sondern auch eure Weiber sein Weib. Denn nicht suchten die Athenäer jener Zeit einen Rhetor oder Strategen auf, um durch ihn glückliche Knechte zu werden; sondern nicht einmal zu leben begehrten sie, wenn es nicht mit Freiheit seyn konnte. Denn Jeder von ihnen glaubte, nicht bloß dem Vater und der Mutter geboren zu seyn, sondern auch dem Vaterlande. Welchen Unterschied macht dies? Daß der, welcher nur den Eltern geboren zu seyn glaubt, den natürlichen, vom

Schicksal bestimmten Tod erwartet; der Andere aber für das Vaterland zu sterben bereit ist, um es nicht der Knechtschaft unterworfen zu sehen, und die Frevel des Uebermuthes und die Schmach der Ehrlosigkeit, welche die Einwohner einer unterjochten Stadt ertragen müssen, für furchtbarer hält als den Tod."

„Wenn ich nun behaupten wollte, euch zu solchen der Vorfahren würdigen Gesinnungen angeführt zu haben, so würde mich Jeder mit vollem Recht tadeln können; nun aber zeige ich, daß dies eben eure eignen Gedanken waren, und thue dar, daß auch vor mir die Stadt diese Gesinnung hegte; behaupte aber, daß bei Allem, was gethan worden, auch ich für meinen Theil Dienste geleistet habe; Dieser aber, welcher Alles tadelt, und euch auffordert feindlich gegen mich zu verfahren, weil ich Schuld an den Schrecknissen und Gefahren der Stadt gehabt hätte, trachtet zwar eben danach, mich jetzt einer Ehrenbezeugung zu berauben, entzieht euch aber für die ganze künftige Zeit das gebührende Lob. Denn wenn ihr diesen Mann aus dem Grunde verurtheilt, daß ich den Staat nicht auf die beste Weise berathen hätte, so wird man glauben, daß ihr durch eure Fehler, nicht aber durch die Unbilligkeit des Geschicks in das Unglück gerathen seyd. Aber so ist es nicht. Nein, ihr habt nicht gefehlt, ihr Männer Athens, als ihr den Kampf für die Freiheit und Rettung Aller übernahmt; nein, bei den Ahnherrn schwör' ich, die zu Marathon kämpften,

und bei denen, die zu Platäa dem Feinde gegenüber standen, und die auf dem Meere bei Salamis stritten und bei Artemisium, und den vielen andern tapfern Männern, die in den öffentlichen Grabmälern liegen, welche die Stadt alle auf gleiche Weise desselben ehrenvollen Begräbnisses gewürdigt hat, nicht blos diejenigen von ihnen, Aeschines, welche glücklich gewesen waren, und nicht die Sieger allein. Und mit Recht. Denn was wackern Männern oblag, haben Alle vollbracht; vom Glücke aber hat Jeder so viel bekommen, als die Gottheit ihm zugetheilt hat.“ —

Die Stelle ist nach meinem Gefühl das Höchste, was von menschlicher Beredsamkeit erreicht worden ist. Der Redner schreitet einher mit unwiderstehlicher Gewalt, und entsendet goldene Pfeile, die immer das Herz treffen, und gern darin aufgenommen werden. Denn was verlangt er anders von seinen Hörern, als daß sie den höchsten und edelsten Grundsätzen, die er vor ihnen entfaltet, und worin sie ihr Eigenthum wie das seinige erkennen, huldigen sollen? Diese Grundsätze sind hier mit klarer, lichtvoller Begeisterung ausgesprochen; und diese ist noch mehr geeignet Sympathie zu erwecken, und erhebend fortzureißen, als jener brennende Zorn, von welchem die dritte Rede gegen den Philipp durchglüht ist. Man vergleiche auch diese Stelle mit andern aus derselben Rede für die Krone, worin Demosthenes den Charakter und das Leben seines Gegners auf das schonungs-

loseste angreift; man möchte vielleicht glauben, daß diese, eben durch den Reiz solcher Persönlichkeiten, ein größeres Interesse erwecken müßten; aber dies geschieht nicht, sondern man wird selbst in oratorischer Hinsicht den ganz reinen Entfaltungen des sittlichen Affekts vor solchen den Vorzug geben, wo er nicht ohne Beimischung irdischer Leidenschaft erscheint. Daß diese Stelle — was von der ganzen Rede, und von allen Reden des Demosthenes gilt — in Rücksicht der äußern Darstellungsform, der Worte, der Periodenbildung, des Rhythmus, etwas Vollendetes ist, wird ein Jeder gern zugeben, der mit dem rechten Sinn für solche Vorzüge das griechische Original gelesen hat. Aber wer dürfte behaupten, daß die technische Meisterschaft etwas von der Bewunderung auf sich ableitet, welche nur dem Inhalte gebührt? Die Worte erscheinen nicht als eine Zugabe der Gedanken, als eine Zierde, die auch von ihnen getrennt werden könnte, sondern als eine zu ihnen gehörende Form, die sie, sobald sie erscheinen, nothwendig annehmen müssen. —

Siebentes Kapitel.

Oratorischer Charakter des Demosthenes.

Aus der bisherigen Darstellung geht hervor, daß dem Demosthenes, sollte auch sein Charakter nicht von allen Flecken gereinigt werden können, doch im höchsten Grade das Lob der Kraft, der Entschlossenheit, der Ausdauer, der Hingebung für das Vaterland gebührt; daß es ihm gelungen ist, den Stempel dieser Tugenden seiner Beredsamkeit aufzuprägen, und daß sie derselben ihre hohen und bewundernswerthen Vorzüge verdankt. Er selber scheint die Gesinnung des Redners als die wichtigste Eigenschaft desselben betrachtet zu haben: dies geht hervor aus einem, von ihm unter sehr ernsten Umständen abgelegten Zeugniß, wodurch sein früher angeführter Ausspruch, welcher der Declamation fast zu viel Ehre erweiset, die nöthige Beschränkung erhält. „Nicht das

Wort des Redners ist ehrenwerth, sagt er in der Rede für die Krone, auch nicht der Klang seiner Stimme, sondern daß er gleiche Bestrebungen hat, wie das Volk, und dieselben Gegenstände des Hasses und der Liebe wie das Vaterland."

Ich werde jetzt versuchen, die vornehmsten Züge der Beredsamkeit des Demosthenes in einer kurzen Schilderung zusammenzustellen; bei keinem wird der sittliche Ursprung zu verkennen seyn; und es wird überhaupt den Anschein gewinnen, als ob nicht die Eigenthümlichkeit eines Redners, sondern als ob das Wesen der Beredsamkeit selbst dargestellt würde.

Der erste Zug in der Beredsamkeit des Demosthenes — der auch wohl der erste in dem Ideal der Beredsamkeit seyn möchte — ist, daß seine Person, ihr vortheilhaftes Erscheinen, und die Rücksicht auf den Beifall des Zuhörers, immer ganz und gar der Sache, dem Gegenstande und Zwecke der Rede aufgeopfert werden. Von allen Rednern alter und neuer Zeit, geistlichen und weltlichen, hat keiner in solchem Maaße wie er, diese Selbstverleugnung geübt, die doch gewiß eine sittliche Eigenschaft ist, und die bei den Mehrsten in der Selbstliebe und Eitelkeit ein unüberwindliches Hinderniß findet. Gewöhnlich will der Redner, indem er zum Ziele fortschreitet, doch nicht unterlassen, auf dem Wege manches Blümchen zu pflücken, und sich durch Gang und Geberde den Zuhörern auf das Vortheilhafteste darzustellen. Wenn

Cicero unter dem Demosthenes steht, so ist dies vornehmlich die Schuld seiner Eitelkeit, durch welche seine Person immer unverhältnißmäßig gegen die Sache hervortritt. So nicht Demosthenes; er will nicht glänzen, sondern seinen Zweck erreichen; nicht den Zuhörer gewinnen, sondern ihn fortreißen; er sucht nicht den Beifall desselben, sondern seine Zustimmung. Alle bloß äußerlichen Reizmittel, mit welchen selbst christliche Redner ihre Vorträge oft bis zum Ekel überladen und herausschmücken, werden von diesem heidnischen Redner immer auf das Entschiedenste verschmäht. Hierin liegt vornehmlich seine Größe; aber gerade diese Größe ist die Ursache, daß wir ihn nicht verstehn, und daß er uns nicht zusagt. Wir verlangen von dem Redner, daß er durch Zierrathen, die nicht zum Gegenstand gehören, uns diesen vermittle; wir verlangen von ihm Schminke, falsche Locken, und ein faltenreiches Gewand; wo wir nichts als Muskeln, Sehnen und nackte Glieder sehen, da beklagen wir uns über Trockenheit. Daß die Athenienser ihn nicht nur ertrugen, sondern ihn für den ersten Redner erklärten, dies zeigt, daß sie, selbst in den Zeiten ihres Verfalls, durch richtige Würdigung der Dinge, auch den gebildetsten Völkern der jetzigen Zeit überlegen waren.

Die eben erwähnte Eigenschaft der demosthenischen Beredsamkeit hat vielleicht Keiner so richtig aufgefaßt und so treffend geschildert, als Fenelon, der in seinen Todtengesprächen den Demosthenes also zu dem Cicero reden

läßt: „Du lenktest die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf deine Person; ich lenkte sie nur auf den Gegenstand, wovon ich redete. Du wurdest von ihnen bewundert; und mich vergaßen sie, indem sie nur an den Entschluß dachten, wozu ich sie bestimmen wollte. Du gewährtest ihnen eine geistreiche Unterhaltung; ich traf, ich warf nieder, ich zerschmetterte, wie durch Donnerschläge. Wenn man dich gehört hatte, rief man: Wie schön hat er geredet! Wenn man mich gehört hatte, hieß es: Auf, Krieg gegen Philipp! Dich lobte man; wenn ich gesprochen hatte, war man so hingerissen, daß man nicht daran dachte, mich zu loben. Du hattest deine Reden ausgeschmückt; in den meinigen entdeckte man keinen Schmuck; es fanden sich darin nur bestimmte, kräftige, deutliche Gründe, und dann Wendungen wie Blitze, denen man nicht widerstehen konnte."

Wenn sich Demosthenes auf seinen Gegenstand beschränkt, so hat er diesen auch vollständig ergründet; von allen Seiten, in allen Beziehungen hat er ihn betrachtet; nach allen Richtungen hat er ihn durchforscht, in alle seine Tiefen ist er eingedrungen. Alle für seinen Zweck sprechenden Gründe, die zu finden waren, hat er sicherlich gefunden und erspäht; von Allem, was sich zu seinem Vortheil benutzen und anwenden ließ, ist ihm nicht das Mindeste entgangen. Die Schätze, die er durch diese Arbeit gewonnen, die er aus dem Gegenstande selbst ausgegraben und an das Licht gefördert hat, setzen ihn nun

auch in den Stand, Alles was der Sache fremd ist, zu verschmähen. Ueber diesen Reichthum der ihm zu Gebote stehenden Vorstellungen und Mittel muß man erstaunen. Wenn man eine seiner längeren Reden, die gegen den Leptines, die gegen den Midias, die für die Krone bis zur Hälfte gelesen hat, so denkt man, es sey doch nun der Gegenstand vollständig erschöpft; aber man irrt; die kräftigsten Gründe, die gewaltigsten Donnerschläge sind noch nicht vorgekommen, und man soll noch dadurch überrascht werden! An Argumenten hat er einen solchen Ueberfluß, daß er zuweilen eines der schlagendsten verschwendet, um eine durch den Schreiber verursachte Pause auszufüllen, wenn dieser ein vorzulesendes Aktenstück nicht sogleich auffinden kann. Noch größere und herrlichere Schätze als Demosthenes in den von ihm behandelten Gegenständen fand, sind wohl in denjenigen zu finden, die zum Gebiete der geistlichen Beredsamkeit gehören; aber freilich bedarf es einer eben so großen Treue im Forschen und Graben, um sie aus der Tiefe heraus zu fördern!

Ein solcher Reichthum von Vorstellungen muß aber verarbeitet werden; und hier genügt es nicht, die Gedanken unter gewisse Hauptgesichtspunkte zu vertheilen, und jede Verletzung logischer Regeln zu vermeiden; sondern jeder Gedanke muß auch die Stelle erhalten, wo er von dem Vorhergehenden getragen, das Folgende trägt; wo er die frühere Bewegung nicht aufhält, sondern fort-

pflanzt, wo er nicht nur von dem Zuhörer ohne Anstoß vernommen wird, sondern auch seine Ueberzeugung befestigen, und seinen Affect steigern kann. Die Gedanken des Redners müssen Wellen seyn, von denen eine die andere treibt; dies aber ist nur dann möglich, wenn ihre Reihe, der Reihe von Gedanken und Gefühlen, die sie im Zuhörer hervorrufen sollen, nach psychologischen Gesetzen entspricht Diese Disposition und Anordnung der Gedanken erfordert eine eben so große Anstrengung und Arbeit als zur Erfindung derselben nöthig war. Auch durch diesen, freilich sehr tief liegenden Vorzug, der nur bei einem gründlichen Studium seiner Werke erkannt werden kann, übertrifft Demosthenes alle anderen Redner. Seine Gedanken bilden eine geschlossene Reihe, von welcher kein Glied ohne Schaden des Ganzen seinen Platz verändern könnte; und wie sie aufeinander folgen, so folgen und entwickeln sich auch am natürlichsten die Gedanken und Gefühle, die im Zuhörer durch sie erregt werden sollen. Dieser wird gleich zu Anfang von einer heilsamen Gewalt ergriffen, welcher die besten Kräfte seines Innern sich ohne Widerstand ergeben; und da er auf eine Bahn geführt wird, wo niemals ein Hinderniß, eine Unterbrechung sich findet, so folgt er auch Schritt für Schritt bis ans Ende, nicht nur weil er folgen muß, sondern weil er auch gern und mit Freuden folgt.

Diese fest verbundene Kette von Gedanken ist bei

dem Demosthenes von dem lebendigsten Feuer des Affectes durchglüht. Daß die Alten diesen Vorzug seiner Beredsamkeit zu schätzen gewußt haben, erhellet aus der oben angeführten Stelle des Dionys, welcher bekennt, daß er durch ihn in korybantische Begeisterung versetzt werde. — In der neueren Zeit ist man geneigt, ihm diesen Vorzug abzusprechen; man scheint ihn für einen kalten und trockenen Menschen zu halten, der, nach dem beliebten Ausdruck, sich nur an den Verstand und nicht an das Herz wende, und der seine ganze Aufgabe darin setze, durch Gründe von der Gerechtigkeit seiner Sache und der Nützlichkeit seiner Vorschläge zu überzeugen. Wäre dem also, dann hätte ihm die wesentlichste Eigenschaft des Redners gefehlt; und man hätte nicht Ursach gehabt, seine hinreißende Gewalt zu bewundern; denn hingerissen wird man nicht durch die Ueberzeugung, sondern durch den Affect. Nun ist es freilich gewiß, daß er immer den Forderungen des Verstandes genüget, ja daß er seine Gedanken in enthymematischer Form auszubilden pflegt. Aber ist denn das Denken mit dem Fühlen unvereinbar? Ist nicht vielmehr der Zusammenhang der Gedanken ein Faden, an welchem das Feuer des Gefühls um so leichter herunter läuft? Ist nicht das Gefühl um so edler, und also auch um so mächtiger in edlen Naturen, je mehr es durch den Gedanken getragen wird? Sollte es nicht ein modernes Vorurtheil seyn, daß das Gefühl die Gedankenconfusion als nothwendige

Bedingung voraussetze? Die weicheren und zarteren Gefühle darf man freilich nicht bei dem Demosthenes suchen; zu ihrer Entfaltung bot auch der Kampf gegen Philipp ihm wenig Gelegenheit. Sucht man aber die starken, männlichen Gefühle, Liebe für das Vaterland, Begeisterung für den Ruhm edler Thaten, Haß gegen alles Schlechte, Zorn gegen Selbstsucht und Treulosigkeit: so sind die Worte des Demosthenes, mehr als irgend ein Menschenwort, von dem Feuer dieser Affecte durchdrungen; und es glüht noch in ihnen fort, ungeachtet so viele Jahrhunderte darüber hingegangen sind, um jedes edle Herz zu entflammen.

Dieser Vollkommenheit des Inhalts entspricht bei dem Demosthenes die Vollendung der Form. Von den Kunstrichtern des Alterthums, namentlich von Dionys, wird ihm in dieser Rücksicht das höchste Lob ertheilt. Seine Schreibart, sagt dieser Kunstrichter, sey nicht die rauhe und harte des Thucydides, nicht die weiche und geglättete des Isocrates, sondern er habe zwischen beiden einen glücklichen Mittelweg eingeschlagen; und er sey darin dem Sophokles zu vergleichen, der zu dem Aeschylus von der einen, und dem Euripides von der andern Seite, in einem ähnlichen Verhältniß stehe. In der That wäre die Beschränkung auf eines jener beiden Extreme, für einen Redner, welcher die verschiedensten Affecte darzustellen und hervorzurufen hat, eine ihm selbst höchst nachtheilige Einseitigkeit gewesen. Diese Freiheit, die sich

Demosthenes sichert, ist jedoch bei ihm keineswegeS Ungebundenheit, sondern seine Prosa ist in ihrer Art etwas eben so ausgebildetes als die metrische Composition. Auf die Folge der Längen und Kürzen, zum Beispiel, wird von dem Demosthenes die größte Aufmerksamkeit gewendet, nicht etwa um ein gleichmäßig wiederkehrendes Metrum hervorzubringen, sondern um die verschiedensten Gemüthsbewegungen durch einen dazu passenden und immer wechselnden Rhythmus auszudrücken. Ueberhaupt wird man durch das Studium des Demosthenes und der älteren Kunstrichter in Geheimnisse der prosaischen Schreibart eingeführt, über die man erstaunen muß; die Darstellung derselben wäre ohne Zuziehung des griechischen Originals unmöglich, und würde auch über meinen Zweck bei dieser Schilderung hinausgehn. Wie bei dem Demosthenes der prosaische Rhythmus nie in ein poetisches Metrum übergeht, so verliert sich auch seine Sprache, ihren Elementen nach, nie in das Gebiet der Poesie, sondern sie bleibt, wie es der rhetorischen immer geziemt, die des gemeinen Lebens und des gebildeten Umgangs; und der ungemeine Reiz dieser rhetorischen Prosa liegt gerade darin, daß diese einfachen Sprachelemente mit derselben Sorgfalt behandelt werden, die sonst nur der Dichter den Worten zu widmen pflegt. Demosthenes selbst war sich dieses Fleißes, den er auf die Darstellung wendete, wohl bewußt; und er verlangte ihn von dem Redner; es sey nicht genug, sagte er, daß dieser zur Vorberei-

tung auf seine öffentlichen Vorträge, seine Gedanken aufschreibe, sondern er müsse sie gleichsam in Erz gebildet haben.*) Die Vergleichung der prosaischen Composition mit der Sculptur scheint überhaupt im Alterthum beliebt gewesen zu sein; wie denn auch Dionys vom Demosthenes, dem Plato und dem Isocrates sagt: „ihre Werke wären nicht sowohl Arbeiten der Schrift als der Glyptik und Toreutik gewesen." **) Die jetzige Welt hat hierüber eine ganz verschiedene Ansicht; sie meint, wer ganz voll sey von seinen Gedanken, könne unmöglich auf die Form eine so große Sorgfalt wenden; und bei dem Redner insonderheit sey die in dem Styl bewiesene Kunst ein Zeichen, daß es ihm weniger um den Nutzen seiner Zuhörer zu thun sey, als um ihren Beifall. Aber dagegen könnte man fragen, ob nicht gerade um des Inhaltes willen, um ihn ungetrübt zur Anschauung des Hörers hinzustellen, eine solche auf die Form gewendete Sorgfalt nothwendig sey? Man scheint anzunehmen, bei einem solchen Bestreben müßten Form und Inhalt sich trennen, und die Form müsse etwas für sich Bestehendes werden, das man ohne Rücksicht auf den Inhalt auszuschmücken sucht. Daß dies aber keinesweges nothwendig sey, beweiset das

---

*) Dicet scripta quam res patietur plurima, et, ut Demosthenes ait, si continget, et sculpta. Quintilian. XII. 9, 16.

*) de Compositione Verborum XXV. ἄλλως τε καὶ τῶν τότε ἀνθρώπων οὐ γραπτοῖς, ἀλλὰ γλυπτοῖς καὶ τορευτοῖς ἐοικότας ἐκφερόντων λόγους.

Beispiel des Demosthenes, dem dieser Vorwurf gewiß nicht gemacht werden kann. Dieser Fehler, welchen die Neueren nur zu häufig begehen, der Form eine von dem Inhalt unabhängige Ausschmückung zu geben, ist nicht der Kunst zuzuschreiben, sondern dem Mangel an Kunst; denn für die wahre Kunst ist die vollkommenste Form nichts anders als die klarste und durchsichtigste Erscheinung des Inhalts.

Zum Schlusse dieser Darstellung gebe ich zu bedenken, ob diese dem Redner Demosthenes nachgerühmten Vorzüge, nicht alle auf das Gebiet der geistlichen Beredsamkeit übertragen werden könnten; ob sie ihr nicht zur hohen Ehre gereichen würden; und ob das Streben nach denselben nicht eine Pflicht ist, die jeder geistliche Redner sich auferlegen sollte.

Massillon.

J'ai entendu plusieurs grands orateurs dans ma chapelle; j'en ai été fort content: pour vous, toutes les fois que je vous ai entendu, j'ai été très-mécontent de moi-même.

Louis XIV.

Erstes Kapitel.

Die katholische Kirche Frankreichs um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Leben und Bildung Massillons bis zu seinem Auftreten als Advents- und Fastenprediger. 1663—1698.

Von Griechenland gehe ich jetzt über nach Frankreich, von Athen nach Paris, von dem Demosthenes, dem ersten politischen Redner aller Zeiten, zu Massillon, der unter den geistlichen Rednern der katholischen Kirche im Zeitalter Ludwigs XIV. mir die erste Stelle zu verdienen scheint. Wenn Demosthenes und Massillon, obzwar in verschiedenen Richtungen der Beredsamkeit, hervorragen, so haben sie auch die Aehnlichkeit, daß sie am Schlusse ihres Zeitalters blühten. Demosthenes ist einer der letzten aus der schönen Periode des attischen Glanzes; Massillon steht an der Neige des nicht mit Unrecht gepriesenen Zeitalters Ludwigs XIV., und erlebte noch den

Anfang des folgenden Jahrhunderts, und der neuen Zeit, die mit demselben begann.

Die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist in vielen Ländern reich an frommen und hochbegabten Männern. Von Seiten der deutschen evangelischen Kirche werden aus dieser Zeit Paul Gerhard, Spener, August Herrmann Franke mit gerührter Anerkennung genannt. In Spanien strahlte durch Calderon der schöne Glanz einer von dem christlichen Elemente durchdrungenen Poesie. Frankreich besaß Männer wie Pascal, Fenelon, Bossuet, welchen Massillon würdig sich anreiht.

Er ward geboren zu Hyères, im Jahre 1663 am 24. Junius, dem Tage Johannis des Täufers, und erhielt die Vornamen Jean Baptiste. Sein Vater, mit Vornamen Franz, war ein armer Notar. Der junge Massillon besuchte in seiner Vaterstadt eine von den Priestern des Oratoriums gestiftete und geleitete Schule. In seinem achtzehnten Jahre, 1681, trat er selbst in diese Congregation, deren Geist ihn beseelte, und deren Zierde er geworden ist. Sie verdient deshalb eine nähere Betrachtung; und bei dieser werden wir nicht umhin können, einiger verwandten Erscheinungen zu gedenken, die in der katholischen Kirche Frankreichs, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, hervortraten.

Der Stifter des Oratoriums war der Abbé, nachnachmalige Cardinal, Pierre de Berülle. Beseelt von dem Wunsche, den während der Bürgerkriege des sechs-

zehnten Jahrhunderts tief gesunkenen geistlichen Stand in Frankreich wieder zu heben, trat er 1611 mit vier gleichgesinnten Gefährten in einer Congregation zusammen, die 1613 durch den Pabst Paul V. bestätigt ward. Ihr Vorbild war die durch Philipp von Neri gestiftete Congregation des Oratoriums in Rom. Sie sollte aus Welt-Geistlichen bestehn, die ohne besondere Gelübde abzulegen, sich nur verpflichteten, der Würde ihres Standes gemäß zu leben, und alle Obliegenheiten desselben treu zu erfüllen. Nicht länger als funfzehn Jahre hatte sie bestanden, als sie schon in verschiedenen Städten Frankreichs funfzig einzelne von ihr ausgegangene Stiftungen zählte. Dies waren zum Theil Seminarien, in welchen junge Männer, die sich dem geistlichen Stande widmeten, für denselben ausgebildet wurden. Das vornehmste dieser Seminarien war das von St. Magloire in Paris. Zum Theil waren es Schulen, in welchen, unter der Leitung der Congregation, die Jugend in den Gegenständen, welche zur Bildungsstufe unserer Gymnasien gehören, unterwiesen ward.

Der Abbé de Berülle, welcher bei der ganz innerlichen Richtung seiner Frömmigkeit, nichts Höheres in derselben kannte, als die Verbindung mit Christo, wünschte der von ihm gestifteten Congregation dieselbe Richtung mitzutheilen. Den Namen des Oratoriums gab er ihr nicht nur um an die durch Philipp von Neri gestiftete Genossenschaft zu erinnern, sondern auch um anzudeuten, daß

die Verehrung Christi, und das Gebet in seinem Namen der unterscheidende Charakter ihrer Mitglieder seyn sollte. „Wenn Gott, so sagte er ihnen, einer jeden religiösen Genossenschaft eine besondere Tugend einflößt, welche sie von den übrigen unterscheidet, so soll es der eigenthümliche Beruf der Congregation des Oratoriums seyn, unserm Herrn Jesu Christo eine Liebe und Verehrung zu erweisen, welche höher sey als diejenige, welche alle Gläubige ihm schuldig sind, ja selbst als diejenige, welche sich in andern geistlichen Gesellschaften findet, und zu welcher eine noch völligere Hingabe zu seinem Dienste, eine noch treuere Nachahmung seines Beispiels, und ein noch größerer Eifer für das Gedeihen seiner Kirche gehören."

Derselbe Geist echter christlicher Frömmigkeit und Weisheit ist in den Regeln zu erkennen, die er für die Verkündigung des göttlichen Wortes ertheilte. Zu seiner Zeit war die Kanzelberedsamkeit gänzlich entartet; man predigte nur eine heidnische Tugendlehre, und suchte durch Spiele des Witzes, durch Citationen aus dem Plutarch, dem Plinius und dem Seneca zu glänzen. Der Abbé de Berulle erklärte sich gegen diese Verkehrtheit, und wollte, daß vornehmlich Christus, und die sich auf ihn beziehenden Glaubenslehren gepredigt würden. Gott gebe nur seinem Worte Kraft, meinte er, deshalb müsse man nur dieses verkündigen, und nicht unfruchtbare menschliche Weisheit. Auf der Kanzel gezieme es sich nicht profane

Scribenten zu citiren; selbst mit Stellen von Kirchenvätern dürfe man die Rede nicht überladen. Aber die heilige Schrift müsse man fleißig anführen. Sie sey durch sich selbst reich genug und bedürfe keines fremden Schmuckes. Aller witzigen Spielereien müsse man sich gänzlich enthalten.

So war denn das Oratorium gewiß eine treffliche Stiftung; und sie stand nicht vereinzelt, sondern der weit verbreitete Geist christlicher Frömmigkeit in Frankreich hatte zu dieser Zeit viele Anstalten zur Abhülfe irdischer und geistiger Noth hervorgerufen. Ganz besonders umfassend und gesegnet in beiden Rücksichten waren die Bemühungen des verehrungswürdigen Vincenz von Paul. Er gründete den Orden der barmherzigen Schwestern, die sich der Krankenpflege widmeten. Gerührt durch das Schicksal der von ihren Eltern verlassenen Kinder, wußte er einem Verein christlicher Frauen seine Empfindungen mitzutheilen; so entstand das Hospital für Findlinge. Doch eine dem Oratorium näher verwandte Stiftung, die den Vincenz von Paul ebenfalls zum Urheber hat, ist die Congregation von Saint Lazare in Paris, welche 1632 päbstliche Bestätigung erhielt. Ihre Wirksamkeit war sehr mannigfaltig; sie sendete Missionen aus; in einem Seminare wurden junge Geistliche für ihren Beruf ausgebildet; zugleich war hier eine Stätte Denen geöffnet, die in der Stille und Zurückgezogenheit, sich zur Uebernahme eines geistlichen Amtes vorbereiten, so wie

den schon angestellten Geistlichen, die zur Erfüllung ihrer Pflichten sich stärken wollten. Man veranstaltete hier geistliche Uebungen, zu denen besonders Vorträge über den Beruf und die Pflichten der Geistlichen, sogenannte Conferenzen, gehörten. Solcher Vorträge in St. Lazare hat Bossuet mehrere gehalten. Außer dem Seminar von St. Magloire, welches die Oratorianer leiteten, und dem eben erwähnten von Saint Lazare, werden noch zwei andere Seminarien in Paris genannt. Nämlich das von Saint Sulpice, dem Fenelon zum Theil seine theologische Bildung verdankte, und das von Saint Nicolas du Chardonnet. Der Stifter des ersten war Olier, Pfarrer von Saint Sulpice, † 1657; der des zweiten war Bourdoise, † 1655. An vielen Orten in den Provinzen bestanden ähnliche Pflanzschulen, welche ihr Entstehn dem Eifer der Congregationen und der Bischöfe verdankten.

Ganz besonders sollte die Congregation von Saint Lazare, nach der Absicht ihres frommen Stifters, sich den Missionen widmen, wodurch in der Kirche Frankreichs für die religiösen Bedürfnisse gesorgt ward, die auf dem gewöhnlichen Wege nicht befriedigt werden konnten. Die von dieser Congregation ausgehenden Geistlichen durchzogen die Provinzen, und boten sich den im Amte stehenden Geistlichen zur Aushülfe dar. Sie predigten und katechisirten, sie besuchten die Spitäler, sie drangen in die Gefängnisse, sie schlossen sich den kämpfenden Heeren an,

und brachten in die durch den Krieg verwüsteten Ortschaften geistlichen Trost und leibliche Hülfe. Sie selber waren gleichsam in dem Kampfe gegen den geistigen Feind, neben der angestellten Geistlichkeit, als dem regelmäßigen Heere, ein überall gegenwärtiges, alle Lücken ausfüllendes Streifcorps. In diesen Missionen wetteiferten mit Saint Lazare auch das Oratorium, die Jesuiten, und die andern theologischen Seminare. Gewiß mußte dadurch in dem Leben der Gemeinen, das unter der ruhigen Leitung des gewöhnlichen Hirten leicht erschlafft, eine heilsame Aufregung hervorgebracht werden; und man wird dies nicht erwägen können, ohne die Hülfe, welche die damalige katholische Kirche Frankreichs in den Congregationen, Missionen und Seminarien fand, auch unserer jetzigen evangelischen Kirche zu wünschen.

In der That kann man, wenn man die erwähnten Institute und ihre Thätigkeit betrachtet, sich von dem damaligen Zustande der katholischen Kirche Frankreichs nur ein sehr günstiges Bild entwerfen. Denjenigen, die sich dem geistlichen Stande widmeten, konnte es nicht schwer fallen, in einem der vielen bestehenden Seminarien Aufnahme zu finden. Von hier gelangten sie entweder bald zu einem geistlichen Amte; oder sie verweilten in der ihnen geöffneten Stätte, wo sie, ungestört durch Amtsbeschäftigungen, sich für die geistliche Beredsamkeit ausbildeten, oder sich tiefer gehenden, wissenschaftlichen und theologischen Studien hingaben. In allen Congregationen

und Seminarien wurden, wie zu Saint Lazare, häufig geistliche Uebungen und Conferenzen gehalten, welche auf die Heiligung als auf das letzte Ziel hinwiesen, welches der gelehrte Theolog, der geistliche Redner, der Seelsorger für sich und für andere verfolgen soll. Selbst der Wetteifer dieser verschiedenen Institute, ob er gleich zuweilen ausarten mochte, muß doch im Ganzen gute Früchte getragen haben. Auch das größere Publicum nahm Antheil an diesen Bestrebungen; wie dies schon daraus zu erkennen ist, daß so mannigfaltige Institute nicht durch die Kirche oder die Staatsregierung gegründet, sondern aus dem Eifer und der Frömmigkeit von Privatpersonen hervorgegangen sind. Daß die theologische Gelehrsamkeit zu dieser Zeit in Frankreich nicht vernachläßigt ward, davon sind die Arbeiten der Benedictiner-Congregation von Saint Maur, die durch Laurentius Lenard gestiftet, und 1621 durch eine päbstliche Bulle bestätigt ward, ein rühmlicher Beweis. Sie zählte Männer wie d'Achery, Mabillon, Montfaucon zu ihren Mitgliedern. Unter den Jesuiten waren Sirmond und Petau in dieser Beziehung ausgezeichnet. Und auch unter den Oratorianern waren die vornehmsten theologischen Richtungen rühmlichst vertreten durch Männer, wie Richard Simon, Bernhard Lamy, Jacob le Long, Johann Morin, Johann Baptista du Hamel, Paschasius Quesnel, welche dieser Congregation dauernd oder vorübergehend angehörten. Alle diese Umstände mußten nun auch auf

die geistliche Beredsamkeit in Frankreich einen höchst günstigen Einfluß ausüben. Gewöhnlich betrachtet man diese für sich allein, oder höchstens in ihrem Verhältniß zur schönen Literatur, die allerdings auch um diese Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte, und man wird dadurch zu der höchst falschen Ansicht verleitet, die Werke Bossuets und Massillons nur für einen besonderen Zweig französischer Schöngeisterei zu halten. Aber auf diese Weise wäre das Entstehen solcher Werke gar nicht zu begreifen. Denn so vollendet sie auch seyn mögen in Rücksicht der Form — die Form ist nicht zu denken ohne den Inhalt; und der Inhalt gründlicher Erkenntniß, würdiger Grundsätze und eines brennenden Eifers für das Heil der Seelen, das sich in diesen Werken findet, konnte nur überhaupt in einem Zeitalter, wo ein reiches christliches Leben herrschte, erzeugt werden.

Um sich von dem Zustande der Kirche Frankreichs in der Zeit, wovon wir reden, ein Bild zu entwerfen, muß man sich auch des Kampfes erinnern, der zwischen den Jesuiten und Portroyal geführt ward. Die Jesuiten, unter Heinrich IV. vertrieben, und dann zurückgerufen, entwickelten eine ungemeine Thätigkeit durch Unterrichtsanstalten, Seminarien, Missionen, Predigten und Seelsorge, und sie hatten Frankreich mit dem Netze ihres Einflusses umspannt. Mochte auch ihr Wirken in einzelnen Fällen manche gute Früchte bringen, im Ganzen konnte es nur verderblich seyn; denn das, was sie als

letztes Ziel dabei im Auge hatten, war weniger das Heil der Kirche, als die Vermehrung ihres eigenen Ansehens, und die Befestigung der päbstlichen Macht. Vornehmlich suchten sie die Großen mittelst des Beichtstuhles zu beherrschen, und auf diesen Zweck war ihr dogmatisches und moralisches System berechnet. Ueber das Verhältniß von Freiheit und Gnade hatten sie das pelagianische System des spanischen Jesuiten Molina angenommen; und der Ernst und die Würde der christlichen Sittenlehre verschwand unter der Behandlung ihrer Casuisten, die für alle Vergehungen Entschuldigungsgründe aufzustellen wußten. Ihre Bemühungen gelangen nur zu wohl; Ludwigs XIV. Beichtväter, Annat, Ferrier, la Chaise und le Tellier waren Jesuiten; und dem Einfluß ihrer Gesellschaft muß man es gewiß zum Theil zuschreiben, daß so viele vorhandne Elemente christlichen Lebens unbenutzt blieben, ja unterdrückt wurden, und daß am Ende des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein schreckliches Verderben sich durch die größere Masse des französischen Volkes verbreitet hatte.

Längere Zeit hindurch hatte der Verein, den man Portroyal zu nennen pflegt, den Jesuiten einen kräftigen Widerstand entgegengesetzt. In einiger Entfernung von Paris, in einer damals noch wilden und unangebauten Gegend, lag das Nonnenkloster Portroyal, welches auch ein Haus in Paris hatte, und welches zum Unterschied von diesem, Portroyal des champs genannt ward. Vor-

steherin desselben war Angelica Arnauld, Tochter des Antoine Arnauld, Advokaten bei dem Pariser Parlament, welcher 1594 vor diesem Gerichtshof die gewaltige und bewunderte Anklage-Rede gegen die Jesuiten, auf welche die damalige Vertreibung dieser Gesellschaft bald erfolgte, gehalten, und welcher den Haß gegen sie, als angeerbte Gesinnung allen Mitgliedern seiner Familie hinterlassen hatte. Angelica, welche in früherer, noch unentschiedener Jugend, ihr Amt angetreten hatte, ward bald von dem Geiste ernster und strenger christlicher Frömmigkeit ergriffen, den sie mit großem Erfolg ihrer ganzen Genossenschaft mitzutheilen sich bemühte. Es befanden sich in derselben ihre eigene Mutter, sechs ihrer Schwestern, und sechs ihrer Nichten. Ihr ältester Bruder, Arnauld, genannt d'Andilly, zog sich, nachdem er mehrere bedeutende weltliche Aemter bekleidet hatte, in seinem fünf und funfzigsten Jahre in die Einsamkeit von Portroyal zurück, wo er sich mit ländlichen Arbeiten und theologischen Studien beschäftigte. Unter andern übersetzte er die Bekenntnisse Augustin's und die Werke der heiligen Therese. Bekannter als dieser ist sein jüngerer Bruder, Antoine Arnauld, Priester und Doctor der Sorbonne, der sein väterliches Vermögen dem Kloster Portroyal überließ, und ebenfalls in der Umgebung desselben eine ruhige Stätte fand, wo er frommen Uebungen und theologischen Studien lebte. Zu ihnen gesellten sich ihre Neffen, die beiden Brüder, Antoine le Maistre, der die Lauf-

bahn als Advokat bei dem Parlament, in welcher er ungemein glänzte, verließ, und le Maistre de Sacy, der als Uebersetzer der Bibel bekannt ist. Ihr Kreis vergrößerte sich durch Nicole, Lancelot und andere fromme und gelehrte Männer. Sie bewohnten die zum Kloster gehörenden Wirthschaftsgebäude. Mehrere vornehme und wohlhabende Personen, die sich der Gesellschaft anschlossen, bauten sich Häuser in der Nachbarschaft. Auch dieser Verein suchte durch Schulen zu wirken, in denen namentlich humanistische Studien eifrig betrieben wurden, und für welche Lancelot eine sehr geschätzte griechische und lateinische Grammatik verfaßte. In einer dieser Anstalten, die sich in den Nebengebäuden von Portroyal des champs befand, hat Racine seine Schulbildung erhalten.

Während nun die Jesuiten das pelagianische System des Molina angenommen hatten, so herrschte unter dem Verein von Portroyal, in Betreff der Gnade und ihres Verhältnisses zur menschlichen Freiheit, die augustinische, durch Jansenius entwickelte und dargestellte Lehre. Wie zu dieser, so bekannten sie sich auch zu den wahren und unverfälschten Grundsätzen der christlichen Moral. Die Angriffe der Jesuiten auf die Lehre des Jansenius, die Bullen der Päbste, welche diese verdammten, riefen in der Kirche und in der gelehrten Welt Frankreichs den heftigsten Streit hervor. Antoine Arnauld's zahlreiche Schriften sind ebenso ausgezeichnet durch ernste christliche Gesinnung als durch gründliche theologische Gelehrsamkeit.

Doch das glänzendste der Werke, zu dem diese Streitigkeiten Veranlassung gaben, sind die Provinzial-Briefe des mit dem Verein von Portroyal innig befreundeten Pascal; ein Werk, welches in populärer Darstellung die Dogmatik und vornehmlich die Moral der Jesuiten siegreich bekämpfte, und in welchem sich zugleich die französische Prosa zu einer Vollkommenheit erhob, die seitdem noch nicht übertroffen ward.

Was nun die Stellung des Oratoriums unter diesen Kämpfen betrifft, so galt bei demselben der Grundsatz, daß die Congregation, als Ganzes, keine Partei ergreife, daß es aber jedem Einzelnen freistehe, unter den von der Kirche nicht verworfenen Meinungen, nach eigener Ueberzeugung eine Wahl zu treffen. Dieser Grundsatz ward auf mehreren allgemeinen Versammlungen der Oratorianer bestätigt, und er ist ganz einer Genossenschaft würdig, die in ihren höheren Bestrebungen nicht durch Theilnahme an dogmatischen Streitigkeiten gestört seyn will. Dennoch herrschte unter den mehrsten Mitgliedern eine entschiedene Hinneigung zu der Lehre Augustins, die auch ihrer strengeren sittlichen Denkungsart mehr zusagen mußte als die entgegengesetzte, weshalb sie denn auch von den Jesuiten, die überhaupt ihre ausgebreitete Wirksamkeit beneideten, als Jansenisten und Freunde Portroyals behandelt und angefeindet wurden. Der Stifter pflegt einer Genossenschaft sein geistiges Gepräge aufzudrücken; lange verfolgten die Franziskaner die ihnen von

Franziskus gegebene mystische Richtung; und so scheint auch die Vorliebe der Oratorianer für Augustin von ihrem Stifter, dem Pierre de Berülle, herzustammen. Dieser stand in Verbindung mit dü Vergier de Hauranne, Abt von St. Cyran, dem Freunde des Jansenius; er verwarf das System von Molina, und bekannte sich zur Lehre Augustins über die Gnade. Auf seine Veranlassung ward diese Lehre von dem Oratorianer Gibieuf in einer Schrift: Von der Freiheit Gottes und der Creatur, dargestellt. In dem Vorsteheramte der Congregation folgte auf Berülle († 1629) Condren († 1644) und auf diesen Bourgoing († 1662), der hier freilich eine Ausnahme machte, denn er war kein Anhänger Augustins, und drang bei dem Oratorium auf die Annahme der päbstlichen Bullen gegen die Jansenisten. Bourgoings Nachfolger, Senault († 1672) war wiederum der Lehre Augustins zugethan, er mißbilligte aber die dogmatischen Streitigkeiten, und wünschte, daß die Gegensätze in den Meinungen durch Liebe überwunden werden möchten. Weniger gemäßigt war der auf ihn folgende Sainte Marthe, der sich ganz offen für Augustin erklärte, deshalb aber auch, auf Anstiften der Jesuiten, als Jansenist aus Paris verbannt, und 1696 genöthigt ward, sein Vorsteheramt niederzulegen. La Tour endlich († 1733), der letzte dieser Vorsteher, den wir zu erwähnen nöthig haben, wollte sich zuerst der Bulle Unigenitus widersetzen, fand aber späterhin gerathen, des Friedens halber, nachzugeben.

Diese Anführungen schienen auch deshalb erforderlich, weil sie über die dogmatische Richtung in den Predigten Massillons Aufschluß geben; sie ist vorwiegend augustinisch, jedoch nicht ohne einiges Schwanken. Ist dies ein Mangel, so ist doch auch ein Gewinn damit verbunden; denn dogmatische Parteisucht lähmt immer die Kraft des Redners, der sich vornehmlich in den sittlichen Ideen, die über allen Gegensatz erhaben sind, bewegen soll.

Was die Stellung des Oratoriums zur Philosophie betrifft, so verdient bemerkt zu werden, daß Descartes mit Berülle in Verbindung stand, daß er demselben die Grundzüge seines Systems mittheilte, und von ihm zur ferneren Ausbildung desselben auf das dringendste ermuntert ward. Dies darf nicht befremden. Berülle hatte in seiner religiösen Richtung ein sehr hervortretendes mystisches Element; mit diesem ist Freiheit der Ansichten verbunden, und es schützt vor jener Befangenheit, in welcher selbst evangelische Theologen, denen es am wenigsten geziemte, die Philosophie, als dem Christenthume schädlich, verwerfen.

Der in dem Bisherigen geschilderte Geist des Oratoriums war aber auch — und dies ist wohl seine lobenswertheste Seite — ein Geist sittlicher Unabhängigkeit, der sich gegen die Lockungen irdischer Vortheile, und gegen den Einfluß der Machthaber zu behaupten wußte. Von dem Cardinal Richelieu aufgefordert, dem Pater Joseph, diesem Werkzeuge seiner Gräuelthaten, die Leichenrede zu halten, lehnte Condren diesen Auftrag ab, ohne

die Rache des allmächtigen Ministers zu fürchten, und gab dadurch ein Beispiel, dessen Nachahmung den Geistlichen besser geziemen würde, als die mancherlei anderen Auskunftsmittel, die sie in einer ähnlichen schwierigen Lage anzuwenden pflegen. Daß Condren sich weigerte, die ihm angetragene bischöfliche Würde anzunehmen, ist ein anderes nicht minder schönes Zeugniß seiner von äußeren Rücksichten unabhängigen Gesinnung. Senault bat einen Sterbenden, der dem Oratorium zehntausend Franken hinterlassen wollte, diese Summe einem armen Angehörigen zuzuwenden. In einer Predigt, die Senault vor der Königin Mutter, Anna von Oesterreich, hielt, rügte er es, daß die Damen vom Hofe, an dem Tage, wo sie das heilige Abendmahl empfangen hätten, Bälle und das Theater besuchten. Anna von Oesterreich, obgleich die Hofleute sie gegen ihn zu reizen suchten, dankte ihm für seine Ermahnung, bekannte ihm, sie habe diesen Fehler selbst begangen, und versprach, nicht mehr darein zu verfallen. Durch eine noch glänzendere Probe von Freimüthigkeit bewies Mascaron, Bischof von Tülle, und in dem Oratorium gebildet, daß der Geist seiner Congregation auf ihn übergegangen war. In einer Predigt über das Wort Gottes, die er am ersten Sonntage in den Fasten 1669 vor Ludwig XIV. hielt, erinnerte er an den Auftrag, den der Prophet Nathan von Gott erhalten, dem Könige David die Strafe seines Ehebruchs zu verkündigen; und wies dabei nicht undeutlich hin auf Ludwig XIV., dessen außereheliche

Verhältnisse damals in voller Blüthe standen, und ein furchtbares Aergerniß verursachten. Ludwig XIV. wußte solchen Muth zu ehren; seinen Hofleuten, welche sich über das Wagniß des Redners höchst empört erwiesen, sagte er: „Der Prediger hat seine Pflicht gethan, thun wir die unsrige." Gegen Mascaron selbst sprach er seine Dankbarkeit aus; ermahnte ihn, die Wahrheit immer eben so freimüthig zu verkündigen, und bat ihn, daß er ihm Gottes Beistand zur Besiegung seiner Leidenschaften erflehen möchte. — Auch bei Massillon finden wir eine solche Unerschrockenheit in dem Bekämpfen des Unglaubens und der herrschenden Laster, die gewiß in seinem Charakter lag, die aber durch die Beispiele, die seine Congregation ihm darbot, befestigt werden mußte. Sie ist überhaupt ein nothwendiges Element jeder Beredsamkeit; denn die knechtische Abhängigkeit von Personen und Verhältnissen ist eben so wohl unsittlich als unrhetorisch.

Kurze Zeit, nachdem Massillon in das Oratorium eingetreten war, faßte er den Entschluß, diese Congregation, in welcher keine anderen, als die gewöhnlichen Priestergelübde abgelegt wurden, zu verlassen, und sich dem Klosterleben zu widmen. Die Ursachen dieses seltsamen Schrittes sind nicht gehörig aufgeklärt worden; vielleicht waren es die, bei einem Jüngling von ernstem und dabei feurigem Gemüthe, nicht ungewöhnlichen Kämpfe, die ihn glauben ließen, daß er gegen die Gefahren der Welt und des eigenen Herzens nur in der völligen Ab-

geschiedenheit des Klosters Schutz finden könnte. Genug, er trat als Noviz in die Abtei Septfons, in welche die strenge Regel von la Trappe eingeführt war. Ist dieser Schritt auffallend, so ist es eben so seltsam, und ganz im Geiste des damaligen Zeitalters, daß ihn seine schöne Schreibart aus diesem Verhältnisse befreite. Der damalige Bischof, nachherige Erzbischof und Cardinal von Noailles hatte nämlich einen von ihm erlassenen Hirtenbrief dem Abte dieses Klosters mit einem verbindlichen Schreiben zugesendet. Der Abt will es beantworten, aber zugleich mit der Welt hat er auch ihre feinen sprachlichen Wendungen, die ihm hier nöthig scheinen, vergessen; der Noviz Massillon erhält den Auftrag, die Antwort zu entwerfen. Das Schreiben gelangt zu Noailles, und dieser glaubt den Abt nicht zu beleidigen, wenn er, in der Voraussetzung, daß es unmöglich aus seiner Feder geflossen seyn könne, sich nach dem Verfasser erkundigt. Er wird ihm genannt; und nun erklärt Noailles, daß ein Talent, wie dasjenige, welches sich in diesen Zeilen kundgethan, sich nicht in einem Kloster begraben dürfe; so wird Massillon dem Oratorium wiedergegeben. Noailles mußte ein guter Kenner seyn; und da konnte ihm denn Massillons Schreibart allerdings auffallen. Wie wir sie in seinen Werken finden, schmeckt sie nicht auf das entfernteste nach Mönchthum, geistlicher Genossenschaft und theologischer Schule; es ist die edelste Sprache der feinen Welt, und des gebildeten Umgangs.

Außer ihm hat unter den Geistlichen der damaligen Zeit nur Fenelon in dieser Sprache geschrieben.

Demosthenes fühlte sich schon von seinen frühesten Jahren an zum Redner berufen: in Massillon schlummerte während seiner Jugend dies Bewußtsein; er glaubte sich zu jeder anderen Wirksamkeit mehr als zur Verkündigung des göttlichen Wortes geeignet. Auf dringendes Verlangen seiner Oberen machte er jedoch einige Versuche im Predigen, die ihm sogleich einen ungemeinen Beifall erwarben. Sie konnten ihn vielleicht durch das, was er für die Zukunft versprach, aber keinesweges durch das, was er schon damals leistete, verdienen. Diese ersten Arbeiten Massillons sind Lobreden auf Heilige, und die Leichenreden auf Villars, Erzbischof von Vienne, und auf Villeroy, Erzbischof von Lyon. Die Leichenrede ist niemals, selbst in späteren Zeiten nicht, Massillons Sache gewesen; die in dieser Gattung nothwendige, allgemeinere historische Auffassung entgeht ihm, weil er immer bei Einzelnheiten stehn bleibt, und davon sogleich eine praktische Anwendung machen will. Er scheint damals überhaupt die großen Mittel noch gar nicht geahndet zu haben, die er wohl nur bei dem Fortschreiten seines eigenen inneren Lebens entdeckte, und wodurch es ihm später gelang, so große Wirkungen hervorzubringen. Unverkennbar spricht jedoch aus diesen ersten Versuchen eine ernste, ja strenge sittlich religiöse Gesinnung; namentlich zeigt er in den Leichenreden auf die beiden Erzbischöfe eine, wohl im Orato-

rium eingesogene, höchst edle Begeisterung für die Würde des geistlichen Standes. Die Darstellung ist jedoch sehr beschwerlich durch die Anhäufung dialektischer und rhetorischer Formen, die nur beweiset, daß er in dieser Beziehung durch eine gute Schule hindurchgegangen war, aber keinesweges, daß er das Erlernte anzuwenden verstand. Die Antithese ist ihm die beliebte Figur, woran er es fast in keinem Satze fehlen läßt; außerdem gefällt er sich übermäßig in Vergleichungen und Anspielungen, die er vornehmlich aus dem alten Testamente gewaltsam herbeizieht. Wollte man behaupten, es sey immer ein schlimmes Zeichen, wenn der angehende Redner eine solche starrsinnige, unverhältnißmäßige Arbeit auf die Form verwendet, so würde dies schon durch das Beispiel des Demosthenes widerlegt, der ja auch, bei dem ersten Auftreten, in verschlungenen, von Antithesen starrenden Perioden sprach. Zweierlei ist dem Dichter wie dem Redner nothwendig, Inhalt und Form; nun aber werden nicht immer bei einem Jeden beide Erfordernisse zugleich und in gleich großem Maße vorhanden seyn. Unsere größten deutschen Dichter, Schiller und Göthe, haben zuerst, wenig bekümmert um die Form, nur den reichen Inhalt ihrer Gefühle ausgeströmt: späterhin aber haben sie gesucht, sich auch der Form zu bemächtigten, und das in dieser Rücksicht Versäumte nachzuholen. Andere fangen damit an, auf die Form eine übermäßige, und wenn es stets an Inhalt gebricht, freilich nie genügende Arbeit

zu verwenden. Kommt aber der Inhalt hinzu, der sich bei dem Redner oft nur spät einzufinden pflegt, so entsteht der große Vortheil, daß die Schwierigkeit der Form schon überwunden ist, und daß der Gedanke mit leichter Mühe sich die passende Gestalt aneignen kann. So verhielt es sich bei Demosthenes und bei Massillon.

Im Jahre 1696 ward Massillon, damals drei und dreißig Jahre alt, von seinen Oberen nach Paris berufen, und zum Vorsteher ihres dortigen Seminars von Saint Magloire ernannt. Man kann dies nur als einen hohen Beweis des Vertrauens ansehn, welches seine Gesinnung, sein Wandel und seine Gaben ihm erworben hatten. Denn dieses Seminar stand in großem Ansehn; manche seiner früheren Mitglieder waren zu hohen kirchlichen Würden gelangt; man nannte es die Pflanzschule der Bischöfe; und es mußte der Congregation viel darauf ankommen, daß es auch im Verhältniß zu den andern wetteifernden Seminarien in Paris, diese Stellung behauptete. In diesen Seminarien wurden, wie schon früher erwähnt, sogenannte Conferenz-Predigten gehalten; die Versammlung bestand, außer den Zöglingen des Seminars, auch aus Geistlichen, die sich zur Uebernahme eines Amtes vorbereiteten, oder die sich zur Erfüllung der schon übernommenen Amtspflichten in der Zurückgezogenheit stärken wollten. Massillon, als Vorsteher der Anstalt, hielt mehrere solcher Predigten; und dies mußte für ihn, zu seiner eigenen Ausbildung als Redner, eine

sehr vortheilhafte Uebung seyn. Stoff und Zweck waren hier durch die Verhältnisse aufs Bestimmteste gegeben; die Pflichten des geistlichen Standes mußten denen, die sie ausüben sollten, in ihrer ganzen Würde und Heiligkeit dargestellt werden. Die Versuchung zu leeren, willkürlichen Declamationen war hier durch der Ernst des Gegenstandes, durch das Bedürfniß und die Forderungen des Auditoriums ausgeschlossen. In der That zeigt sich Massillon in diesen Predigten schon als einen reif gewordenen Redner. Mit der Begeisterung für seinen Stand, woran es ihm niemals fehlte, ist Einsicht und Erfahrung verbunden. Die Darstellung, von dem lästigen Spiel mit rhetorischen Formen befreit, ist, bei aller jugendlichen Lebendigkeit und Frische, nur angemessen, edel, ja selbst einfach zu nennen. Da er hier als Geistlicher zu Standesgenossen sprach, so hätten jene mächtigen Entfaltungen rhetorischer Kraft, wodurch die späteren Predigten sich auszeichnen, ihm hier nicht einmal geziemt; und daß sie diesen Predigten fehlen, ist ihnen daher als ein Vorzug anzurechnen.

Wir besitzen fünf dieser Predigten; sie behandeln die Wichtigkeit des geistlichen Standes, die dem Geistlichen nothwendige Zurückgezogenheit von der Welt, den Ehrgeiz der Geistlichen, die Vorbereitung zur Communion, und den Eifer der Geistlichen gegen Aergernisse. Ich werde auf diese Predigten, da sie eine ganz eigenthümliche Bestimmung hatten, später nicht zurückkommen, und

ich führe daher sogleich eine Probe daraus an, um das darüber ausgesprochene Urtheil zu bestätigen.

In seiner Predigt über die Wichtigkeit des geistlichen Standes hat er zum Text die Worte Simeons von Christo, Luc. 2, 34: Siehe, dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehn Vieler in Israel. Indem er von dem Unterschiede zwischen einem verschuldeten und unverschuldeten Aergerniß absieht, wendet er dies auf die Geistlichen an, und er zeigt, wie auch sie, wenn sie treu sind, große und heilsame, wenn sie aber untreu sind, eben so große aber verderbliche Wirkungen hervorbringen werden. Beides zeigt er von dem Geistlichen in Rücksicht auf die verschiedenen Obliegenheiten seines Amtes, und vornehmlich indem er ihn als Beichtvater und Seelsorger, und als Verkündiger des göttlichen Wortes betrachtet.

„Ich behaupte, sagt er, daß die Geistlichen, wenn sie nicht durch Gebet, Entfernung von der Welt, Ertödtung des Fleisches, und durch ein innerliches und gesammeltes Leben die Gabe Gottes, die in ihnen ist, zu erwecken suchen, die Fähigkeit nicht besitzen können, von göttlichen Dingen zu reden. Wenn sie im Beichtstuhl tadeln, strafen und belehren, so geschieht es ohne Salbung, ohne Eifer, und auch ohne Segen. Sie zeigen sich so trocken, gezwungen und gleichgültig bei der Verkündigung der ergreifendsten Wahrheiten, daß diese dadurch geschwächt und ihrer Kraft beraubt werden. Sie wissen nicht in ihrem Herzen solche Ausdrücke zu finden, die unfehlbar

zum Herzen gehn. Sie können dem, was sie sagen, nicht jenen Stempel der Frömmigkeit aufdrücken, welcher den einfachsten Dingen so viel Kraft und Nachdruck giebt. Durch die Kälte ihres Herzens erfrieren, so zu sagen, die Worte auf ihren Lippen; und unmöglich können sie die Herzen ihrer Zuhörer mit jener frommen Gluth, mit jenem heiligen Feuer der Liebe zu Gott entzünden, wovon sie in ihrem Herzen auch nicht einen Funken spüren. Denn, meine Brüder, man muß wie Moses vom Berge kommen, und sich lange mit Gott unterredet haben, das heißt, man muß aus einer Einsamkeit, die man dem Gebete widmete, hervorgehn, um fähig zu seyn, mit Würde und Erfolg von der Heiligkeit des Gesetzes zu reden, die Herzen der Uebertreter durch Furcht zu erschüttern, den Anbetern des goldenen Kalbes Thränen der Buße zu entlocken, um, durch die Salbung und die Gewalt eines heiligen Eifers, zu bewirken, daß sie die Götzen, denen sie sonst huldigten, verbrennen und unter die Füße treten.

Ist dagegen der Geistliche selber lau und kalt, so gehen die Sünder kalt und ungerührt von seinen Füßen hinweg; da es ihm an Herzlichkeit fehlt, da er nicht geübt ist von den Lehren des Heils zu reden, so werden die ersten Gnaden- und Bußerweckungen, die sie zum Beichtstuhl mitbrachten, unterdrückt; die heiligen Schrecken vor den göttlichen Drohungen, womit der Geist sie erfüllt hatte, werden geschwächt; und Diejenigen, die unruhig,

zitternd und geängstiget durch ihre Sünden gekommen waren, gehen nun ganz ruhig und ganz sicher hinweg, und bilden sich fast ein, sie hätten sich ihre Uebertretungen furchtbarer gedacht, als sie es wären, und es sey nicht der Mühe werth, sich darüber so sehr zu beunruhigen. Wenn aber diese kalten und weltlich gesinnten Geistlichen sich der öffentlichen Verkündigung des Wortes widmen, sie, denen durch eine tiefere Frömmigkeit, durch ein gerührtes und durchdrungenes Herz nichts dargeboten wird, so nehmen sie, um dieses zu ersetzen, zu einer leeren, unfruchtbaren, kalten, kindischen Beredsamkeit ihre Zuflucht, durch welche der heilige Ernst des Evangeliums nur entstellt werden kann. Bei einer ganz menschlichen Behandlung verlieren die Lehren des Glaubens ihre Kraft; die christliche Kanzel ist nichts als eine Schaubühne, und der Redner nichts als ein tönendes Erz. Wird nun bei der Seltenheit apostolischer Männer, die Verkündigung des göttlichen Wortes, dies große Mittel des Heils für die Völker, solchen schwachgläubigen, in christlicher Wissenschaft ungeübten, von dem Geiste Gottes verlassenen und von sich selbst und dem Geiste der Welt erfüllten Menschen anvertraut: so bleibt die Predigt des Evangeliums ohne Frucht, die heiligste Zeit des Jahres ohne Buße; die Gebete der Kirche finden keine Erhörung; der Gottesdienst und alle Mittel des Heiles werden für die Gläubigen jedes Nutzens beraubt."

Im Gegensatz zu dieser Schilderung wird die er=

folgreiche Verkündigung des göttlichen Wortes durch einen frommen und erleuchteten Diener des Herrn in eben dieser Predigt auf folgende Weise dargestellt:

„Verkündigt er das Wort des Evangeliums, wie viel Unwissende werden unterrichtet! Wie viel Gewissen erschüttert! Wie viel Gegner des Christenthums beschämt! Wie viel Fromme befestigt! Welch ein neues Ansehn gewinnen die von der Welt stets mißverstandenen und bestrittenen strengen Grundsätze Jesu Christi! Wie viel andere Prediger selbst werden auf den rechten Weg geführt, indem sie sich seine Einfalt, seine Salbung und seinen heiligen Eifer zum Muster nehmen! Was haben nicht Männer wie Bernhard, Xaver, Raymundus, Vincentius Ferreri für große Wirkungen hervorgebracht! Alles ward fortgerissen durch ihre heilige Beredsamkeit und durch die Gewalt des Geistes, der aus ihnen sprach. Städte und Höfe, Provinzen und Reiche, Große und Volk, nichts konnte dem Ungestüm ihres Eifers, und der hohen Frömmigkeit ihres Wandels widerstehn. Die Thränen, die Seufzer, das Schweigen und die tiefe Zerknirschung ihrer Zuhörer waren der einzige Beifall, der ihre Vorträge begleitete. Ihr strenges, bußfertiges Leben sicherte ihre Lehren gegen die Einwendungen der Welt. Die Einfalt und Strenge ihrer Sitten stimmte überein mit der des Evangeliums, das sie verkündigten. Ihr Beispiel belehrte, überredete, ergriff noch mehr als ihre Predigt. Der Geist Gottes, der sie entzündete, das

heilige Feuer, von dem sie selbst erfüllt waren, ergoß sich in die kältesten und gefühllosesten Herzen; jeder heilige Tempel wo die Gläubigen sich versammelten um sie zu hören, ward jenem Söller ähnlich, von dem die Apostelgeschichte redet; und ein jeder ging hinweg entflammt und gleichsam trunken von der Fülle des Geistes, die er empfangen hatte. Wie viel Gutes kann nicht ein einziger apostolischer Mann auf Erden bewirken! Es waren ihrer ja nur zwölf, welche den ganzen Erdkreis bekehrten!"

Bald nachdem Massillon in Paris angekommen war, fragte der Vorsteher des Oratoriums, la Tour, ihn nach seinem Urtheil über die damals am meisten geachteten geistlichen Redner. Seine Antwort war, daß er die Vorzüge eines jeden anerkenne und schätze, aber keinen einzigen derselben sich zum Muster nehmen werde. Diese Aeußerung scheint zu beweisen, daß Massillon damals schon über die bei der öffentlichen Verkündigung des göttlichen Wortes von ihm zu nehmende Richtung mit sich einig gewesen sey. Das Reden steht in dem genauesten Zusammenhange mit der ganzen Persönlichkeit; da wo diese etwas Entschiedenes hat, wird sie nicht nur bewußte Nachahmung zurückweisen, sondern sie wird sich auch neue Bahnen zu brechen suchen, um sich desto vollständiger zu entfalten. Die berühmtesten Redner Frankreichs waren damals Mascaron, Fléchier, Bossuet, Bourdaloue. Wenn Massillon sie auch nicht alle gehört hat — denn als er nach Paris kam, waren sie in vorge-

gerücktem Alter, und am Ende ihrer Laufbahn — so läßt sich doch bei ihm die Bekanntschaft mit ihnen und mit ihren Werken voraussetzen. Mascaron und Fléchier mochten in seinen Augen am wenigsten gelten. Bossuet war groß in der Leichenrede; doch bei seinem pomphaften Schwunge, bei der Allgemeinheit seiner Ansichten, konnte er durch seine Predigten, wenn er auch mächtig erregte, wohl schwerlich tiefere sittliche Eindrücke hervorbringen. Bourdaloue war ein höchst achtungswerther Charakter und ein sehr praktischer Redner; aber seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach war er auf den didaktischen Ton angewiesen, und auch bei dem kräftigsten Aufschwung konnte er nicht die belehrende Stellung verlassen. Ein großes Gebiet war also damals für die geistliche Beredsamkeit noch wenig benutzt — das der Gefühle; und wenn Massillon durch seine persönliche Begabung fast unwillkürlich zu demselben geführt ward, so mag er es auch bald für dasjenige erkannt haben, worauf der geistliche Redner besonders einheimisch seyn müsse. Dies ist nicht so zu verstehn, als hätte er es darauf angelegt, müßige, nutzlos erweichende, keinen höheren Zwecken dienende Rührungen hervorzurufen; der französische Charakter neigt sich überhaupt nicht zu solchen Stimmungen; und bei seiner, uns schon bekannten, hohen Vorstellung von der Würde des Predigtamtes, konnte Massillon demselben unmöglich eine so niedrige Bestimmung geben. Seine Absicht geht dahin, die zartesten und gewaltigsten Gefühle des Herzens zu

Gunsten des Glaubens und der christlichen Frömmigkeit aufzuregen; die ganze Gemüthswelt in das Streben nach Heiligung hereinzuziehen, und sie aus einer feindseligen Macht in eine hülfreiche zu verwandeln. Damit hängt es denn auch zusammen, daß er, wenigstens in seinen besten Predigten, es sich nicht so wohl zur Aufgabe macht, Lehren zu entwickeln, Gebote darzustellen, als vielmehr die Vorurtheile und Leidenschaften zu bekämpfen, welche die Annahme der Wahrheit und die Befolgung der Gebote verhindern. Dies Alles scheint ihm bei jener Antwort, die er gab, wenn auch nur dunkel, vorgeschwebt zu haben.

Zweites Kapitel.

Zeit des beginnenden Verfalles in Frankreich. Massillons Leben, von seinem Auftreten als Advents- und Fastenprediger bis zum Tode Ludwigs XIV. 1698 — 1715.

Wenn die Persönlichkeit, die Gesinnung und die Grundsätze eines Redners ihm seine Richtung anweisen, so ist es doch die ihn umgebende Welt, die ihm zum Theil den Stoff zu seinen Vorträgen liefert; und aus der Stellung, die er zu seinem Jahrhunderte einnimmt, wird die in seinen Reden herrschende Stimmung und die ganze Färbung derselben in manchen Rücksichten zu erklären seyn. Wir werden deshalb, ehe wir Massillon in seiner Laufbahn weiter verfolgen, einen Blick auf seine Zeit werfen müssen.

Diese Zeit kann, was das politische, literarische, religiöse und sittliche Leben in Frankreich betrifft, eine Zeit des beginnenden Verfalls genannt werden. Ludwig XIV., 1638 geboren, hatte im Jahre 1698 bereits

ein Alter von sechszig Jahren erreicht. Die Oede seines äußeren und inneren Lebens hatte er durch die Verbindung mit der Marquise von Maintenon, die er 1685 heirathetete, auszufüllen gesucht. Seine äußere Verlassenheit ward noch größer, da der Tod 1711 seinen ältesten Sohn, den Dauphin, und im folgenden Jahre seinen Enkel, den Herzog von Bourgogne, dessen Gemahlin und ihren ältesten Sohn hinwegraffte. Ludwig XIV. hatte, gegen alle Grundsätze der Gerechtigkeit, allein durch ausschweifenden Ehrgeiz, und unersättliche Vergrößerungssucht getrieben, viele Kriege unternommen, und gegen Spanien, Holland, England, Deutschland und Savoien gekämpft. In diesen Kriegen waren durch die französischen Heere manche glänzende Waffenthaten vollbracht worden, und mehrere Feldherren, namentlich Türenne und Condé, hatten darin einen ausgezeichneten Ruhm erworben; aber diese Kriege hatten die Hülfsmittel des Landes erschöpft, und durch die Bedrückungen, die sie herbeiführten, dem König die Herzen seiner Unterthanen entfremdet. Einer dieser Kriege hatte 1697 durch den für Ludwig XIV. nicht günstigen Frieden von Ryswick ein Ende genommen; bald darauf, 1701, begann aber der für Frankreich so unheilbringende Krieg über die spanische Erbfolge, dem die Friedensschlüsse zu Utrecht, 1713, zu Rastadt und Baden, 1714, ein Ziel setzten. Zwar gelang es Ludwig XIV., vermöge einer unerwartet glücklichen Wendung der Angelegenheiten,

seinen Zweck zu erreichen, und für seinen Neffen, Philipp, Herzog von Anjou, den Thron von Spanien zu gewinnen, den dieser unter dem Namen Philipp V. bestieg; aber die französischen Heere hatten im Laufe dieses Krieges mehrere große Niederlagen erlitten; und zu diesen kamen für das unglückliche Land, vornehmlich 1709, noch die Schrecknisse der Hungersnoth hinzu. Dieser düstere Hintergrund, auf welchem sich das Leben in Frankreich bewegte, hat auch manchen Predigten Massillons seine Farbe mitgetheilt; unter andern wird die Hungersnoth des Jahres 1709 in der Predigt über die Wohlthätigkeit mit Schrecken erregenden Zügen geschildert.

Auch die glänzende Epoche der französischen Literatur, die um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts beginnt, nahte bereits ihrem Ende, als Massillon auftrat, und seine Werke gehören zu den letzten, durch welche diese Zeit verherrlicht ward. Was die französische Literatur unterscheidet, das ist der in ihr vorherrschende sociale und gesellige Charakter; und dieser ist es auch wohl, welcher ihr einen so allgemeinen Einfluß gesichert hat. Die ausgezeichneten Eigenschaften des französischen Volks, Verstand, Scharfsinn, Witz, Lebendigkeit des Geistes und des Gemüths, Thatkraft, Ehrgefühl, trafen in dem Brennpunkt höherer Geselligkeit zusammen, die sich am Hofe Ludwigs XIV. und unter seinem Einflusse gebildet hatte. So war eine Erscheinung hervorgetreten, die in den Augen der Nation den größten Beifall finden

mußte, weil sie darin ihre Eigenthümlichkeit und ihre theuersten Vorzüge in der Verklärung vornehmer Bildung wieder erkannte; und diese höheren gebildeten Kreise blieben auch für Diejenigen, die in irgend einem Fache der Literatur etwas leisten wollten, das Tribunal, von dem sie sich mehr, als von irgend einem andern, abhängig fühlten. Selbst der Verfasser gelehrter, religiöser, asketischer Werke setzte sich nicht über diese Rücksicht hinweg; und neben den Forderungen der Wissenschaft und der Frömmigkeit suchte er noch immer denen der feineren Welt zu genügen. Drohten dadurch der Literatur große Gefahren bei der Entartung der höheren Gesellschaft, so konnte sie daraus doch große Vortheile ziehen, so lange das Leben der Großen und der Gebildeten, wenigstens seiner äußeren Erscheinung nach, sich in den Schranken der Sittlichkeit hielt. Da nun die Literatur in Frankreich mehr als bei anderen neueren Völkern aus dem geselligen Umgang entsprungen war, so mußte auch in ihr die Sprache des Umgangs, die Prosa, in allen ihren verschiedenen Zweigen, wenn auch nicht die frühste, doch die vornehmste Ausbildung erhalten. Die Prosa, mit ihrer höchsten Blüthe, der Beredsamkeit, ist also der eigentliche Kern der französischen Literatur; und man wird um die Eigenthümlichkeit und die verschiedenen Erscheinungen derselben zu begreifen, nicht von der Poesie, sondern von der Prosa ausgehn müssen.

Der Prosa hatte Pascal in seinen Provinzialbriefen

die schon 1656 erschienen, eine große, vielseitige und seitdem noch nicht übertroffene Ausbildung gegeben. Er behandelt darin verwickelte Fragen der Dogmatik und Moral mit bewunderswürdiger Klarheit; und seine siegreiche Dialektik gegen die Jesuiten erscheint bald mit dem Reize einer leichten und geistreichen Ironie, bald in der ganzen Kraft einer von dem edelsten Unwillen entflammten Beredsamkeit. Bossuet, immer originell durch die großartige Nachläßigkeit, womit er seine Gedanken gleichsam nur hinzuwerfen scheint, und durch den kühnen Schwung, womit er sich nicht selten erhebt, hat seine Meisterschaft nicht nur in seinen Leichenreden dargethan; in seiner Schrift über die Veränderungen in der protestantischen Kirche zeigt er sich als einen der gewandtesten Gegner der Reformation; und in seinem Werke über die Universalgeschichte bringt er Einheit und Zusammenhang in das Gewirre der menschlichen Angelegenheiten, indem er alles von dem großen Plane der göttlichen Weltregierung herleitet, den sie in der Sendung Christi, und in der Verbreitung seines Reiches ausgeführt hat. Dies letztere Werk war zunächst für den Dauphin, ältesten Sohn Ludwigs XIV., bestimmt; es führt den Titel und hat die Form einer an denselben gerichteten Rede: so sehr ist es dem französischen Geiste gemäß, sich immer nahe liegende Zwecke vorzusetzen, und sich bei allen Geisteswerken bestimmte Leser zu denken! Das bekannteste Werk von Fenelon ist der Telemach.

Hier ist die Prosa zuweilen auf poetische Weise ausgebildet; aber auch hier kann sich die in dem französischen Charakter liegende praktische Tendenz nicht verleugnen; denn der Hauptgegenstand des Buches ist die Bildung eines für den Thron bestimmten Prinzen; und Fenelon hat darin ein schönes Denkmal seiner Fürsorge für seinen geliebten Zögling, den Herzog von Bourgogne, der Nachwelt hinterlassen. Weniger bekannt als der Telemach sind andere Schriften Fenelons, die eine gleiche, ja noch größere Aufmerksamkeit verdienten. Die Briefe, die er in seinen Streitigkeiten mit Bossuet an diesen richtete, sind ein unübertreffliches Muster siegreicher Dialektik und würdiger Behandlung des Gegners. Einzig in ihrer Art sind seine geistlichen Schriften, in denen er die Anschauungen und Gefühle einer tiefen christlichen Mystik mit der gebildeten Nachläßigkeit eines wahrhaft vornehmen Mannes hingeworfen hat.

War nun, wie wir gesehen haben, die ganze Richtung des Charakters und der Literatur der Franzosen vorherrschend gesellig, praktisch, ja rhetorisch: so mußte die eigentliche Beredsamkeit, die vor Gericht und auf der Kanzel, mit der größten Leichtigkeit sich daraus entwickeln. Wenn man überhaupt bei allen Geisteswerken sich immer einen bestimmten Zweck, und einen gewissen Kreis von Zuhörern dachte, so konnte man um so weniger, wenn man vor einer gegenwärtigen Versammlung reden sollte, den Zweck eines solchen öffentlichen Auftretens verkennen,

oder in der Wahl der anzuwendenden Mittel sich irren. Man hatte auch nicht nöthig, sich für die öffentliche Rede eine besondere Sprache mühsam zu schaffen; sondern man konnte sich der schon vorhandenen gebildeten Prosa bedienen, die ganz für die Beredsamkeit geeignet war, weil sie sich nie von der Umgangssprache, die immer bei der rhetorischen Darstellung den Grundton bilden muß, entfernt hatte.

Bei dieser vorherrschenden Richtung des Charakters und der Literatur war es nun aber freilich in Frankreich der Poesie unmöglich, ein so abgeschlossenes und ihr eigenthümliches Gebiet, wie unter andern Völkern zu gewinnen; und es darf uns nicht befremden, wenn wir sehen, daß die französische Dichtkunst sich fast immer bequemt gewissen Zwekken zu dienen, und daß sie gewöhnlich nur als eine Rhetorik erscheint, die sich aus dem prosaischen Rhythmus in den poetischen hinüber bewegt. In der Tragödie, welche der Gipfel dieser Dichtkunst ist, wird das Verhängniß, oder die göttliche Schickung, durch eine irdische Macht ersetzt, die sich aus den Charakteren, Leidenschaften und Verhältnissen gebildet hat. Der Dialog der dramatischen Personen ist zugleich gewissermaßen eine auf den Effekt berechnete Rede, die der Dichter an das Publicum richtet. Corneille sucht das Erhabene, Grandiose; er strebt diejenige Rührung hervorzubringen, die sich zur Anschauung dessen, was edel und erhaben ist, gesellt. Racine, der in seinen beiden letzten Stücken eben

diese Richtung einschlägt, und dabei noch von dem religiösen Elemente emporgetragen wird, hat sich doch in seinen früheren Dichtungen, mehr der Leidenschaften und der daraus entstehenden Verwickelungen bedient, um eine weichere Theilnahme bei den Zuschauern zu erregen. Noch mehr als in dem Drama findet sich diese Verwandtschaft mit der Rhetorik in der lyrischen Poesie der Franzosen; und es darf wohl nicht befremden, wenn sie bei Malherbe und Johann Baptist Rousseau in diesem Charakter erscheint, da sie denselben ja selbst bei dem deutschen Schiller nicht immer verleugnet hat.

Massillons Leben fällt in eine Zeit, wo er alle die bedeutenden Werke, die während des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich entstanden waren, zu seiner Bildung benutzen konnte, und in ihm, als in einem der letzten Repräsentanten dieser Epoche, scheint sich das Vortreffliche derselben zu einem letzten Lichtblicke vereinigt zu haben. Er überlebte aber noch diesen Zeitraum, und war ein Zeuge des nach demselben eintretenden Verfalles der französischen Literatur. In dem Jahre 1699, wo er zuerst vor Ludwig XIV. in Versailles predigte, starb Racine; Corneille war schon 1684 gestorben. In dem Jahre 1687, demselben wo Calderon starb, hatte Bossuet seine letzte Leichenrede, die auf den Prinzen von Condé, gehalten. Bourdaloue predigte 1693 zum letzten Male vor dem Könige in Versailles, und starb wie Bossuet 1704. Mascaron starb 1703, Flechier 1710. Das

Zeitalter Ludwigs XIV. ging zu Ende; und seit 1694 lebte schon Derjenige, welcher in dem folgenden Jahrhunderte, dem er einen trüglichen Glanz verlieh, das vornehmste Werkzeug des allseitigen Verfalles gewesen ist — Voltaire!

Was das religiös-sittliche Leben in Frankreich betrifft, so hatten sich im siebzehnten Jahrhundert viele, zum Theil in dem vorigen Kapitel erwähnte, Elemente vereinigt, von deren Entwickelung sich eine lange und dauernde Blüthe desselben erwarten ließ. Statt dessen gerieth es, am Ende dieses Jahrhunderts, in den schrecklichsten Verfall; und dieser muß, unter andern mitwirkenden Ursachen, wohl dem Einflusse Ludwigs XIV. als einer der vornehmsten, zugeschrieben werden. Von dem Geiste, in welchem er, durch fanatische und ränkevolle Priester und Staatsmänner geleitet, die kirchlichen Angelegenheiten behandelte, giebt seine Verfolgung der Reformirten in Frankreich ein Beispiel, welches den Abscheu der ganzen Nachwelt erregen muß. Die härtesten Verordnungen, um so empörender, weil sie von dem üppigsten aller Höfe ausgingen, beraubten die Reformirten allmählig der ihnen zugesicherten Rechte; die Familien wurden der Brutalität der Dragoner, die man in die Häuser sandte, Preis gegeben; die treuen Geistlichen, die durch Liebe für ihre Gemeinen angetrieben, die ungerechtesten Befehle zu übertreten wagten, wurden mit dem Galgen und dem Rade bestraft; endlich 1685 wurde

Heinrichs IV. zu Gunsten der Reformirten erlassenes unwiderrufliches Edikt von Nantes widerrufen. Viele Tausende wurden durch diese grausamen Verfolgungen zur Auswanderung aus ihrem Vaterlande gezwungen; und die reformirte Kirche in Frankreich hatte für lange Zeit ihr öffentliches Leben verloren. Dies war ein Verlust für Frankreich, und selbst für die katholische Kirche dieses Landes; denn selbst dieser konnte es nur vortheilhaft seyn, mit einer Kirche zu wetteifern und zu kämpfen, die so manche hochbegabte und gelehrte Männer besaß, und deren Mitglieder durch ein streng sittliches Leben sich auszeichneten.

In der katholischen Kirche Frankreichs war die sogenannte Gesellschaft von Portroyal, deren schon in dem vorigen Kapitel gedacht worden ist, eine der edelsten Erscheinungen; aber sie ward durch Ludwig XIV. dem Hasse der Jesuiten zum Opfer gebracht. Pabst Innocenz X. hatte 1653 fünf Sätze, als jansenistisch verdammt; die Gelehrten von Portroyal, Antoine Arnauld an ihrer Spitze, und alle Anhänger des Augustin und des Jansenius behaupteten, daß diese Sätze, in dem von dem Pabste verdammten Sinne, in den Schriften des Jansenius nicht zu finden wären. Die Jesuiten sahen hier eine Gelegenheit sich für die Wunden zu rächen, die ihnen Pascal durch seine Provinzialbriefe geschlagen hatte; sie wußten die Staatsgewalt für sich zu gewinnen; und so begann gegen die Gesellschaft von Portroyal und

und gegen die von demselben Geiste beseelten Klosterfrauen, eine lange Reihe der ungerechtesten Verfolgungen. Aus den Umgebungen des Klosters wurden die Einsiedler, die sich dort zurückgezogen hatten, vertrieben und die von ihnen eröffneten Schulen wurden geschlossen. Antoine Arnauld, nachdem er, größtentheils flüchtig und verborgen, noch mehrere Jahre in Frankreich zugebracht hatte, entfloh 1679, weil er sich dort nicht mehr sicher glaubte, nach den Niederlanden, wo er sein Leben endigte. Le Maistre de Sacy ward länger als zwei Jahre in der Bastille gefangen gehalten. Gegen die Klosterfrauen von Portroyal brach 1661 die Verfolgung aus. Man trennte sie von ihren Beichtvätern und drang ihnen fremde auf; ihre Novizen und Zöglinge wurden ihnen entrissen, und hinweggeführt. Unter diesen Unruhen starb Angelica Arnauld, in welcher ein gewaltiger Geist, der sie zum Herrschen befähigte, sich mit der tiefsten Demuth verband. Ihre hohe Frömmigkeit bewährte sie bis zu ihren letzten Augenblicken, indem sie, ihre eigenen Leiden vergessend, nur ihre Schwestern unter diesen Mißgeschicken zu trösten und zu stärken bemüht war. Einige Jahre später schrieb Alexander VII. eine Formel vor, deren Unterschrift nicht nur von Geistlichen, sondern auch von Mönchen und Nonnen gefordert werden sollte, wodurch man eidlich erklärte, daß die fünf Sätze, in dem Sinne, worin der Pabst sie verdammt hatte, in den Schriften des Jansenius wirklich gelesen würden. Da die Nonnen von

Portroyal die Unterschrift verweigerten, so wurden, um ihren Widerstand zu brechen, die härtesten Mittel gegen sie angewendet. Endlich 1710 wurden sogar die Klostergebäude von Portroyal des champs, diese Wohnungen ernster Andacht, diese Stätte der Zuflucht für so viele fromme und ausgezeichnete Menschen, niedergerissen und dem Boden gleich gemacht.

Eben so wenig blieb das zu dieser Zeit in der französisch-katholischen Kirche hervortretende christlich-mystische Element von dem zerstörenden Einfluß Ludwigs XIV. verschont. Fenelon hatte in seiner Schrift: „Grundsätze der Heiligen über das innere Leben," das Wesen und die Wirkungen der reinen, uneigennützigen Liebe zu Gott darzustellen, und sie von den Forderungen einer falschen Mystik zu sondern gesucht. Eine solche Erscheinung ward in der damaligen Zeit nicht mehr verstanden. Bossuet, als Repräsentant des bloß äußerlichen Kirchenthums, trat gegen Fenelon in die Schranken; und Ludwig XIV. ließ nicht ab in den Pabst Innocenz XII. zu dringen, bis er ihn bestimmte 1699 das Werk Fenelons zu verdammen. Von dem Schlage, den sie damals empfing, hat sich die mystische Theologie in Frankreich nicht wieder erhoben. In den Zeiten des Mittelalters hatte sie die scholastischen Speculationen heilsam beschränkt; in Paris selber war sie in früheren Jahrhunderten durch Hugo und Richard von St. Victor und durch Johann Gerson gepflegt worden; und noch in der jüngst verflossenen

Zeit hatte sie an Franz von Sales, der dem französischen Volke durch die Sprache verwandt war, einen ausgezeichneten und einflußreichen Anhänger gehabt. Ihre Unterdrückung unter Ludwig XIV. ist ein Beweis mehr, daß das katholische Kirchenthum in Frankreich sich von dem Kerne des inneren Lebens abgesondert hatte, um sich in leere Aeußerlichkeiten zu verlieren; so wie es auch bezeichnend ist für den Hof Ludwigs XIV., daß Fenelon, der wahrhaft vornehme Mann, der demüthige Geistliche, der geniale Schriftsteller, der mystische Theologe; daß Fenelon, der nicht nur alle diese Eigenschaften in seiner ausgezeichneten Persönlichkeit verband, sondern auch in der Bildung des Herzogs von Bourgogne eines der größten Meisterstücke der Erziehungskunst aufgestellt hatte; daß Fenelon an diesem Hofe keinen Raum fand, daß er von demselben ausgestoßen ward, und in dem ehrenvollen Exil, als Erzbischof von Cambray, seine Tage beschließen mußte.

Es würde jedoch der unglaublich schnelle religiös-sittliche Verfall des französischen Volkes im achtzehnten Jahrhundert nicht zu erklären seyn, wenn zu den angeführten Ursachen des Verderbens, nicht noch eine andere, das durch den Hof dem Volke gegebene Schauspiel der Unsittlichkeit, hinzugekommen wäre. Man kann nicht ohne Entsetzen die Wirkungen berechnen, welche die lange Reihe von Buhlerinnen Ludwigs XIV. hervorbringen mußte, welche die Rolle der Königin übernahmen, und der rechtmäßigen Gemahlin nur die Stellung einer demüthigen

Dulderin übrig ließen. Dies Beispiel war um so verderblicher, da Ludwig XIV. manche edle persönliche Eigenschaften, namentlich die Gabe zu befehlen und zu regieren besaß; es wirkte auf das mit dem Hofleben verschlungene Leben der Großen, und verbreitete von da seinen Einfluß in immer weiteren Kreisen. Von der Sittlichkeit getrennt, ja mit Unsittlichkeit gepaart, konnte selbst die Anhänglichkeit und die Ehrfurcht für die Religion, die Ludwig XIV. stets gezeigt hatte, und die gegen das Ende seines Lebens, durch den Einfluß der Frau von Maintenon noch deutlicher hervortrat, das Verderben nicht hemmen, sondern nur steigern, indem sie das Laster nöthigte, sich in den Schein der Frömmigkeit zu hüllen. Es entsprang daraus am Hofe, in der Kirche, in der Regierung und Verwaltung, in dem Leben des Volkes, ein Zustand, den Massillon selbst mit Schrecken erregenden Zügen geschildert hat. In einer von ihm am Aschermittwoch, in der Kirche Notre Dame, während der letzten Jahre Ludwigs XIV. gehaltenen Predigt, betrachtet er die durch den spanischen Erbfolgekrieg damals herbeigeführten Bedrängnisse, als eine Strafe Gottes für die Sünden und Laster des Volkes, und sagt:

„Woher diese Veränderung, meine Brüder? Ich habe es euch schon gesagt: der Zorn Gottes ist entbrannt über unsere Verbrechen; ihr Uebermaaß stieg endlich empor bis zu dem Thron seiner Rache. Er schaute von seiner heiligen Höhe, wie der Psalmdichter

sagt,*) und er sah die unter uns herrschenden Gräuel, die Sittenlosigkeit der Christen, den Unglauben der Großen, den Mangel an Frömmigkeit selbst bei den Geistlichen; die allem Anstande Hohn sprechende Schamlosigkeit des weiblichen Geschlechts, das sich herabwürdigt durch eine Frechheit, wovor die Zeiten unserer Vorfahren erschrocken wären, und welches nur noch in dem Ekel Derjenigen, welchen es zu gefallen sucht, seine Sicherheit findet.

„Er schaute von seiner heiligen Höhe, und er sah den Ehebruch und ähnliche Gräuel unter seinem Volke in Ehren gehalten; die Erpressung und die Ungerechtigkeit mit Titeln und öffentlichen Würden bekleidet; die schrecklichsten Ausschweifungen durch große Beispiele gerechtfertigt; eine ungeheure und wahnsinnige Verschwendung zugleich mit dem öffentlichen Elend wachsen und zunehmen; die Schauspielhäuser, den Stätten der Schande gleich gemacht durch die offenkundigen Ausschweifungen der unglücklichen Geschöpfe, welche dort die Menge bewundert; und die öffentlichen Sitten, in öffentliche Aergernisse verwandelt.

„Er schaute von seiner heiligen Höhe, und er sah sein Heiligthum, die Kirche, durch den Ehrgeiz und dessen Ränke, durch Spaltung und Erbitterung entweiht, die Boten des Friedens selbst sich gegenseitig bekämpfend, die Vertheidigung der Wahrheit persönlichen

*) Psalm 102, 20.

Feindschaften zum Vorwand dienend; den Eifer durch gemeinen Eigennutz entzündet; die Leidenschaften, welche der Glaube verdammt, zu seiner Vertheidigung herbeigerufen; die Frömmigkeit in Gewinnsucht und in schändliche Heuchelei verwandelt; und dies Reich, sonst die Stütze des Glaubens und der reinste Theil seiner Kirche, umgeschaffen durch die Frechheit der Reden und die Gottlosigkeit der Gesinnungen in die Ehrenbühne der Philosophen und Ungläubigen.

„Er schaute von seiner heiligen Höhe, und er sah einen frommen König, von einem zügellosen Hofe umgeben; den Höfling, sonst unter uns an eine sclavische Nachahmung des Fürsten gewöhnt, sich hier das Richteramt über ihn anmaßen; die Frömmigkeit auf dem Throne, aber deshalb nur um so verhaßter; die Laster, vermehrt durch den Zwang; die Ausschweifungen der Sinnenlust durch ihre Gefahren gewürzt; den Ehrgeiz, gekleidet in den Schein der Frömmigkeit, um die Gunst des Herrschers zu gewinnen; die Heuchelei, durch die Wohlthaten bereichert, welche bestimmt waren, die Tugend zu belohnen; und die Religion mehr geschmäht durch die Sitten und Kunstgriffe dieser falschen Gerechten, als es durch die Frechheit der erklärtesten Sünder hätte geschehen können."

Auf diesen allseitigen, und vornehmlich religiös-sittlichen Verfall in dem Zeitalter Massillons schien es mir nöthig hinzuweisen, weil seine Beredsamkeit, nur wenn

man sich diesen finstern Hintergrund hinzudenkt, in dem rechten Lichte erscheinen kann. In Perioden großer Verderbniß pflegen die Menschen eine zwiefache Stellung zu ihrem Jahrhundert anzunehmen. Die Einen, ohne gerade diese Verderbniß in ihrem ganzen Umfange zu theilen, schwimmen doch mit dem Strom, unbekümmert, wohin er sie führen mag. Andere erkennen die Gefahr; sie retten sich aus dem Strudel, und treten der allgemeinen Bewegung mit der Kraft eines sittlich guten Willens entgegen. In dieses letztere Verhältniß haben die beiden Redner, die uns hier beschäftigen, Demosthenes und Massillon, sich zu ihrem Zeitalter gestellt, welches für beide ein Zeitalter der Entartung und des Verfalles war. Und vielleicht ist ein solches Verhältniß für die Beredsamkeit nicht ungünstig zu nennen. Wenn der geistliche Redner, unter denen, die sich um seine Kanzel versammeln, nur die allgemeinen menschlichen Gebrechen voraussetzen darf, so wird er, durch die gute Meinung, die er von ihnen hegt, in den Grenzen einer gewissen Mäßigung zurückgehalten; durch die Größe hingegen und durch die allgemeine Verbreitung des Uebels, welches er zu bekämpfen hat, fühlt er sich selbst zu den außerordentlichsten Anstrengungen aufgefordert. Einen solchen fast gewaltsamen Kampf hat auch Massillon geführt; und wenn seine Predigten deshalb sich weniger für die stille Erbauung eignen, so sind sie um so bedeutender als Beispiele einer großartigen Beredsamkeit. Hieraus er-

klärt es sich auch, daß über seine Predigten, bei allem Glanze der Darstellung, sich eine Färbung der Trauer und Schwermuth verbreitet, und daß er zuweilen in gewiß tadelnswerthe Seufzer über die zu besorgende Fruchtlosigkeit seines Predigens ausbricht; wie, wenn er in der Predigt über die geringe Zahl der Auserwählten sagt: „Ihr schmeichelt euch mit einer vergeblichen Hoffnung: in dem Zustande, worin ihr euch jetzt befindet, werdet ihr auch sterben. Mit allen diesen Vorsätzen der Besserung, mit denen ihr jetzt spielet, werdet ihr auch spielen bis zu eurem letzten Augenblick; dies ist die Erfahrung aller Jahrhunderte; und die einzige mit euch vorgegangene Veränderung wird darin bestehen, daß ihr über eine etwas größere Schuld als die jetzige seyn mag, werdet Rechnung abzulegen haben." Es ist nur zu verwundern, wie die Zuhörer Massillons diese und ähnliche in seinen Predigten vorkommende Aeußerungen ertragen konnten. Geschah es, weil sie wenigstens das Joch des äußeren Gesetzes, welches in den Fasten den Kirchenbesuch vorschreibt, noch nicht abgeschüttelt hatten? Oder bringt es der rhetorische Sinn des französischen Volkes mit sich, daß es dem trefflichen Redner überhaupt mehr gestattet, als wir Deutsche uns würden gefallen lassen?

Nachdem Massillon im Seminar von Saint Magloire mit großer Auszeichnung Conferenz-Predigten gehalten hatte, entschied er sich, in die große Laufbahn der damaligen katholischen Kanzelberedsamkeit in Frankreich

als Advents- und Fastenprediger zu treten. Seine ersten Versuche wurden von ihm in dem Jahre 1698 angestellt, und zwar nicht in Paris, sondern in Montpellier; sie waren im höchsten Grade ermuthigend. Im folgenden Jahre trat er auf vor dem Kirchenpublicum in Paris; er hielt Fastenpredigten in verschiedenen Kirchen der Stadt und fand den außerordentlichsten Beifall. Der damals schon hochbejahrte Bourdaloue, der so lange im wohlverdienten Ruhme der Kanzelberedsamkeit geblüht hatte, sagte, nach Anhörung einer seiner Predigten: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Daß man ihn bereits zu den ersten Kanzelrednern Frankreichs rechnete, geht auch daraus hervor, daß er in demselben Jahre, 1699, berufen ward, in Versailles, vor dem Könige und dem Hofe, wo in den letzten Jahren Mascaron und Bourdaloue mit einander abgewechselt hatten, die Adventspredigten zu halten. Wir sehen ihn hier in einer neuen, wichtigen Stellung. Der sechsunddreißig jährige Oratorianer, voll Begeisterung für die Würde seines Amtes und für die Majestät des göttlichen Wortes, das er zu verkündigen hat, erscheint vor dem bereits gealterten König, dessen, durch eine lange Reihe von Siegen erworbener Ruhm damals noch nicht durch die Niederlagen und Unglücksfälle der späteren Jahre getrübt war. Am Tage aller Heiligen hielt Massillon seine erste Predigt vor dem Könige. Zum Text hatte er den Anfang der Bergpredigt, und vornehmlich die Worte:

Selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Sein Thema war das Glück der Gerechten. In dem Exordium redet er den König an, und weiß, bei der angemessensten Behandlung der Verhältnisse, den ganzen Ernst der christlichen Sittenlehre geltend zu machen.

„Wenn hier die Welt anstatt des Herrn zu Eurer Majestät redete, so würde sie ohne Zweifel eine ganz andere Sprache führen.“

„Glücklich der Fürst, würde sie sagen, der niemals kämpfte, ohne zu siegen; der, je mehr der gegen ihn verbündeten Feinde waren, sich nur einen um so schöneren Ruhm erwarb durch den Frieden, den er ihnen verlieh; und dessen eigene Größe stets die Größe der Gefahr und des Sieges übertraf!“

„Glücklich der Fürst, der, während einer langen und blühenden Regierung sich des erworbenen Ruhmes, der Liebe seiner Unterthanen, der Achtung seiner Feinde, der Bewunderung der Welt, der Früchte seiner Eroberungen, der Pracht seiner Denkmäler, der Hoffnung einer zahlreichen Nachkommenschaft ruhig erfreut; und dem nichts als die Erhaltung dessen, was er schon besitzt, zu wünschen übrig bleibt!“

„So würde die Welt reden; aber Jesus Christus redet nicht wie die Welt.“

„Selig, sagt er, nicht derjenige, welchen die Mitwelt bewundert, sondern derjenige, dessen Sehnsucht sich vornehmlich auf die unsichtbare Welt hingewendet hat, und

der sich selbst, so wie alles, was vergänglich ist, geringschätzt; denn ihm gehört das Himmelreich. Selig sind die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr."

„Selig, nicht derjenige, dessen Regierung und Thaten die Geschichte dem Gedächtniß der Menschen überliefern wird; sondern derjenige, dessen Thränen die Geschichte seiner Sünden in dem Gedächtniß Gottes ausgelöscht haben; denn seiner wartet ein ewiger Trost. Selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden."

„Selig, nicht derjenige, der die Grenzen seines Reiches durch neue Eroberungen ausdehnt, sondern derjenige, dessen Wünsche und Leidenschaften nicht die Grenzen des göttlichen Gesetzes überschreiten; denn er wird zu einem Besitze, der länger dauert als das Weltreich, gelangen. Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen."

„Selig, nicht derjenige, den die Stimme der Völker über alle Fürsten seine Vorfahren erhebt, und der seines Ruhmes und seiner Größe sich ruhig erfreut; sondern derjenige, der selbst auf dem Throne nichts findet, das seines Herzens würdig wäre, und der das wahre Glück hienieden nur in der Tugend und in der Gerechtigkeit sucht; denn er wird das, wonach er sich sehnet, erreichen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden."

„Selig, nicht derjenige, den die Menschen als groß und unüberwindlich preisen; sondern derjenige, welchen die Unglücklichen vor dem Angesichte Jesu Christi ihren barmherzigen Beschützer nennen werden; denn auch gegen ihn wird der Herr barmherzig seyn. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

„Selig endlich, nicht derjenige, der über das Schicksal seiner Feinde gebietend, mehr als einmal der Erde den Frieden gab; sondern derjenige, der sich selber den Frieden geben, und die lasterhaften, ungeregelten Neigungen, welche die Ruhe des Herzens stören, aus demselben verbannen konnte; denn Gott wird ihn unter die Zahl seiner Kinder aufnehmen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen."

Nach den Adventspredigten, die er auf diese Weise eröffnete, hielt Massillon zu Versailles vor dem Könige und vor dem Hofe noch die Fastenpredigten in den Jahren 1701 und 1704. Eine dieser Predigten brachte eine in die Augen fallende, und deshalb berühmte und oft erzählte Wirkung hervor. Es ist dies die Predigt über die geringe Zahl der Auserwählten. Der Redner hat den Mangel an wahrer Buße, und die Nichtbeachtung der allgemeinsten und verbindlichsten Grundsätze eines christlichen Lebens, als die Ursachen angegeben, weshalb so wenige selig werden. Hiervon macht er nun die An-

wendung auf die sich vor ihm befindenden Zuhörer, und sagt gegen den Schluß seiner Predigt:

„Deshalb bleibe ich bei Euch stehen, meine Brüder, die ihr hier versammelt seyd. Ich rede nicht von den übrigen Menschen; ich betrachte euch als wäret ihr allein auf der Erde; und dies ist der Gedanke, der mich beschäftigt, und der mich erschreckt. Ich nehme an, dieser gegenwärtige Augenblick ist euer letzter, und das Ende der Welt. Sogleich werden die Himmel sich über euch öffnen; Jesus Christus wird in seiner Herrlichkeit mitten in diesem Tempel erscheinen; und ihr seyd hier nur versammelt, um ihn zu erwarten, gleich zitternden Verbrechern, denen ihre Begnadigung, oder das Urtheil des ewigen Todes verkündigt werden soll. — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich frage euch also, und indem ich es frage, fühle ich mich selbst von Furcht erschüttert, denn ich trenne mein Schicksal hier nicht von dem eurigen, und versetze mich selbst in die Stimmung, die ich euch wünsche — ich frage euch: Wenn Christus mitten in diesem Tempel erschiene, mitten in dieser Versammlung, der glorreichsten auf Erden, um Gericht zu halten, um die furchtbare Scheidung der Schaafe und der Böcke zu bewirken: glaubt ihr die größere Anzahl von uns, die wir hier versammelt sind, würde zur Rechten gestellt werden? Glaubt ihr, es würde wenigstens Gleichheit statt finden? Glaubt ihr, Er würde unter uns nur zehn Gerechte finden, die der Herr ehedem

in fünf ganzen Städten nicht finden konnte? Ich frage es euch; ihr wißt es nicht; auch ich kann es nicht wissen; Du allein, o Gott, kennst diejenigen, die Dir angehören. Aber wenn wir diejenigen, die ihm angehören, nicht kennen, so wissen wir wenigstens, die Sünder gehören ihm nicht. Was sind nun die hier versammelten Christen? Titel und Würden dürfen für nichts gerechnet werden! Diese gelten nichts vor dem Angesichte Jesu Christi. Was sind sie? Viele von ihnen sind Sünder, die sich nicht bekehren wollen; noch mehrere wollen es, aber sie verschieben ihre Bekehrung; Viele bekehren sich nur, um in die Sünde zurückzufallen; eine große Menge unter ihnen glaubt keiner Bekehrung zu bedürfen. Diese gehören zu den Verdammten! Trennt diese vier Arten von Sündern von dieser heiligen Versammlung, wie der Herr an jenem großen Tage sie von ihr trennen wird. Erscheint jetzt, Gerechte, wo seyd ihr? Auserwählte Israels, stellt euch zur Rechten! Weizen, den der Herr in seine Scheunen sammeln will, sondere dich von dieser Spreu, die zum Feuer bestimmt ist! O Gott, wo sind deine Auserwählten; und was bleibt dir zum Eigenthum?"

Die Wirkung dieser Stelle war außerordentlich; der König, seine Umgebung, die ganze Versammlung ward erschüttert; der Redner, auf den diese Bewegung zurückwirkte, schwieg einige Augenblicke, indem er sich das Gesicht mit den Händen bedeckte. — Man wird nicht umhin können, sich dieses Zeugnisses für die Kraft des göttlichen

Wortes zu freuen. Denn es waren nicht Künste einer weltlichen Beredsamkeit, welche diese Erregung hervorbrachten; es war das Wort Gottes selbst, das hier wie ein Hammer an die Herzen schlug. Allerdings ward aber auch hier einem mächtigen Könige und einem glänzenden Hofe das Wort Gottes mit einer Unerschrockenheit und einer Kühnheit verkündigt, welche dem Redner unsere Achtung und Verehrung erwerben muß; so wie wir auch von einer Versammlung, die also hingerissen werden konnte, nicht eben eine verächtliche Vorstellung hegen dürfen.

Die jetzt erwähnten Advents- und Fastenpredigten scheinen mir unter allen Werken Massillons die vorzüglichsten; und sie sind es auch allein, deren genauere Prüfung uns im Folgenden beschäftigen wird. Mit allen späteren Reden werde ich eben so wie es bereits mit den früheren geschehen ist, verfahren; ich werde mich mit einer historischen Anführung und mit einer kurzen Beurtheilung begnügen; und ich werde weder auf die einen noch auf die anderen zurückkommen.

Ludwig XIV. scheint für Massillon eine aufrichtige Hochachtung empfunden zu haben. Dies geht hervor aus den bekannten Worten, die er an ihn richtete: „Wenn ich Andere hörte, war ich mit denselben sehr zufrieden: wenn ich Sie gehört habe, bin ich mit mir selbst sehr unzufrieden gewesen.“ Dem natürlichen richtigen Sinne des Königs — den derselbe auch in andern Fällen bei

Beurtheilung von Personen und Geisteswerken gezeigt hat — war es nicht entgangen, daß Massillon nicht die eigene Ehre, sondern das Heil seiner Zuhörer, ihre Bekehrung und Herzensänderung suchte. Er hat durch diese Worte den Geist seiner Beredsamkeit treffend bezeichnet, und das Lob, das er ihm ertheilte, ist das schönste, das einem geistlichen Redner überhaupt ertheilt werden kann. Am Schlusse der Fastenpredigten des Jahres 1704 sagte er ihm, in Zukunft wolle er immer ein Jahr um das andere ihn hören. Dies geschah jedoch nicht; während der letzten elf Lebensjahre des Königs erhielt Massillon keine neue Aufforderung, ihm das Wort Gottes zu verkündigen. Auch erfährt man nicht, daß er irgend ein anderes Zeichen der Anerkennung von ihm empfangen hätte. Ein Bisthum war damals in Frankreich die gewöhnliche Belohnung für eine glänzende Reihe von Advents- und Fastenpredigten. Diese Belohnung erhielt Massillon nicht durch Ludwig XIV., sondern durch den Herzog von Orleans, der nach dem Tode des Königs die Regentschaft führte, und dessen Gesinnung keinesweges geeignet war, dieser Ehrenbezeugung einen großen Werth zu verleihen. Die Könige, mit seltenen ruhmwürdigen Ausnahmen, erweisen nur Denen ihre Gunst, deren Talente sie ihren Zwecken dienstbar machen können; der hochbegabte Mann, dem sein Charakter nicht erlaubt, sich ihren Absichten und Wünschen zu bequemen, den pflegen sie zu achten — und zu ignoriren.

Das große Ansehen, welches sich Massillon als öffentlicher Verkündiger des göttlichen Wortes erworben hatte, bewog viele Personen, in den Angelegenheiten ihres Heils seinen Rath zu suchen, und sich seiner Seelsorge anzuvertrauen. Unter diesen war auch François Toussaint Forbin de Janson, der in dem kaiserlich österreichischen Heere unter dem Namen Rosenberg gedient hatte, und seitdem nach Frankreich zurückgekehrt war. In einer schweren Krankheit, die ihn zu Paris befiel, faßte er den Entschluß zu einer gründlichen Bekehrung und zum Eintritt in den Orden von la Trappe. Er konnte von diesem Vorhaben durch Massillon, der selbst einmal Willens gewesen war, sich dem Klosterleben nach dieser strengen Regel zu widmen, nicht zurückgehalten werden; er reisete nach la Trappe, und ward in den Orden aufgenommen, als dessen Mitglied er in hochgeachteter Frömmigkeit seine Tage beschloß.

Drittes Kapitel.

Leben Massillons seit dem Tode Ludwigs XIV. bis zu seinem Ende. 1715—1742.

Nach dem Tode Ludwigs XIV. trat die neue Zeit, die sich schon längst im Schooße der alten gebildet hatte, mit ihren eigenthümlichen Merkmalen deutlich hervor. Die schon früher weit verbreitete Sittenlosigkeit fühlte sich durch das Beispiel des Hofes und des Herzogs von Orleans von jedem Zwange und von jeder Rücksicht entbunden. Alle Bestrebungen und Grundsätze, durch welche das Jahrhundert Ludwigs XIV. war bewegt und emporgetragen worden, hatten durch ihren Mißbrauch und durch ihre Verbindung mit vielen unreinen Elementen ihre Kraft über die Gemüther verloren. Man war enttäuscht von dem Ruhme, den Frankreich in vielen ungerechten Kriegen erworben, und den das Volk durch sein Blut und durch sein Elend so theuer

bezahlt hatte; Ludwig XIV. selbst hatte über die kriegerischen Bestrebungen seiner Regierung den Stab gebrochen durch die von seinem Sterbelager an seinen Nachfolger gerichtete Ermahnung, ihn in dieser Beziehung nicht nachzuahmen, den Krieg zu vermeiden, und die Noth des Volkes zu lindern. Die mit so vieler Pracht errichteten Denkmäler mahnten nicht nur an den Glanz früherer Jahre, sondern auch an die Verschleuderung ungeheurer Mittel, und an die zu ihrer Herbeischaffung angewendeten Erpressungen und Ungerechtigkeiten. Man war geneigt, die Vorrechte der königlichen Gewalt, welche diese so furchtbar gemißbraucht hatte, zu verkennen, und dagegen die Rechte des Volkes in einem gleichen Uebermaße geltend zu machen. Ja selbst der Einfluß der Religion, unter deren Ehrfurcht gebietender Hülle sich die größten Laster verborgen hatten, konnte auch von gut gesinnten Menschen bezweifelt werden; und man hielt es für die Aufgabe der neuen Zeit, in einer von dem Glaubensgrunde getrennten Moral, das Heil der Menschheit zu suchen. Hatte früher eine Religion ohne Liebe geherrscht, so sollte nun eine Liebe ohne Religion zur Herrschaft erhoben werden. Die letzte Verirrung war eben so gefährlich als die erste; und Gott hat gezeigt, wie furchtbar er die Trennung des Glaubens und der Liebe, die nach seinem Willen unzertrennlich verbunden seyn sollten, bestraft. Denn der Glaube ohne Liebe hatte unter Ludwig XIV. in einer Reihe der ungerechtesten

Verfolgungen und in einem tiefen sittlichen Verfall seine Früchte gezeigt; und die Liebe ohne Glauben hat im achtzehnten Jahrhundert ein noch tieferes sittliches Verderben, und endlich — die französische Revolution herbeigeführt.

Wir werden nicht umhin können, in den Reden Massillons, welche in diese Periode fallen, manche Spuren des Einflusses wahrzunehmen, den sein Zeitalter auch über ihn, obgleich er gewiß zu den Edelsten und Besten desselben gehörte, ausgeübt hat.

Von den großen Rednern der früheren Zeit war er allein noch am Leben; es ist daher nicht zu verwundern, daß er gewählt ward, um bei der kirchlichen Leichenfeier die Gedächtnißrede auf Ludwig XIV. zu halten. Eine unerfreuliche und schwer zu lösende Aufgabe, vornehmlich für ihn, der sich nie an den Ton der schmeichelnden Lobrede hatte gewöhnen können, und der jetzt weniger als jemals dazu gestimmt seyn mochte. Es waren hier zwei widerstrebende Forderungen zu erfüllen; die der Aufrichtigkeit und Wahrheit, welche nöthigten, über das Leben und die Thaten des Königs in vielen Rücksichten ein ungünstiges Urtheil auszusprechen; und die der Angemessenheit und des Nationalgefühls, nach welchem er von dem Glanze jener Regierung eben so wenig schweigen konnte, als es den Franzosen überhaupt bis jetzt darüber zu schweigen möglich gewesen ist. Der Ausweg, den er wählte, ist auffallend, und nicht eben glücklich zu

nennen; er besteht darin, Licht und Schatten neben einander zu stellen, Lob zu ertheilen, und es sogleich durch den hinzugefügten Tadel wieder aufzuheben. Diese Absicht kündigt er schon an durch die Wahl des Textes, Prediger Salomo 1, 16. 17.: Ich bin groß geworden, ich ward aber gewahr, daß solches auch Eitelkeit ist. Dieser Text gab ihm auch Veranlassung, seine Rede mit den Worten zu beginnen: „Gott allein ist groß;“ die schön und bedeutend sind, vornehmlich als Anfang einer auf Ludwig, den man den Großen nannte, gehaltenen Grabrede.*) Er will zuerst von dem Glanze seiner Regierung, und zweitens von seiner Frömmigkeit reden. Im ersten Theile preist er Ludwigs Siege und Eroberungen, und beklagt gleich darauf das Elend des Krieges; er schildert die Fortschritte der Künste und Wissenschaften, aber unterläßt nicht zu bemerken, daß ihr Einfluß auf die Sittlichkeit und die Religion nur schädlich gewesen sey; er rühmt die edlen natürlichen Eigenschaften des Königs, fügt jedoch sogleich hinzu, daß nur eine durch die Gnade geheiligte Tugend in den Augen Gottes Werth haben könne, eine große Wahrheit, wodurch

*) Das höchst auffallende Mienen- und Geberdenspiel, womit Massillon diese Worte, nach der Erzählung des Cardinals Maury (Sur l'Eloquence de la chaire 1. p. 384) gesprochen haben soll, würde mir, so sehr es auch von diesem bewundert wird, nur als der Gipfel der Unnatur und Affectation erscheinen, von welchen Massillon, nach andern Berichten, die seinen Vortrag als sehr einfach schildern, vollkommen frey war.

aber das eben vorangehende Lob in dem Munde eines Geistlichen unangemessen erscheint. Im zweiten Theile, der von der Frömmigkeit des Königs handelt, werden seine Verirrungen keineswegs verschwiegen, sondern schmerzlich beklagt; darauf wird der christliche Heldenmuth gerühmt, den er bei den Niederlagen im spanischen Erbfolgekriege, und bei den wiederholten Schlägen bewiesen, welche ihm den Sohn, den Enkel und dessen Gemahlin, und noch zwei andere Prinzen seiner Familie raubten, und von seinem sonst zahlreich blühenden Hause, nur ein einziges, und zwar auch bedrohtes Kind, als Erben der Krone übrig ließen. Diese ganze Stelle ist vortrefflich; denn hier konnte der Redner aus der Fülle seines Herzens und seiner Ueberzeugung sprechen, und er hatte nicht nöthig, das gespendete Lob zu beschränken und aufzuheben. Aber dieser sichere Gang des Redners wird sogleich durch neue Schwierigkeiten gehemmt, denn hier mußte er auch der Maßregeln des Königs in den Angelegenheiten der Kirche gedenken. Schmerzlich ist es, daß Massillon es über das Herz bringen konnte, ihn wegen seiner empörenden Ungerechtigkeiten gegen seine protestantischen Unterthanen, als wären es Beweise eines frommen Eifers, zu rühmen; doch in ihm selbst scheint sich das Gewissen zu regen, und er benutzt diese Gelegenheit, um seinen Abscheu gegen die Pariser Bluthochzeit auszusprechen, und er gesteht, daß die durch die

Maßregeln des Königs bewirkten Bekehrungen nur scheinbar gewesen wären.

So wird man also in dieser Rede von der einen Richtung stets in die andere, ganz verschiedene geführt, und es mangelt an dem festen und sicher fortschreitenden Gange, ohne den ein oratorisches Produkt keinen befriedigenden erhebenden Eindruck hervorbringen kann. Die Schuld liegt jedoch hier nicht an dem Redner, sondern an der Beschaffenheit seiner Aufgabe, und man könnte fragen, ob die Leichenrede überhaupt zu einer homiletischen Gattung zu rechnen sey, da der Redner oft um so unfähiger zu derselben werden muß, je mehr er die Eigenschaften, die sonst bei dem Redner die wesentlichsten sind, Redlichkeit und Aufrichtigkeit, besitzt? Nicht immer können die Großen der Erde, mit völliger Zustimmung des Herzens gelobt werden; in sehr häufigen Fällen wird nicht rhetorische Kraft, sondern eine Gewandtheit, die sich durch unzählige Klippen schlau hindurch windet, zur Gedächtnißrede erfordert; und sie sollte alsdann einem gewiegten Diplomaten, oder dem Historiographen des Reiches, aber nicht einem Geistlichen übertragen werden. Auch für diesen gäbe es noch immer eine Auskunft; nämlich, auf die ausführliche Charakterschilderung des Verstorbenen Verzicht zu leisten, und sich des Stoffes aus seinem Leben nur hin und wieder zur Entwickelung einer in den Vordergrund gestellten christ-

lichen Wahrheit zu bedienen. Aber auch dies ist doch nichts weiter als ein Rath, den die Klugheit ertheilt; ob der Redner ihn befolgen will und kann, das hängt von seiner Eigenthümlichkeit ab, und es kann ihm durch sittliche Gesetze, welche auch zugleich die rhetorischen sind, nicht zur Pflicht gemacht werden.

Zwei andere Leichenreden hat Massillon noch während der Lebenszeit Ludwigs XIV. gehalten, im Jahre 1709 die auf den Prinzen von Conti, der sich — und zwar ohne Erfolg — um die polnische Königskrone beworben hatte; und die auf den Dauphin, ältesten Sohn des Königs, im Jahre 1711. Der Prinz von Conti wird in der auf ihn gehaltenen Rede als ein Fürst von glänzenden Eigenschaften dargestellt, dem es auch am Ende seines Lebens nicht an frommen Regungen gefehlt habe. In der Rede auf den Dauphin gilt die lobpreisende Schilderung Bossuets, welcher der Erzieher dieses Prinzen gewesen war, für eine der gelungensten Stellen. Es fehlt auch darin, besonders im Anfang, nicht an allgemeinen, das Einzelne beherrschenden Ansichten. Sonst folgt Massillon in diesen beiden Reden, und vornehmlich in der auf den Prinzen von Conti, immer seiner Neigung zur concreten Darstellung, und indem er sich fast ausschließlich eine ganze lange Rede hindurch nur mit Einer noch obenein unbedeutenden Persönlichkeit beschäftigt, ermüdet er sehr, ohne eben zu erbauen.

Es scheint hier der schicklichste Ort, auch der in

etwas spätere Zeit, nämlich in das Jahr 1721 fallenden Leichenrede Massillons auf die Herzogin von Orleans zu gedenken. Der Herzog von Orleans, Bruder Ludwigs XIV., war zuerst mit Henriette von England, Schwester Karls II. verheirathet, die an dem französischen Hofe durch ihre Vorzüge glänzte, und auf welche, nach ihrem frühen, unerwarteten Tode, Bossuet eine seiner gepriesensten Leichenreden gehalten hat. Der Herzog von Orleans vermählte sich zum zweiten Male mit Elisabeth Charlotte, Tochter des Churfürsten von der Pfalz, die seiner ersten Gemahlin zwar ungemein an Liebenswürdigkeit nachstand, die aber ihre deutsche Sitte und Redlichkeit auch in Frankreich bewahrte, und von den Hofleuten zwar oft belächelt, aber immer geachtet ward. Als Mutter des Herzogs von Orleans, des berüchtigten Regenten, und als Zeugin seines sittenlosen Lebens, hatte sie eine der schwersten Prüfungen, durch die nur ein Mutterherz heimgesucht werden kann, zu bestehen. Die Muße, woran es ihr bei ihrer vereinzelten Stellung nicht fehlen konnte, widmete sie mit ungemeiner Schreibseligkeit einem Briefwechsel, den sie mit vielen deutschen Angehörigen in deutscher Sprache unterhielt, von welchem vieles zur öffentlichen Kenntniß gekommen ist, und worin anstößige und das Gefühl der Schicklichkeit beleidigende Mittheilungen den Leser nur gar zu oft in Erstaunen versetzen. Massillon, damals schon Bischof von Clermont, mußte seine Diözese

verlassen, um ihr in St. Denys die Leichenrede zu halten. Denkt man an die Schreibart jener deutschen Briefe, so bildet es einen seltsamen Contrast, die gute Fürstin von dem Manne gelobt zu sehen, aus dessen Munde die französische Sprache in ihrer ganzen Reinheit und Würde floß. Daß er sie von ganzem Herzen ehrte, davon ist seine Rede ein Beweis; so wie es auch von seiner Wahrheitsliebe zeugt, daß er sie in Beziehung auf ihren Sohn, den damaligen Regenten, eine Monica nennt, und von ihren häufigen Gebeten um seine Bekehrung spricht.

Die Belohnung, welche Massillon durch seine ausgezeichnete, erbauliche Wirksamkeit als geistlicher Redner verdiente, hatte er, wie wir schon oben bemerkten, durch Ludwig XIV. nicht erhalten. Diese Schuld ward ihm durch den Regenten abgetragen, der ihn 1717 zum Bischof von Clermont ernannte.

In dem folgenden Jahre, 1718, sehen wir Massillon zu einem ungemein wichtigen Geschäfte berufen, nämlich dem damals acht Jahre alten Ludwig XV. und seiner Umgebung das Wort Gottes in den Fasten zu verkündigen. Die bei dieser Veranlassung von ihm gehaltenen Predigten sind unter dem Namen der kleinen Fastenpredigten bekannt; denn sie sind, wegen des zarten Alters des Königs, kürzer als die gewöhnlichen; auch sind ihrer nur zehn; denn man hatte, aus eben dem Grunde, die sonst viel größere Anzahl der Fastengottesdienste beschränkt.

Um die hier gestellte Aufgabe zu lösen, würde ein gläubiger Geistlicher der jetzigen Zeit wahrscheinlich gesucht haben, für die Person Jesu Christi, für seine Liebe, sein Opfer, seine Wohlthaten, in dem königlichen Kinde Gefühle der Anbetung, des Vertrauens und der Dankbarkeit zu erwecken, um so in dem Herzen desselben den Keim eines christlichen Lebens niederzulegen, dessen Entwickelung durch Gottes Gnade doch nur in den späteren Jahren erwartet werden konnte. Ganz anders verfährt Massillon; er unternimmt es, den jungen König über Alles, was das ihm bestimmte hohe Amt erfordert, einen ausführlichen Unterricht zu ertheilen. Er belehrt ihn über die Pflichten der Menschlichkeit, der Herablassung, der Arbeitsamkeit, die er zu erfüllen, so wie über die Gefahren der Sinnenlust, der Schmeichelei und des Ehrgeizes, vor denen er sich zu hüten habe. Selbst am Charfreitage ist nicht von dem Leiden des Herrn und von der Erlösung die Rede, sondern, auf Veranlassung des Caïphas und des Pilatus wird nur von den Leidenschaften der Großen gesprochen, und von den Ränken, womit sie die Könige umspinnen. Wie ist ein solcher Mißgriff zu erklären; wie konnte Massillon erwarten, daß ein achtjähriges Kind dergleichen Belehrungen mit Theilnahme anhören, daß es sie beherzigen, daß es sie auch nur verstehen würde? Wir sehen in diesem Beispiel, daß er, wie es oben bemerkt ward, dem Einflusse seines Zeitalters nicht immer zu widerstehen vermochte.

Die Kraft der Religion schien erschöpft; sie hatte wenigstens nach den letzten Erfahrungen keine Früchte getragen: nun wollte man es mit der Moral, ob nicht in ihr Heil zu finden wäre, versuchen. Die Leidenschaften Ludwigs XIV., sein Ehrgeiz, der Mißbrauch seiner Gewalt, mit allen ihren traurigen Folgen, standen so lebendig und so schreckend vor den Augen, daß nichts nothwendiger und dringender schien, als seinen Nachfolger vor ähnlichen Verirrungen zu warnen. Auch bestand ja die Versammlung bei Massillons Vorträgen, außer Ludwig XV., auch aus den Großen, die ihn umgaben; und die aufgestellten Grundsätze konnten auf ihn selber nicht ohne Einfluß bleiben, wenn sie nur von Denen beherzigt wurden, welchen es oblag, seine künftigen Schritte zu leiten. Vielleicht schmeichelte sich Massillon auch mit der Hoffnung, in seinen Worten, wenn sie der Vergänglichkeit entrissen würden, dem künftigen Könige ein bleibendes Besitzthum, und einen Spiegel aller Regententugenden zu hinterlassen. Man begreift es, daß aus diesen oder ähnlichen Gründen ein frommer, rechtschaffener Mann, mit völliger Einstimmung seines Gewissens, zur Wahl eines solchen Stoffes bewogen werden konnte; aber dennoch wird man das Verfahren Massillons in diesen kleinen Fastenpredigten für einen großen Irrthum und für einen ungeheuren Mißgriff erklären müssen.

Allein eben dasjenige, was in unsern Augen den entschiedensten Tadel verdient, mußte für lange Zeit den

Ruf dieser kleinen Fastenpredigten begründen. Mit der größten Kühnheit waren hier vor einem Könige und vor den Großen seines Hofes die mehrsten der Grundsätze ausgesprochen, zu deren ausschließlicher Verkündigung das achtzehnte Jahrhundert sich berufen fühlte. Es fehlte nicht einmal der Grundsatz der Volkssouverainetät. „Durch die Wahl des Volkes, so redet Massillon den jungen König an, ward das Zepter zuerst den Händen Ihrer Vorfahren übergeben; durch das Volk wurden sie auf dem Schilde des Kriegers emporgehoben, und als Könige ausgerufen. Ihre Nachfolger erbten von ihnen das Reich; aber ursprünglich hatten sie es der freien Uebereinstimmung ihrer Unterthanen zu verdanken. War es gleich die Geburt, die auf den Thron erhob, so hatte doch die Geburt dieses Vorrecht nur durch den öffentlichen Willen erhalten. Mit einem Worte, da wir die Quelle sind, aus welcher die Macht der Könige entspringt, so müssen sie sich derselben auch nur zu unserm Besten bedienen." *) Um billig zu seyn, muß man annehmen, daß Massillon hier nicht die Absicht hatte, das Dogma der Volkssouverainetät aufzustellen, welches er auch schwerlich in allen seinen Folgerungen durchschaute, sondern nur mit einer besonders kräftigen Wendung dem Könige seine Pflichten gegen seine Unterthanen ans Herz zu legen.

*) Sermon pour le dimanche des rameaux. Sur les écueils de la piété des Grands.

In allen übrigen Rücksichten wird man diesen Predigten seine Bewunderung nicht versagen dürfen. Massillon, der sich immer als tiefer Menschenkenner zeigt, schildert hier die Verhältnisse der Höfe und die Leidenschaften der Großen mit einer Gründlichkeit, als hätte er sein ganzes Leben ihrer Beobachtung gewidmet, und mit einer Festigkeit der Umrisse, um die ein la Bruyère ihn hätte beneiden können. Die Diction, welche den etwas breiten Faltenwurf der früheren Zeit abgelegt hat, erscheint in der schlanken Grazie des achtzehnten Jahrhunderts. Aus diesen Fehlern und diesen Vorzügen erklärt sich zur Genüge, wie die französischen Philosophen, Voltaire an ihrer Spitze, diese kleinen Fastenpredigten mit Lob überhäufen; und wie die andern Predigten, trotz ihrer Vorzüge, oder vielmehr wegen ihrer Vorzüge, darüber eine Zeitlang vernachläßigt werden konnten.

Die Ehrenbezeugungen häuften sich jetzt auf Massillon; im Jahre 1719 ward er Mitglied der französischen Akademie. Dies Institut konnte seinen Beruf, für die Reinheit des Geschmackes zu sorgen, nicht besser erfüllen, als durch die Wahl eines Mannes, dem die französische Literatur die vollendetsten Werke der geistlichen Beredsamkeit verdankt. In seiner Antrittsrede befolgte er die für eine solche Gattung geltenden Regeln. Mit dem feinsten Tacte berührt er viele Gegenstände, ohne einen einzigen zu erschöpfen. Die Schreibart ward bewundert; denn er hatte durchaus nur die Sprache der gebildeten

Welt geredet, ohne durch eine besondere Färbung den Oratorianer, den Prediger, den Theologen zu verrathen. Auffallend mußte es seyn, daß er am Schlusse zugleich von der Akademie Abschied nimmt, indem er bedauert, daß die Pflichten seines bischöflichen Amtes, und die dadurch gebotene Entfernung, ihm die Theilnahme an ihren Arbeiten untersagten.

Von da an bis zu seinem Tode im Jahre 1742 verweilte er in seiner Diözese, und widmete sich mit der größten Treue und Hingebung der Verwaltung seines oberhirtlichen Amtes. Er predigte noch, aber nicht mehr auf die frühere Weise, sondern hielt nur einfache Vorträge zur Belehrung des Volks. Seine Einkünfte gehörten den Armen. Bei einem Mißwachs in der Auvergne vertrat er seine Provinz, um von dem Minister, Cardinal von Fleury, eine Ermäßigung der Abgaben zu erbitten. Von dem Eifer, womit er die Geistlichen seiner Diözese zur Erfüllung ihrer Amtspflichten ermahnte, hat er in den ihnen gehaltenen Conferenz- und Synodalreden, ein rührendes Zeugniß hinterlassen. In den kirchlichen Wirren jener Zeit erschien er als ein Mann des Friedens. Mehrere Bischöfe hatten die 1713 gegen Quesnels Neues Testament erlassene Constitution Unigenitus anzunehmen verweigert; Massillon that Schritte, um die Partheien auszusöhnen, und ermahnte die Widerstrebenden zur Nachgiebigkeit. Die Oratorianer, seine alten Genossen, wurden von ihren Feinden, den Jesuiten, der

Anhänglichkeit an den Jansenismus beschuldigt; zuweilen ließ er, in den Gesellschaften, die er bei sich vereinigte, je einen Jesuiten mit einem Oratorianer Schach spielen, und ermahnte sie, nur auf solche Weise mit einander zu kämpfen. Wenn er sich öffentlich zeigte, umgab ihn das Volk mit den Erweisungen der tiefsten Verehrung. Auf seinem Landhause Beauregard sah ihn Marmontel, welcher damals funfzehn Jahre alt, die Schule der Jesuiten zu Clermont besuchte. Von der freundlichen Aufnahme, die er bei ihm fand, von der Gestalt des damals schon hochbejahrten Mannes, von dem Klang seiner Stimme, sagt er, sey ihm ein unauslöschlicher Eindruck geblieben. In dem gefurchten Angesichte, in dem erloschenen Auge, habe er noch den Ausdruck des Geistes wahrzunehmen geglaubt, aus welchem jene innige, zuweilen so erhabene, immer so tief eindringende Beredsamkeit hervorgegangen. Auf eben dieses Landhaus ward nach dem Tode Massillons ein Fremder durch einen Großvicar geführt, der, seit jenem Verluste, nicht gewagt hatte, diesen Ort zu betreten. Er zeigte ihm seinen gewöhnlichen Spaziergang im Garten, die Laube, wo er zu sitzen und zu lesen, den Fleck, den er mit seinen Händen zu bestellen pflegte. Als sie in das Sterbezimmer kamen, ward der Führer so durch seinen Schmerz überwältigt, daß er in Ohnmacht sank.

Während Massillon Bischof in Clermont war, hielt er an die Geistlichen seiner Diözese die schon oben er-

wähnten Conferenz- und Synodalreden. Die ersten sind an solche gerichtet, die in der Zurückgezogenheit, unter Gebeten und frommen Betrachtungen, zur Erfüllung ihrer Amtspflichten sich stärken. Seine Gegenstände sind immer aus der Mitte und Tiefe des Herzens und der Lebensverhältnisse der Geistlichen herausgegriffen. So z. B. redet er zu ihnen von dem Eifer der Geistlichen gegen die Aergernisse: er lehrt sie den wahren von dem falschen unterscheiden, und er will, daß der erstere dieselben Merkmale haben solle, welche von dem Apostel in dem dreizehnten Kapitel der ersten Epistel an die Corinther der Liebe beigelegt werden. Man findet in diesen Reden alle die Vorzüge, durch welche seine früheren Predigten ausgezeichnet waren. Sein glühender Eifer für alles Gute ist hier ganz dem geistlichen Amte zugewendet, dessen Würde und Wichtigkeit er von den frühesten Zeiten an so tief empfunden hatte. Er schildert die Pflichten desselben, und alle Hindernisse, welche ihrer Erfüllung entgegen stehn, indem er mit seinem Scharfblick in alle Geheimnisse der Herzen und der Verhältnisse eindringt. Er wird nicht müde von dem zu reden, was ihm so unbeschreiblich theuer ist, und wenn man einen Gegenstand für längst erschöpft hält, so läßt er Seiten an demselben hervortreten, die noch wichtiger als alle andern erscheinen. Die Sprache ist ihm, wie sonst, das immer gehorsame Instrument, welches in einfacher Würde alles auszudrücken oder anzudeuten versteht. Auch ist der Ein-

fluß des höheren Alters nicht zu verkennen; der Eifer ist dadurch nicht geschwächt; aber wohl hat er eine rührende Beimischung von väterlicher Milde und Zärtlichkeit erhalten. Durch die allgemeine christliche und biblische Betrachtung des geistlichen Amtes müssen diese Reden einen hohen Werth auch für den evangelischen Geistlichen haben; und wenn man sie nicht als Muster neben die früheren Predigten stellen darf, so liegt der Grund nur darin, daß sie sich auf Einen Stand, und auf dessen Verhältnisse beschränken.

Die Synodalreden haben denselben Gegenstand, nämlich die Pflichten des geistlichen Standes, mit dem Unterschied, daß hier nicht nur zur Erfüllung derselben ermahnt, sondern daß ihre Vernachläßigung und Uebertretung oft mit scharfem Tadel gerügt wird. Dazu gaben, wie es sich aus eben diesen Reden schließen läßt, manche Geistliche dieser Diözese eine beklagenswerthe Veranlassung durch ihre Unwissenheit, ihre geistige Trägheit, ihr wüstes und ausschweifendes Leben, ihren Geiz, der sie in merkantilische Unternehmungen verflocht, und sie nicht selten verleitete, ihre Stolgebühren mit grausamer Strenge einzufordern, und dabei noch obenein die vorgeschriebenen Bestimmungen zu überschreiten. Es tritt hier in dem Charakter Massillons ein Zug hervor, der auch Manches in seinen früheren Predigten erklärt. Er gehörte zu jenen edleren Naturen, in denen das Böse nicht nur Zorn und Entrüstung hervorruft, sondern die es, als wäre es

ein ihnen selbst persönlich zugestoßenes Unglück, mit dem tiefsten Schmerze empfinden. Diese Reizbarkeit gab ihm in früheren Jahren, bei dem Kampf gegen die Sünden der Menschen, eine Kraft, wodurch er andere überwältigte; aber jetzt erscheint der ehrwürdige Greis oft selber durch die schmerzlichsten Eindrücke überwältigt; und wenn er gegen Geistliche, die durch unerlaubte Steigerung der Gebühren ihre Einkünfte zu vermehren suchten, in die Worte ausbricht: „Dies sind nicht einmal Menschen; wie könnten es Diener Jesu Christi seyn? Die Natur hat ihre Rechte über ihre Herzen verloren; wie könnten die Gesinnungen der Religion und des Priesterthums einen Platz darin behaupten? — so möchte man wünschen, daß er sich begnügt hätte, strafend gegen solche Menschen einzuschreiten, anstatt seine edle Beredsamkeit an sie zu verschwenden.

In dem Jahre 1742 — seinem Todesjahre — schließt er seine Synodalrede mit den aus der ersten Epistel des Petrus angeführten Worten — vielleicht den letzten, die er überhaupt öffentlich gesprochen hat: „So werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Ehre empfangen." Gern werden wir diese Worte auf ihn selber anwenden, und darin eine Verkündigung des Gnadenlohns sehen, womit der Herr dem reichbegabten Diener seine Treue und Hingebung vergolten hat.

Viertes Kapitel.

Die Gestalt, in welcher Massillons Predigten uns vorliegen. Ihre Texte. Das bei der Schilderung seiner Predigtweise zu beobachtende Verfahren.

Die Advents- und Fastenpredigten Massillons, deren oratorische Beurtheilung uns von jetzt an beschäftigen wird, erschienen gedruckt zum ersten Male 1745, drei Jahre nach seinem Tode, mit seinen übrigen Schriften, in einer durch seinen Neffen besorgten Ausgabe, welcher in der Vorrede versichert, der Verewigte habe seine Werke mit eigener Hand abgeschrieben, durchgesehen und verbessert. Dieser Umstand allein läßt vermuthen, daß die ursprüngliche Gestalt dieser Predigten manche Abänderung erlitten haben mag; und es kommen noch andere Gründe hinzu, um diese Annahme wahrscheinlich zu machen.

Wenn damals die Fastenprediger in Frankreich, wie es scheint, diese ganze Zeit hindurch nicht nur an den Sonntagen, sondern auch an den mehrsten Wochentagen

predigten, so war dies, wenn sie gründlich ausgearbeitete Predigten halten wollten, eine ungemein schwierige Aufgabe; und es läßt sich denken, daß sie, um sich dieselbe zu erleichtern, nicht immer mit neuen Arbeiten erscheinen, sondern auch manche der früheren benutzen mochten.*) Ward nun aber eine Predigt in einer andern Kirche, an einem andern Orte, unter andern Verhältnissen wiederholt, so mußte manches, das nicht mehr angemessen war, verändert, und manches konnte, in Beziehung auf neue, seitdem eingetretene Umstände hinzugefügt werden. Dies scheint mit den Predigten Massillons der Fall gewesen zu seyn. Manche, die er in der Capelle zu Versailles hielt, mochte er schon früher gehalten, er mag sie vielleicht seitdem in andern Kirchen wiederholt haben, wodurch immer Veränderungen, Weglassungen, Zusätze herbeigeführt werden mußten. Bei der letzten Redaction

*) L'Avocat n'est pas seulement chargé, comme le prédicateur, d'un certain nombre d'oraisons composées avec loisir, récitées de mémoire.... et qui, avec de médiocres changemens, lui font honneur plus d'une fois. la Bruyère. — Massillon soll seine berühmte Predigt über die kleine Zahl der Auserwählten nicht nur in der Capelle zu Versailles, sondern auch in der Kirche St. Eustache zu Paris gehalten, und sie soll auch hier dieselbe Wirkung hervorgebracht haben. Der Oratorianer Senault erfuhr in einer Stadt, wo er in den Fasten predigen sollte, daß dieselben Predigten, die er zu halten gedachte, schon in dem vorigen Jahre daselbst von einem Andern waren gehalten worden, der sie ihm beim Vortrage nachgeschrieben hatte. Er mußte neue Predigten machen, und erkrankte durch die Anstrengung.

seiner Werke kann nun Massillon Beziehungen, die verschiedenen Zeiten angehörten, in dieselbe Predigt aufgenommen haben. Hieraus würde es sich erklären, wie in Predigten, die, wie es scheint, vor dem Hofe gehalten sind, Anspielungen auf Umstände vorkommen, die nach dem Jahre 1704, wo er zuletzt in Versailles gepredigt haben soll,*) eingetreten sind.

Durch solche Ueberarbeitungen hat denn auch, wie es scheint, in manchen Predigten der ursprüngliche Plan Veränderungen erlitten, und es sind Stellen eingeschoben worden, die nicht am besten in den Zusammenhang passen. Ich werde Gelegenheit haben, im Folgenden auf einzelne solche Stellen, die mir ein späterer Zusatz scheinen, aufmerksam zu machen. Andere Predigten dagegen mögen diesen Ueberarbeitungen manche ihrer großen Vorzüge verdanken; nämlich die Vollständigkeit in der Ausbildung aller einzelnen Theile, die erschöpfende Gründlichkeit in der Durchführung des Themas; denn dies sind Eigenschaften, die sich nicht leicht in solchen Arbeiten finden, denen man nur eine beschränkte Zeit widmen kann, und die zu einem bestimmten Tage vollendet seyn müssen.

Auch die Diction kann bei diesen Ueberarbeitungen nur gewonnen haben. Durch seine natürlichen Anlagen und durch seine Vorbildung aufgefordert, hatte sich Mas-

---

*) Es spricht jedoch sehr vieles in den Predigten gegen diese Angabe, und sie scheint unrichtig zu seyn.

sillon die Aufgabe gestellt, auf eine solche Vollendung der Sprache hinzuarbeiten, wo sie als ein durchsichtiges, fließendes, immer würdevolles Gewand sich um den Gedanken verbreitet. Daß er keinesweges mit peinlicher Mühseligkeit arbeitete, wodurch in dieser Beziehung freilich nichts auszurichten ist, beweiset schon der Umstand, der in der Vorrede zu der ersten Ausgabe seiner Werke angeführt wird, daß er seine Predigten in zehn, höchstens zwölf Tagen niederzuschreiben pflegte. Bedenkt man, daß diese Predigten von großem Umfange sind, und daß die Begeisterung zwar mit Schnelligkeit, aber nicht mit Uebereilung fortschreitet, so wird man diese Zeit keinesweges zu lang finden. Ist nun gleich bei dem Ausdrucke des Gefühls der erste Wurf gewöhnlich der glücklichste, so gilt dies doch nicht in gleichem Maße für die Gedankenentwickelung, die Argumentation, die Darstellung des Lebens und der Wirklichkeit; hier bleibt, auch bei der größten Begeisterung, der Gedanke und die Anschauung zuweilen unklar, oder die Sprache hat sich gesträubt, das ihr aufzudrückende Gepräge anzunehmen. Solche Unvollkommenheiten werden nur bei einer wiederholten Durchsicht bemerkt, und nur durch nachträglich angewendeten Fleiß verbessert werden können. Darf man nun auch keinesweges von einem jeden geistlichen Redner eine solche Arbeit fordern, so wäre es doch die höchste Ungerechtigkeit, sie demjenigen, der sich dazu berufen und getrieben fühlt, zum Verbrechen zu machen. Wenn dem Inhalte

einer Predigt die höchste Würde und Wichtigkeit zugestanden werden muß, so läßt sich nicht absehen, warum nicht auch in der Darstellung dieses Inhalts eine klassische Vollendung angestrebt werden sollte? Auch die Gefahr, die Vorzüge des ersten Entwurfs durch die Ueberarbeitung zu verwischen, hat gewiß bei Massillon nicht Statt gefunden. Er war ein viel zu feiner Kenner, um das Gelungene durch seynsollende Verbesserungen zu zerstören; und die Lebendigkeit seiner Darstellung, wie sie uns vorliegt, ist so groß, daß man nicht begreift, wie sie jemals hätte größer seyn können. Er wird also Mängel hinweggeschafft haben, die dem Zuhörer leicht entgehn, die aber von dem aufmerksamen und geschmackvollen Leser bemerkt werden, der, für den ungestörteren Genuß, und für die angewendete Mühe dem Verfasser nur dankbar seyn kann. Die Lage eines geistlichen Redners, der vor dem Druck an seine Predigten die letzte Hand legt, ist gewiß immer noch viel günstiger als diejenige, worin sich die alten Redner befanden, die ihre Reden, nachdem sie gehalten waren, aufzuschreiben pflegten. Nun ist es aber noch Niemanden eingefallen, die Schönheiten zu beklagen, die bei den letzteren verloren gegangen seyn möchten; noch viel weniger wird also eine solche Klage in Betreff des ersteren gegründet seyn.

Unter den Advents-Predigten Massillons befinden sich, außer denen für die vier Sonntage dieser festlichen Zeit, auch eine für den Tag aller Heiligen, eine für den

Tag aller Seelen, eine für Weihnachten, eine für Neujahr, und eine für Epiphanias.

Die Fastenpredigten sind noch viel zahlreicher. In dieser Sammlung findet sich eine nicht nur für jeden Sonntag, sondern auch für jeden Wochentag, mit Ausnahme des Sonnabends, von dem Aschermittwoch bis zum Palmsonntag. Dann folgen eine für den Charfreitag, eine für den ersten und eine für den zweiten Ostertag. Zuweilen finden sich auch zwei Predigten für denselben Tag.

Die katholische Kirche hat außer den, von der lutherischen Kirche beibehaltenen, sonntäglichen Perikopen, auch vorgeschriebene evangelische und epistolische Abschnitte für alle Wochentage in der Fastenzeit. Die Texte Massillons sind sämmtlich aus dem Evangelium des Tages genommen, mit wenigen Ausnahmen, die vielleicht nicht einmal Ausnahmen sind, indem die Pariser Kirchenordnung vielleicht nicht in allen Stücken, mit dem römischen Missale, das ich darüber nachgesehen habe, übereinstimmt.

Gewöhnlich ist es nicht das ganze Evangelium, sondern nur ein Vers aus demselben, welcher der Predigt als Text zum Grunde liegt. Es gehören daher die mehrsten dieser Predigten, wegen der Kürze des Textes, zu derjenigen Gattung, die wir die synthetische nennen würden, das heißt, die Gedankenentwickelung hält sich nicht genau an den Text, indem dieser nicht den erfor-

derlichen Stoff darbietet, sondern geht ihren von demselben unabhängigen Gang. Hiervon machen jedoch einige Predigten über historische und parabolische Texte eine Ausnahme, in welchen jeder Umstand der Erzählung, in der Gedankenentwickelung auf das sorgfältigste benutzt wird; sie werden durch den ihnen beigelegten Namen Homilie von den übrigen unterschieden.

Von diesen abgesehen, sind die Predigten Massillons, in Betreff der Textesbenutzung, im Allgemeinen nicht zu empfehlen. Der Perikopenzwang hat bei ihm, wie in der lutherischen Kirche, seine nachtheiligen Wirkungen hervorgebracht. Oft wird das Thema vom Texte nur gewaltsam, zuweilen nur vermittelst einer gezwungenen Allegorisirung, abgeleitet. In der Predigt über das Vorhandensein der Bösen unter den Guten, des Unkrauts unter dem Weizen, wird auf den vorangestellten Text, Matth. 18, 15, auch nicht die mindeste Rücksicht genommen.

In dem Bisherigen habe ich den Charakter Massillons, und den Einfluß seines Zeitalters auf ihn, darzustellen gesucht; jetzt käme es darauf an, von seiner Predigtweise eine möglichst anschauliche und lehrreiche Schilderung zu entwerfen. Durch die Analyse einzelner Predigten, und durch das Hervorheben besonders glänzender Stellen für sich allein, wäre in dieser Beziehung kaum etwas zu gewinnen. Das Skelett einer Predigt kann die Thätigkeit des Redners nicht lebendig vor Augen

stellen; und wenn man einzelne Stellen bewundert, so hat man dadurch noch keinesweges erfahren, auf welche Weise er zu solchen Hervorbringungen gelangt ist. Worauf es bei der Schilderung eines geistlichen Redners vorzüglich anzukommen scheint, das ist die Nachweisung der ihm eigenthümlichen, oder von ihm mit besonderem Erfolge angewendeten Erbauungsmittel. Dadurch erhält man von ihm selber und von seiner oratorischen Thätigkeit ein bestimmtes und anschauliches Bild; man gelangt zu einer tieferen Einsicht in das Wesen der Beredsamkeit; und der, welcher denselben Beruf hat, kann sich dadurch zur Erweiterung und Verbesserung seiner eigenen Methode veranlaßt finden. In solchen Zusammenhang gebracht, werden auch die Angabe der Dispositionen, und die Anführung einzelner Stellen, ihre sonstige Unfruchtbarkeit verlieren. Indem ich jetzt versuche die Predigtweise Massillons zu schildern, werde ich nach diesen Grundsätzen verfahren. Zu diesem Ende aber wird es nöthig seyn die Predigten dieses Redners in gewisse Klassen zu theilen, um bei einer jeden, die von ihm zur Erreichung seines Zweckes angewendeten Mittel um so bestimmter nachweisen zu können.

Fünftes Kapitel.

Antithetische Predigten nach der Pflichtidee.

Die Hauptgesichtspunkte, nach denen das Wort Gottes verkündigt werden soll, sind von diesem selbst angegeben worden. Der Apostel Paulus schreibt an den Timotheus:*) Und weil Du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit, durch den Glauben an Christo Jesu. Denn alle Schrift von Gott eingegeben ist nütz zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit; daß ein Mensch Gottes sey vollkommen, zu allem guten Werk geschickt.

Demnach ertheilt das Wort Gottes eine Unterweisung und Belehrung über die göttliche Wahrheit. Diese Belehrung aber hat den Zweck, den Menschen

*) 2 Timoth., 3, 15—17.

durch den Glauben an Christum zur Seligkeit zu führen; die Vollkommenheit und Gerechtigkeit, das heißt, die christliche Tugend in ihm auszubilden; und ihn zur Vollbringung jedes guten Werkes, das heißt, zur Pflichterfüllung zu ermuntern. So sind denn auch Seligkeit, christliche Tugend und Pflicht, und die Wahrheit, die zu diesem Ziele führt, die nothwendigen, einen jeden geistlichen Redner beherrschenden Richtungen bei Verkündigung des göttlichen Wortes; und es lassen sich daher alle Predigten in vier Klassen theilen, je nachdem darin die Seligkeit, oder die Tugend, oder die Pflicht, oder die Wahrheit der am meisten hervortretende Gesichtspunkt ist. In diese vier Klassen werden wir auch Massillons Predigten eintheilen.

Das gewöhnliche Verfahren bei den Pflichtpredigten ist, den Umfang einer Pflicht, und die Antriebe zu derselben darzustellen. Dies Verfahren, welches ich das thetische nennen möchte, hat den Vortheil, daß die Gedanken an einem zusammenhängenden Faden herablaufen und sich entwickeln können; es hat aber den Nachtheil, daß durch solche Betrachtungen, die ohnehin dem Zuhörer nicht unbekannt zu seyn pflegen, der Widerstand seines Herzens gegen die Erfüllung der göttlichen Gebote nur selten gebrochen wird. Dies hat Massillon wohl eingesehen; und obgleich er in mehreren seiner Pflichtpredigten das thetische Verfahren anwendet, so hat er doch in vielen ein ganz anderes gewählt, welches ich das anti-

thetische nennen möchte. Es beruht auf der, gewiß vollkommen richtigen Wahrnehmung, daß das Hinderniß der Pflichterfüllung nicht im Verstande liegt, sondern im Herzen, daß die Menschen die Verbindlichkeit der göttlichen Gebote einräumen, daß sie aber die Uebertretung derselben durch mancherlei Gründe, welche das bethörte und erfindungsreiche Herz ihnen eingiebt, zu entschuldigen suchen. Und es besteht nun dieses Verfahren darin, daß der Redner, anstatt die Pflicht auf direkte Weise festzustellen und zu empfehlen, seine ganze Kraft anwendet, diese scheinbaren Entschuldigungsgründe zu widerlegen, und so den Widerstand des Herzens zu brechen. Dabei muß freilich die Gedankenentwickelung leiden; denn der Zusammenhang, der die göttlichen Lehren und Gebote untereinander verbindet, fehlt in den Irrthümern, die aus der Verderbtheit der Menschen hervorgehn. Dagegen aber wird hier der Zuhörer dergestalt in sein Inneres hineingeführt, daß er der Frage, wie es mit ihm selber stehen mag, nicht mehr ausweichen, noch sich den wunden Fleck seines Herzens verbergen kann. Sonst waren die Worte des Redners, wie aus der Ferne abgeschossene Pfeile, von denen die mehrsten nicht trafen; jetzt ist er mit dem Zuhörer handgemein geworden; er ringt mit ihm, und in diesem lebhafteren Kampfe kann er alle seine Kraft und Geschicklichkeit entfalten. Dieses Verfahren kann für eine neue Entdeckung gelten, die Massillon auf dem Gebiete der Beredsamkeit gemacht hat; hier zeigt

er seine Eigenthümlichkeit und auch seine Meisterschaft; denn man ist nur da Meister, wo man ganz originell und eigenthümlich ist. Zur Anwendung dieser Methode wird eine große Kenntniß des menschlichen Herzens erfordert, deren Erlangung dem katholischen Geistlichen vielleicht durch den Beichtstuhl erleichtert wird; aber so tief, wie Massillon, in die Herzen einzudringen, mit solcher Beharrlichkeit den Gedanken, die sich entschuldigen, auf allen ihren Irrgängen zu folgen: das setzt doch eine Treue, einen Eifer, eine Liebe voraus, die sich nur in einem wahrhaft frommen Herzen finden können.

Der kurzgefaßte Gedankengang der Predigt über die Trübsale wird das so eben von dieser Methode Gesagte anschaulicher machen. Es konnten hier die heilsamen Wirkungen der mit Geduld ertragenen Leiden gezeigt werden; aber Massillon verläßt diesen gebahnten Weg. Sein Text ist Matth. 11, 6: Selig ist, der sich nicht an mir ärgert. Wie das Kreuz, welches Christus getragen, sagt er im Exordium, den Juden ein Aergerniß war: so ist den Christen das Kreuz, das sie nach dem Rathschlusse des Herrn tragen müssen, noch stets eine Versuchung von ihm abzufallen. Sie erkennen die rechte Benutzung der Trübsale für eine Pflicht; aber sie meinen, ihnen sei es unmöglich diese Pflicht zu erfüllen, theils wegen ihrer Schwäche, theils wegen der Größe ihrer Trübsale, theils wegen des eigenthümlichen verderblichen Einflusses derselben. Ihr haltet euch für

zu schwach, sagt nun der Redner; aber wenn dieser Grund gelten sollte, so wäret ihr von euren sämmtlichen Pflichten entbunden, denn auch zur Verleugnung der Welt, zur Feindesliebe wird Kraft erfordert. Eure Leiden scheinen euch zu groß; aber wenn sie es sind, so ist dies ein Zeichen von besondern Absichten der göttlichen Gnade, die ihr um so weniger vereiteln dürft; sie sind es aber nicht; um dies zu erkennen, dürft ihr nur an eure Sünden denken, die noch viel größere Strafen verdienten, und auf so viele Andere blicken, deren Loos noch viel trauriger ist. Und wenn ihr euren Leiden einen verderblichen Einfluß zuschreibt, so erinnere ich euch, daß ihr von anderen Menschen wohl gesagt habt, durch den Umsturz ihres Glückes sey ihnen ihre Bekehrung fast zu sehr erleichtert worden: welche Ungerechtigkeit also, die Leiden bei Anderen als ein Mittel der Heiligung anzusehn, und ihnen nur bei euch eine solche Wirkung abzusprechen!

Kräftiger als diese Predigt ist die von der Feindesliebe, über Matth. 5, 44: Liebet eure Feinde, in welcher der Redner die Gründe widerlegt, wodurch man sowohl das Entstehen der Feindschaften — dies ist der erste Theil — als die Unversöhnlichkeit in denselben — dies ist der zweite — zu entschuldigen sucht. Hier werden wir Massillon selbst reden lassen. Zu Denen, welche ihre Erbitterung durch die Größe des ihnen zugefügten Schadens rechtfertigen wollen, sagt er im ersten Theile: „Warum wollt ihr zu allem dem Uebel, das

euer Bruder euch bereitet hat, noch den Haß gegen ihn hinzufügen, welcher der Uebel größtes ist, denn jenes beschränkte sich auf den Verlust eitler und vorgänglicher Güter; dieser aber schadet eurer Seele, und raubt euch den Anspruch auf eine ewige Herrlichkeit. Durch diesen Haß schadet ihr euch selbst bei weitem mehr als sein böser Wille euch jemals zu schaden vermochte. Er hat euer zeitliches Glück zerstört, es mag seyn: durch euren Haß zerstört ihr eure ewige Seeligkeit. Er hat euch um euer väterliches Erbe gebracht; ich gebe es zu: und um euch zu rächen, entsagt ihr dem Erbe eures himmlischen Vaters, das euch der Sohn Gottes erworben hat. Ihr rächet euch also an euch selbst, und zum Trost für den Schaden, welchen euer Bruder euch zugefügt hat, bereitet ihr euch ein ewiges und unermeßliches Unheil. . . . . . Wärst du ein Christ, mein Bruder, hättest du dem Glauben nicht entsagt, du würdest weit entfernt seyn Diejenigen zu hassen, deren Gott sich bedient hat, um deine Hoffnungen und Anschläge zu vereiteln; du würdest sie betrachten als Diener der göttlichen Gnade, als Werkzeuge zu deiner Besserung, als die glücklichen Klippen, an denen du nur zu deinem ewigen Heil gescheitert bist. Gunst und Erhebung wären dir verderblich gewesen; du hättest Gott vergessen; mit deinem Glücke wäre dein Ehrgeiz gewachsen; und der Tod hätte dich mitten im Strudel der Welt, der Leidenschaften und der menschlichen Hoffnungen überrascht. Aber um deine Seele zu

erretten, hat dir der Herr in seiner Gnade Hindernisse entgegengestellt, welche deinen Gang aufhalten mußten; er hat sich eines Neiders, eines Mitbewerbers bedient, der dich zu verdrängen und von der Gunst auszuschließen wußte, und der sich so zwischen dich und den Abgrund stellte, worein du in Begriff warst dich zu stürzen, um für ewig darin unterzugehn. Er hat den Ehrgeiz desselben begünstigt, er hat seine Entwürfe gelingen lassen; die deinen aber hat er, durch ein Uebermaß der Gnade gegen Dich, vereitelt; er hat deinen Gegner in der Zeit erhoben, um dich in der Ewigkeit zu erretten. Du mußt also Gottes gerechte und gnädige Führungen anbeten; du mußt deinen Bruder als das Werkzeug deines Heils betrachten; du mußt Gott bitten, da er sich seines Ehrgeizes oder seines bösen Willens bedient habe, um dich zu erretten, so möge er ihm auch eine aufrichtige Reue einflößen, damit der, welcher so viel zu deinem Heile beigetragen hat, nicht selber verloren gehe."

In dem zweiten Theile derselben Predigt zeigt er Denjenigen, welche sagen, sie hätten ihrem Bruder vergeben, und wollten nur seinen Anblick vermeiden — daß dies keine aufrichtige und entschiedene Versöhnung sey. „Ich frage euch, sagt er zu ihnen, fürchtet man das zu sehen, was man liebt? Und wenn euer Feind euch ein Bruder geworden ist, wie kann seine Gegenwart für euch etwas Widerwärtiges haben? Ihr sagt, ihr habt ihm vergeben, ihr liebt ihn; aber um nicht aufs Neue gereizt

zu werden, um peinliche Erinnerungen zu vermeiden, wolltet ihr ihm lieber aus dem Wege gehn. Aber ich frage euch, was ist das für eine Liebe, welche durch die bloße Gegenwart des geliebten Gegenstandes gereizt, mit Haß und Zorn gegen diesen erfüllt wird? Ihr liebt ihn? Das heißt vielleicht, daß ihr ihm nicht schaden, ihn nicht unglücklich machen wollt. Das ist aber nicht genug; Gott will, ihr sollt ihn lieben! Um ihm nicht zu schaden, dazu sind Ehre, Trägheit, Mäßigung, Furcht, Mangel an Gelegenheit hinreichend; aber um ihn zu lieben, muß man ein Christ seyn, und das ist es eben, was ihr nicht seyn wollt. — In der That, möchtet ihr von Gott, auf diese Weise, daß ihr ihn nie sehen dürftet, geliebt seyn? Würdet ihr seine Güte und Barmherzigkeit preisen, wenn er euch für immer aus seiner Gegenwart verbannte? Denn er wird mit euch verfahren, das wißt ihr, wie ihr mit eurem Bruder verfahren seyd. Wenn der König euch untersagte, vor ihm zu erscheinen, würdet ihr glauben eben sehr in Gunst bei ihm zu stehn? Ihr sagt alle Tage, ein Mensch sey in Ungnade gefallen, wenn er sich dem Herrscher nicht nahen darf: und nun kommt ihr, und rühmt euch, ihr hättet eurem Bruder vergeben, es sey alle Bitterkeit gegen ihn verschwunden, während ihr schon seine Gegenwart nicht ertragen könnt."

In der Predigt vom Gebete zeigt Massillon dem Zuhörer, er dürfe, um sich wegen Unterlassung dieser Pflicht zu entschuldigen, nicht sagen, er verstehe nicht zu

beten, denn dadurch zeige er, daß es ihm an Einsicht in das Wesen des Gebetes, an Gefühl für seine geistigen Bedürfnisse, und an Liebe zu Gott mangele; und eben so wenig dürfe man sich über die inneren Hindernisse des Betens beklagen, denn die Zerstreuungen, die dabei stattfänden, wäre gewöhnlich ein Zeichen, daß es an Uebung darin fehle; oft auch sey die Trockenheit des Herzens nur ein Gnadenmittel, um zu einer höheren Stufe des inneren Lebens zu führen. Wenn diese Predigt durch die antithetische Methode eine große Lebendigkeit erhält, so ist sie noch außerdem höchst erbaulich durch die Wärme, so wie durch die tiefe Einsicht, womit Massillon von diesem wichtigen Gegenstande redet. Um in dem Zuhörer das Gefühl seiner geistigen Bedürfnisse zu erwecken, sagt er ihm: „Findest du nicht wenigstens, wenn du dich vor Gottes Angesicht stellst, in deinen begangenen Sünden einen Grund, um seine Gerichte zu fürchten, und seine Barmherzigkeit anzuflehn? Wie? Dein ganzes Leben war vielleicht ein Abgrund der Verderbtheit; du hast die dir erwiesene Gnade, du hast deine Fähigkeiten, deine Vernunft, deine Güter, deine Würden, du hast alle irdischen Dinge gemißbraucht; du hast die schönste Zeit deines Lebens in Gottvergessenheit, in den Verirrungen der Welt und der Leidenschaften verloren. Du hast dein Herz durch gemeine Begierden herabgewürdigt, deinen Leib befleckt, deine Sinne entzündet, deine Einbildungskraft verunreinigt, deine Geisteskräfte

geschwächt; du hast selbst den Funken edler Gesinnung, der von Natur in dir seyn mochte, ausgelöscht. Und bei solchen Erinnerungen fehlt es dir an Stoff zu deinen Gebeten? Sie geben dir nicht ein, wie man Gott anrufen muß, um Gnade für so viele Verbrechen zu erflehn? Du weißt einem Gott nichts zu sagen, den du so lange beleidigt hast? O Mensch! du mußt also rettungslos verloren seyn; oder du mußt, um dich zu retten, andere Mittel kennen, als die, welche Gottes Gnade und Barmherzigkeit dir gewährt! — Aber noch mehr, mein geliebter Bruder! Wenn du ein christliches Leben führst, wenn du die Welt und ihre Freuden verließest, um den Weg des Heiles zu betreten, so klagst du noch mit größerem Unrecht, daß du von nichts im Gebete zu reden weißt. Wie? Die große Wohlthat, die Gott dir erwies, dir die Augen zu öffnen, dir die Eitelkeit der Welt zu zeigen, und dich der Tiefe des Abgrunds zu entreißen; diese so seltene, und so vielen Sündern verweigerte Wohlthat, erregt sie, wenn du zu seinen Füßen liegst, kein Gefühl der Dankbarkeit in deinem Herzen? Kannst du bei dieser Erinnerung kalt und gefühllos bleiben? Erweckt die Gegenwart deines höchsten Wohlthäters in dir keine Rührung, während du doch sonst keine Wohlthat vergessen magst, und auf die gerührte und überschweng- Dankbarkeit stolz bist, welche du den Menschen beweisest? — Und außerdem, wenn ihr jene unzähligen Neigungen seht, die trotz eurer Besserung, noch immer dem Gesetze

Gottes widerstreben; diese Anstrengung, die es euch kostet, seinen Willen zu thun; diese unglückliche Geneigtheit zum Bösen; dies Streben nach Heiligung, das immer ohne Erfolg bleibt; diese Entschließungen, denen ihr immer wieder untreu werdet; diese Gelegenheiten, in denen ihr immer dieselbe Schwäche zeigt; diese Pflichten, denen euer Herz immer denselben Widerwillen entgegensetzt; mit einem Worte, wenn ihr das unergründliche Verderben seht, das nach eurer Bekehrung in euch zurückblieb, und das eure Frömmigkeit so sehr beunruhigen soll: so werdet ihr nicht nur dem Herrn im Gebete etwas zu sagen haben, sondern euer ganzes Leben wird ein immerwährendes Gebet seyn. Alle Gefahren, die eure Schwachheit bedrohn, alle Ereignisse, die euren Glauben erschüttern, alle Gegenstände, welche die alten Wunden eures Herzens wiederum öffnen; alle geheimen Regungen, die euch zeigen, daß der Mensch der Sünde noch immer in euch lebt — sie werden euch zu Dem seufzen lassen, von welchem ihr allein Rettung erwarten könnt. Ihr werdet ohne Unterlaß beten, wie der Apostel sagt; und Alles wird euch zu Gott erheben, weil Alles euch in euer Inneres zurückführt."

In dem zweiten Theile dieser Predigt redet Massillon von den innern Anfechtungen beim Beten; und er beurtheilt diese Zustände mit einer Tiefe der Einsicht, wie man sie gewöhnlich nur bei mystischen Theologen findet. „Was wißt ihr, sagt er, ob Gott, durch diese

Unlust zum Gebete, nicht vollends eure Andacht von menschlicher Beimischung reinigen will? Ob er nicht die Absicht hat, eure Frömmigkeit zu gründen auf die unveränderliche Wahrheit, und nicht auf die Neigung, die immer wechselt; auf die ewige Regel, und nicht auf vergänglichen Trost; auf den Glauben, der standhaft das Sichtbare dem Unsichtbaren aufopfert, und nicht auf das Gefühl, welches der Welt und der Gnade fast den gleichen Einfluß auf unser Herz verstattet? Fromme Gefühle reichen nicht weit, wenn die Wahrheit sie nicht unterstützt und befestigt. Es ist gefährlich, daß die Treue nur von der Neigung eines Herzens abhänge, das keinen Augenblick in demselben Zustande bleibt, und das von den Gegenständen immer neue Eindrücke empfängt. Eine Pflicht, die nur gefällt, so fern sie tröstet, gefällt nicht lange; und eine Frömmigkeit, die nur auf Neigung beruht, kann nicht bestehn, weil sie nur in uns selber ihren Grund hat.

Die Predigt über die Wohlthätigkeit ist am Sonntage Lätare 1709 gehalten, wohl nicht vor dem Hofe, aber doch vor einer Versammlung, zu welcher viel Vornehme und Reiche gehörten. Diese werden zur Erfüllung einer Pflicht ermahnt, zu welcher die damaligen Umstände besonders dringend aufforderten; denn es war die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges, und zu den Unglücksfällen in demselben war eine Hungersnoth hinzugekommen. Nur der erste Theil dieser Predigt ist antithetisch; die Pflicht der Wohlthätigkeit wird erwiesen,

durch Widerlegung der Scheingründe, welche ihre Unterlassung entschuldigen sollen. In dem folgenden Theile wird gezeigt, wie sie ausgeübt werden müsse, und welche Belohnungen ihr verheißen sind. Die Scheingründe, durch welche man ihre Unterlassung zu rechtfertigen meint, sind dieselben, aus welchen die Jünger in dem Texte, Joh. 6, 1—15, es für unmöglich halten, die versammelte Menge zu speisen. Erstlich: man habe selbst kaum das Nothwendige; es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrote, und zwei Fische; aber was ist das unter so viele? Dagegen wird gezeigt, für das Nothwendige müßten die wirklichen Bedürfnisse und nicht die Leidenschaften den Maßstab abgeben. Zweitens: man leide selber durch die Noth der Zeiten. Hier wird Marc. 6, 35. zu Hülfe genommen: Es ist wüste hier. Aber der Luxus leidet nicht unter dieser Noth; nur der Wohlthätigkeit soll etwas dadurch abgebrochen werden. Drittens: die Anzahl der Bedürftigen sey zu groß; zwei hundert Pfennig werth Brots ist nicht genug unter sie, daß ein jeglicher unter ihnen ein wenig nehme. Aber auch für diese große Anzahl würde gesorgt werden können, wenn man nur die Wohlthätigkeit als eine Pflicht ansähe, die ein Jeder nach Verhältniß seiner Mittel ausüben muß." Es ist wahr, daß diese Unterabtheilungen sich nicht genug von einander scheiden, und daß nur immer derselbe Gedanke durchgeführt wird, nämlich, wie sündlich es sey, selbst ein

genußsüchtiges und verschwenderisches Leben fortzusetzen, während man den Armen Alles versagt. Dennoch ist diese Predigt bewundernswürdig durch die Gewalt, mit welcher der Redner auf seine Zuhörer eindringt, und durch die unerschöpfliche Fülle von Gründen und Wendungen, wodurch er ihnen die Pflicht des Wohlthuns ans Herz zu legen weiß. Dies werden, wie ich hoffe, einige Stellen aus der zweiten und dritten Unterabtheilung des ersten Theiles beweisen.

„Hätte nicht Christus, wie Chrysostomus bemerkt, den Jüngern antworten können: Eben weil der Ort wüste und unfruchtbar ist, und das Volk nichts daselbst findet um seinen Hunger zu stillen: eben deshalb darf man es nicht ungegessen heim gehen lassen, damit es nicht auf dem Wege verschmachte. Und so könnte ich euch ebenfalls antworten, meine Brüder: Die Zeiten sind schwer; das Jahr ist ungünstig; aber gerade deshalb muß eure Besorgniß wegen der Noth eurer Brüder um so größer und lebhafter seyn. Wenn der Ort wüste und unfruchtbar ist für euch: wie viel mehr muß er es seyn für so viele Unglückliche? Wenn ihr den Druck der Zeiten empfindet: wie viel mehr werden Diejenigen darunter leiden, die nicht dieselben Hülfsquellen haben? Wenn die Plagen Egyptens bis in die Häuser der Großen, ja selbst bis in den Palast Pharaos dringen: welche furchtbare Noth muß nicht in der Hütte der Armen und des Landmanns herrschen? Wenn die Großen, während

der Theurung zu Samaria, in ihrer Kelter und in ihrer Tenne keine Hülfe finden, wie die Schrift sagt: wird das gemeine Volk nicht vielleicht bis zu einer Verzweiflung getrieben werden, wo Mütter, zwar nicht mit dem Fleische ihrer Kinder sich nähren, aber wohl die Seele und die Unschuld der Tochter ihrer Lebensrettung zum Opfer bringen?

Ja noch mehr; diese Landplagen, die uns treffen, und worüber ihr klagt, sind die Strafe eurer Hartherzigkeit gegen die Armen; Gott nimmt euch eure Güter, um ihren Mißbrauch zu rächen; das Geschrei und die Seufzer der von euch verlassenen Unglücklichen sind es, welche seine Ungnade auf eure Aecker und Fluren herabgerufen haben. Bei solchen öffentlichen Drangsalen müßt ihr also besonders eilen den Zorn Gottes durch reichliche Gaben zu stillen; in solchen Zeiten müßt ihr mehr als jemals suchen den Beistand der Armen für euch zu gewinnen. Ha! Ihr seyd auf den Gedanken gekommen, euch an den Himmel zu wenden, und von den heiligen Beschützern dieses Reichs durch allgemeine Gebete das Gedeihen der Ernte, das Aufhören der öffentlichen Plagen, und die Wiederkehr der günstigen Witterung und der Fruchtbarkeit zu erflehn; aber nicht dorthin allein müssen eure Bitten und euer Flehn sich richten; die Heiligen werden niemals durch eure Leiden gerührt werden, so lange ihr selbst bei den Leiden eurer Brüder gefühllos bleibt. Hier auf Erden findet ihr die Gebieter

über die Winde und über die Jahreszeiten; wendet euch an die Armen; diese haben, wenn ich so sagen darf, die Schlüssel des Himmels; ihre Gebete sind es, welche den Lauf der Tage und Jahre bestimmen, welche günstige oder verderbliche Zeiten herbeiführen, welche die Gnade des Himmels zurückhalten oder herabziehen; denn nur zu ihrem Besten wird der Erde Fruchtbarkeit geschenkt, und sie sind die Veranlassung, daß der Himmel uns straft, oder daß der Himmel uns begünstigt.

Aber um euch vollends zu beschämen, euch, meine Brüder, die ihr so sehr das Unglück der Zeiten bei uns geltend macht: diese vermeintliche Noth der Zeiten, thut sie euren Vergnügungen Abbruch? Was verlieren eure Leidenschaften bei dem öffentlichen Elend? Wenn das Unglück der Zeiten euch nöthigt, euch manche Ausgaben zu untersagen, so untersagt euch zuerst Alles, was im Gebrauche eurer Güter den göttlichen Geboten zuwider ist; ordnet euren Tisch, euren Schmuck, euer Spiel, eure Haushaltung, eure Bauten nach dem Maßstab des Evangeliums; laßt die Einschränkung des Wohlthuns nur nach jeder anderen kommen; untersagt euch eure Verbrechen, ehe ihr euch die Erfüllung eurer Pflichten untersagt. Wenn Gott die Provinzen und die Reiche mit Unfruchtbarkeit schlägt, so will er den Großen und den Reichen die Mittel zu ihren Ausschweifungen und zu ihrem Prassen entziehn; fügt euch also in die Ordnung seiner Gerechtigkeit und seiner Weisheit; betrachtet euch

als öffentliche Verbrecher, welche der Herr durch öffentliche Strafen züchtigt; sprechet wie David, da die Hand des Herrn zum Verderben über sein Volk ausgestreckt war: Wider mich, o Herr, der ich der einzige Schuldige bin, und der ich deinen Zorn auf dies Reich herabgerufen habe, indem ich mein Glück mißbrauchte, und mich sündlichen Leidenschaften hingab; wider mich allein wende sich deine strafende Hand! Laß deine Hand wider mich und meines Vaters Haus seyn! Aber dieses arme und geplagte Volk, aber diese Unglücklichen, die bei ihrem traurigen Loose nur im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot aßen: ach! was haben sie gethan, o Herr, um von dem Schwerte deiner Rache getroffen zu werden? Siehe, ich habe gesündigt; ich habe die Missethat gethan! Was haben diese Schafe gethan?*) — — — — — — — — — —

Denn in der That, sagt es mir: Während über Stadt und Land sich dieselbe Plage verbreitet; während Menschen, die Gott nach seinem Bilde geschaffen, und die Christus mit seinem Blute erkauft hat, Gras essen wie die Thiere, und in ihrer äußersten Noth auf den Feldern eine Nahrung suchen, welche die Natur nicht für die Menschen bestimmt hat, und welche für sie eine Speise des Todes ist: könntet ihr die Stirn haben, unter uns die einzigen Glücklichen zu seyn? Während der Anblick

*) 2 Sam. 24, 17.

dieses ganzen Reiches sich verändert hat, während Geschrei und Seufzer um eure stolze Wohnung ertönen: wie dürftet ihr im Innern derselben euer sonstiges Leben der Freude, der Pracht, der Heiterkeit und Ueppigkeit fortsetzen? Wo bliebe denn die Menschlichkeit, die Vernunft, die Religion? In einer heidnischen Republik würdet ihr für schlechte Bürger gelten; in einer Gesellschaft von rechtlichen Weltleuten, für gemeine, schmutzige Seelen, welchen man allen Adel, alle Großmuth der Gesinnung absprechen muß. Und in der Kirche Jesu Christi, wofür wollt ihr da gehalten seyn? Wofür anders als für Ungeheuer, für unwürdig des Christennamens, den ihr führt, des Glaubens, dessen ihr euch rühmt, der Sacramente, woran ihr Theil nehmt; für unwürdig selbst in diesen Tempeln zu erscheinen, wo die Christen sich versammeln, zum Zeichen, daß sie alle Brüder seyn sollen."

Die Predigt über den Tod, das heißt, über die Pflicht an den Tod zu denken, möchte vielleicht unter allen Predigten dieser Gattung die vorzüglichste seyn. Der Text ist das Evangelium von dem Jüngling zu Nain, dessen allerdings auffallende Behandlung wohl nur dadurch erklärt und gerechtfertigt werden kann, daß Massillon, der Fastenzeit gemäß, nicht eine Trost-, sondern eine Straf- und Bußpredigt halten wollte. Darum läßt er die beiden Hauptfiguren des Evangeliums, Christum, der tröstet, und die Mutter, die ihren Sohn wieder

empfängt, zurücktreten; und indem er den Umstand hervorhebt, daß viel Volks aus der Stadt mit ihr ging, beklagt er es, daß eine solche ernste Feier gewöhnlich keinen Eindruck bei den Menschen zurücklasse, und daß sie des Gedankens an den Tod sich zu entschlagen suchten. Was sie dazu verleite, das sey erstlich die Ungewißheit der Todesstunde. Da man hier nämlich keinen bestimmten Zeitpunkt ins Auge fassen könne, so hege man in dieser Beziehung nur ganz dunkle Gefühle, und lasse den Gegenstand derselben am Ende gänzlich entschlüpfen. Aber Statt dessen sollte man — dies wird nun im ersten Theile gezeigt — da es möglich ist, daß der Tod in jedem Augenblicke erscheine, ihn auch in jedem Augenblick erwarten; um so mehr, da er die große Entscheidung zwischen Seligkeit und Unseligkeit herbeiführe, und da mit dem gegenwärtigen Leben die von Gott bestimmte Gnadenzeit für immer abgelaufen sey. — Bis hierher ist Alles der Anlage der Predigt gemäß; wenn nun aber der Redner zu der Vergänglichkeit der irdischen Dinge übergeht, wenn er diese den Zuhörern durch ihre eigenen Erfahrungen und Gefühle anschaulich zu machen sucht, so muß ich bemerken, daß er von der Bahn, die er sich vorgezeichnet hatte, abzuschweifen, und aus der antithetischen in die thetische Behandlung des Gegenstandes zu fallen scheint. Ich würde also muthmaßen, diese Stelle sey bei einer Wiederholung dieser Predigt im Jahre 1712 hinzugefügt worden, wo der Redner

durch den unerwarteten Tod so mancher Mitglieder des königlichen Hauses, den er ebenfalls für seine Zwecke benutzte, zu einer Vergleichung der damaligen Zeit mit den früheren Regierungsjahren Ludwigs XIV. geführt ward. Dieser von mir gerügte Uebergang aus einer Gattung des Vortrags in die andere, ist noch, so viel ich weiß, von Niemand bemerkt worden; ja es wird diese Stelle von französischen Kunstrichtern vorzugsweise angeführt und bewundert; und das verdient sie auch in der That, wenn man davon absieht, daß sie nicht zum Besten in den Gedankengang sich fügen will; aber darauf pflegen bei einer Predigt immer nur sehr wenige zu achten. Die Stelle lautet folgendermaßen:

„Ach, meine Brüder, wie könnten wir sagen, das Leben sey lang, da es doch einmal endigen muß? Blicket zurück: wo sind eure früheren Jahre; habt ihr etwas Dauerndes davon in eurem Gedächtniß festgehalten? Eben so wenig als von einem Traume der Nacht! Ihr träumt, daß ihr gelebt habt; das ist Alles, was euch davon übrig blieb; die ganze Zeit, von eurer Geburt bis jetzt, ist schnell vorübergeflogen wie ein Pfeil den ihr kaum wahrnehmen konntet. Hätte euer Leben mit der Welt begonnen, so würde die Vergangenheit euch nicht länger und wandelloser erscheinen; alle bis jetzt verflossenen Jahrhunderte, ihr würdet sie als flüchtige Augenblicke betrachten; alle Völker, die erschienen und verschwanden, alle Umwälzungen der Reiche, alle großen,

glänzenden Begebenheiten in unserer Geschichte — sie würden für euch nur die verschiedenen Auftritte eines Schauspiels seyn, das an Einem Tage zu Ende ging. Erinnert euch nur an die Siege, die Festungseinnahmen, die glorreichen Friedensschlüsse, die Herrlichkeit, die glänzenden Ereignisse in den ersten Jahren dieser Regierung; noch sind sie euch so nahe, denn ihr habt sie nicht nur gesehen, ihr habt auch jene Gefahren und jenen Ruhm getheilt; die Geschichte wird sie unsern letzten Nachkommen erzählen; aber für euch ist dies schon nichts mehr als ein Traum, als ein Blitz, der verschwand, und dessen Erinnerung in euch mit jedem Tage verlischt. Was ist denn der kurze Weg, der uns übrig bleibt? Meint ihr die künftigen Tage werden wandelloser seyn als die vergangenen? Aus der Ferne scheinen die Jahre uns lang; sind sie gekommen, dann verschwinden sie, dann entschlüpfen sie uns in einem Augenblick; und im Umsehn werden wir uns wie durch Zaubermacht zu dem verhängnißvollen Ziele entrückt sehn, das uns so fern schien, als ob wir es niemals erreichen sollten. Vergleichet die Welt, die ihr in euren früheren Jahren kanntet, mit der, die ihr heute seht. Der Hof, der den König umgiebt, hat sich erneut. Es sind neue Personen auf die Bühne getreten; die großen Aemter werden durch Andere verwaltet; neue Ereignisse, neue Ränke, neue Leidenschaften, neue Helden der Tugend, so wie des Lasters werden öffentlich gelobt, verspottet, verdammt. Allmählig und unbemerkt

hat eine neue Welt sich auf den Trümmern der früheren erhoben. Alles verschwindet um euch und mit euch. Schnell, unaufhaltsam stürzt sich Alles in den Abgrund der Ewigkeit. Den Weg dahin bahnten uns gestern unsere Väter, und Morgen bahnen wir ihn Denen, die nach uns kommen. Die Zeiten erneuern sich; immer vergeht das Wesen dieser Welt, Todte wechseln unaufhörlich mit Lebenden; nichts bleibt, alles schwindet, vergeht und erlischt. Gott allein ist unwandelbar; vor seinen Augen rollt der Strom der Jahrhunderte, der alle Menschen dahinführt; und mit Unwillen sieht er schwache Sterbliche, die fortgerissen von der Welle, im Vorübergleiten ihm Hohn sprechen; aus diesem flüchtigen Augenblicke ihr ganzes Glück machen; und darauf sogleich in die Hände seines Zorns und seiner Gerechtigkeit fallen.

In dem zweiten Theile dieser Predigt wird die Abneigung der Menschen, sich mit dem Gedanken an den Tod zu beschäftigen, aus ihrer übermäßigen Furcht vor demselben hergeleitet; sie würden meinen, wenn diese Vorstellung ihnen stets gegenwärtig bliebe, das Leben nicht ertragen zu können. Hier erinnert Massillon, daß diese Furcht, wenn sie in der That so groß sey, nur um so mehr dazu antreiben müsse, den Gegenstand derselben ins Auge zu fassen; daß Gott sich ihrer als eines Gnadenmittels zur Bekehrung des Sünders bediene; und daß sie, wäre nur erst das Gewissen beruhigt, bald verschwinden, und sich in eine fromme Sehnsucht nach dem

Tode verwandeln würde. Dieser letzte Gedanke wird folgendermaßen ausgeführt.

„Endlich, meine Brüder, und dies ist mein letzter Grund, wenn ihr untersucht, woraus diese Furcht entspringe, die euch den Gedanken an den Tod, und das Bild desselben so unerträglich macht, so werdet ihr in der Unruhe eines beschwerten Gewissens die Quelle derselben entdecken. Was ihr fürchtet, das ist nicht der Tod, das ist die Gerechtigkeit Gottes, die euch jenseits des Grabes erwartet, um die Vergehungen eures Lebens zu bestrafen. Ihr wißt, daß ihr nicht vor sein Angesicht treten dürft mit allen den schmachvollen Flecken welche sein Bild in euch entstellen, und daß der Tod, wenn er euch in diesem Zustande überraschte, euch zum ewigen Tode führen würde. Reiniget also euer Gewissen; thut Buße und entsagt euren sündlichen Leidenschaften; öffnet eure Herzen, daß Gott wieder darin Wohnung mache; zeiget seinen Augen nichts, das seinen Zorn und seine Strafen verdiene; erfüllt die Bedingungen, unter welchen ihr nach dem Tode etwas von seiner unendlichen Barmherzigkeit hoffen dürft: dann werdet ihr diesen letzten Augenblick mit weniger Furcht und Besorgniß erwarten; und nachdem ihr die Welt und eure Leidenschaften Gott aufgeopfert habt, werdet ihr auch ohne Zwang, ja selbst mit Freuden ihm das Opfer eures Lebens darbringen können. Denn, sagt mir, meine Brüder, wie könnte der Tod einem frommen Christen fürchterlich seyn? Wovon

trennt er ihn? Von einer Welt, die untergehn soll, und welche nur Denen, die von Gott abfielen, als ein Vaterland erscheint; von seinem Reichthum, der ihm eine Last, dessen Gebrauch mit so vielen Gefahren verbunden ist, und den er nicht zu sinnlichen Genüssen anwenden darf; von seinen Angehörigen und Freunden, denen er nur vorangeht, und die ihm bald folgen werden; von seinem Fleische, aus welchem so viele Versuchungen für seine Unschuld, so viele Hindernisse für seine frommsten Triebe entsprangen; von seinen Vorgesetzten, die oft eine sündliche Nachgiebigkeit von ihm forderten, und von seinen Untergebenen, deren Frevel und Uebertretungen er zu verantworten hatte; von seinen Aemtern und Würden, die mit seinen Pflichten auch seine Gefahren vermehrten; endlich von einem Leben, das für ihn nur eine Zeit der Verbannung, und gleichsam ein beständiges Seufzen nach Befreiung war. Und was gewährt ihm der Tod statt dessen, was er ihm nimmt? Er gewährt ihm unwandelbare Güter, die Niemand mehr ihm rauben kann; ewige Freuden, deren Genuß durch keine Furcht und durch keine Bitterkeit getrübt wird; den ruhigen, gewissen, unverlierbaren Besitz Gottes, des höchsten Gutes; die Befreiung von den Leidenschaften, die für ihn eine unaufhörliche Quelle von Unruhe und Schmerzen waren; einen ungestörten Frieden, den er in der Welt vergebens gesucht hatte; die Auflösung aller Bande, die ihn an die Erde fesselten, und seine Seele

gefangen hielten; endlich die Gemeinschaft der Gerechten und Seligen, anstatt des Zusammenseyns mit den Sündern, von denen er sich trennt. Was bietet denn, o Gott, dies Leben für Freuden, die den frommen Christen daran fesseln könnten? Es ist für ihn ein Thränenthal, wo es unzählige Gefahren, tägliche Kämpfe, seltene Siege, unvermeidliche Fehltritte giebt; wo man sich stets Gewalt anthun, und der Begierde Alles versagen muß; wo Alles reizt, und Alles verboten ist; wo die Pflicht befiehlt, das, was am meisten gefällt, am meisten zu fürchten und zu fliehen; mit einem Worte, wo du dulden, weinen, bis aufs Blut widerstehn, unaufhörlich kämpfen, wo du dich selber hassen mußt — sonst bist du verloren! Was könnte hier im Stande seyn den frommen Christen zu locken, ihn anzuziehn und zu fesseln; und der Tod, ist er nicht für ihn ein Gewinn und ein Triumph?

Ja, meine Brüder, die Aussicht auf den Tod ist der einzige Trost, welcher die Treue der Frommen aufrecht erhält. Werden sie durch Leiden geprüft — sie wissen, daß ihr Ende herannaht, daß *unsere Trübsal, welche zeitlich und leicht ist, eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit schafft*; und dieser Gedanke ist für sie eine unerschöpfliche Quelle der Geduld, der Standhaftigkeit und der Freude. Fühlen sie, wie das Gesetz in ihren Gliedern dem Gesetz in ihrem Gemüthe widerstreitet, und Regungen, die der Unschuld Gefahr drohen, in ihnen hervorruft — sie bedenken, daß

sie nach der Auflösung dieses irdischen Leibes einen geistigen und verklärten Leib erhalten; daß sie alsdann, von solchem Elende befreit, und den Engeln im Himmel gleich seyn werden; und diese Aussicht unterstützt und erhöht ihre Kraft. Drückt das schwere Joch Jesu Christi sie nieder; ist ihr geschwächter Glaube in Begriff zu ermatten, und der Last ihrer Pflichten zu erliegen: ach! der Tag des Herrn ist nahe; bald werden sie die himmlische Belohnung empfangen; und da sie das Ziel schon erblicken, so werden sie neu belebt, und zur Fortsetzung ihres Laufes gestärkt. Hört, wie der Apostel die ersten Gläubigen tröstet: Meine Brüder, sagt er ihnen, die Zeit ist kurz, der Tag ist nahe, der Herr steht vor der Thür, er wird nicht säumen; freut euch also, und abermals sage ich, freuet euch. Dies galt für den einzigen Trost dieser Menschen, die man schmähte, die man verfolgte, die man lästerte, die als ein Fluch der Welt und ein Fegopfer aller Leute, die den Juden ein Gräuel, und ein Spott der Heiden waren. Sie wußten, bald würde der Tod alle Thränen von ihren Augen trocknen; dann würde kein Leid, kein Geschrei, kein Schmerz mehr seyn; dann würde der Herr alles neu machen: dieser Gedanke erleichterte ihnen alle Beschwerden. Ach! hätte man diesen frommen Bekennern des Glaubens gesagt, sie sollten den Tod nicht schmecken, der Herr würde ihr Leben hier auf Erden endlos verlängern: so hätte man ihren Glauben erschüttert, ihre Standhaftigkeit

in Versuchung gebracht; und mit jener Hoffnung hätte man ihnen allen Trost geraubt.

Darüber dürfe man sich nicht wundern, sagt ihr, und es sey wohl zu begreifen, daß solche unglückliche und geplagte Menschen den Tod als eine Zuflucht betrachtet hätten. Ihr irrt, meine Brüder. Der Grund ihrer Traurigkeit lag nicht in den Verfolgungen und den Drangsalen, die sie erduldeten: — diese hielten sie vielvielmehr für ihre Freude, ihren Trost und ihren Ruhm; wie sie denn auch sagten: Wir rühmen uns auch der Trübsale; — die Entfernung, worin sie sich noch in diesem Leben von Christo befanden, diese war es, welche ihre Schmerzen und ihr Verlangen nach dem Tode erweckte. Dieweil wir in der Hütten sind, sagt der Apostel, sehnen wir uns, und sind beschweret; und haben vielmehr Lust außer dem Leibe zu wallen, und daheim zu seyn bei dem Herrn. Die Trennung von ihm war ein trauriger und gezwungener Zustand für diese gottseligen Herzen. Denn darin besteht alle Frömmigkeit, daß wir unsere Vereinigung mit Christo, unserm Haupte, wünschen; daß wir seufzen nach dem seligen Augenblicke, der uns, mit allen Auserwählten, in den geistigen Leib versetzen wird, der, seit dem Anfange der Welt, aus den Menschen aller Zungen, Stämme und Völker sich bildet; der das Ziel ist von allen Rathschlüssen des Höchsten, und der Gott in Christo in alle Ewigkeit verherrlichen soll. Wir sind hier wie

Zweige, die vom Stamme, wie Bäche, die von ihrer Quelle getrennt wurden; wie Fremdlinge, die fern von ihrem Vaterlande umherirren; wie Gefangene, die im Kerker gebunden, ihre Befreiung erwarten; wie Kinder, die für eine Zeit sich aus dem Erbe und dem Hause des Vaters entfernen mußten; mit einem Worte, wir sind wie Glieder, die man von dem Körper getrennt hat. Seit Christus, unser Haupt, sich zum Himmel erhob, ist die Erde nicht mehr die Stätte unserer Wohnung; *wir warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung unseres Heilandes*; ohne diesen Wunsch giebt es keine Frömmigkeit und keinen Trost; und sich nach diesem glücklichen Augenblicke nicht sehnen, sondern ihn fürchten, und ihn als der Uebel größtes betrachten, das wäre für einen Christen eben so viel als ob er Christum verfluchte, als ob er keinen Theil mit ihm haben wollte, als ob er den Verheißungen des Glaubens und dem glorreichen Namen eines Himmelsbürgers entsagte; das hieße so viel, als sein Glück nur hier auf Erden suchen, an der Fortdauer zweifeln, die göttliche Offenbarung für einen Wahn, und den Tod für einen gänzlichen Untergang halten."

Sechstes Kapitel.

Predigten nach der Idee der Seligkeit, in der Form der Schilderung, und in der Form der Nachweisung.

Unter allen sittlich-religiösen Ideen ist es die der Seligkeit und der Unseligkeit, welche die größte Kraft besitzt, die Gemüther zu erregen und zu erschüttern, und sie zur Erfüllung alles dessen, wodurch das höchste Ziel unserer Sehnsucht erreicht werden kann, zur Annahme des Glaubens und zum Fleiß in der Heiligung, anzutreiben. Die Redner aller christlichen Confessionen machen daher auch von derselben einen sehr häufigen Gebrauch; nur wird die große Verschiedenheit, die hier zwischen dem evangelischen und dem katholischen Dogma statt findet, auch auf die rhetorische Behandlung einen wesentlichen Einfluß haben. Nach der evangelischen Lehre ist die Seligkeit ein reines Gnadengeschenk, das unter der einzigen Bedingung des Glaubens, welcher den Keim der Heiligung in sich trägt, einem Jeden zu Theil

wird; sie kann also niemals als ein unerreichbares Gut erscheinen; und wenn man sie und den ihr entgegengesetzten Zustand schildert, so wird man die Gemüther nur mit Verlangen, und vielleicht mit heilsamer Furcht erfüllen, aber niemals sie in Verzweiflung stürzen können. Minder günstige Wirkungen wird durch diese Idee der katholische Redner hervorbringen, da, nach der Lehre seiner Kirche, die Seligkeit nicht aus reiner Gnade den Gläubigen geschenkt wird, sondern von ihnen durch eigene Anstrengungen und gute Werke erworben werden muß. Die unbußfertigen Sünder, geschreckt durch die Schwierigkeiten, welche sie selbst überwinden sollen, werden vielleicht in roher Verzweiflung ihr Heil aufgeben; die stolzen und abergläubischen Gemüther werden aus ihren Werken eine falsche Beruhigung schöpfen; die frommsten Seelen, welche zugleich auch die demüthigsten sind, und sich ihre eignen Gebrechen nicht verhehlen, werden immer den angstvollsten Zweifeln, bei denen die Heiligung schwerlich gedeihen kann, Preis gegeben seyn. Auch die Predigten, die wir jetzt zu besprechen haben, würden auf einen Erbauung suchenden evangelischen Leser kaum einen befriedigenden Eindruck hervorbringen; es würde ihm nicht so leicht werden wie bei den Pflichtpredigten, in Massillons Vorstellungen einzugehn; er würde sich durch Vieles zurückgestoßen und verletzt fühlen. Auf unserem Standpunkte der oratorischen Beurtheilung jedoch, werden wir von Massillon nichts anders verlangen, als was er nach den

Bedingungen seines Lebens und seiner Verhältnisse uns zu geben vermochte, und wir werden ihn nicht entgelten lassen, was dem Dogma seiner Kirche zur Last fällt. Wir werden uns auch an den tiefen religiösen und sittlichen Verfall seines Zeitalters erinnern müssen; und dann wird es uns nicht befremden, daß er sich gedrungen fühlen konnte, durch die Schrecken der Ewigkeit dem herrschenden Verderben entgegen zu wirken. Ja, von diesem Standpunkte aus werden wir vielleicht die Predigten dieser Gattung unter allen Predigten Massillons für die vorzüglichsten halten; und wir werden um so mehr die erschütternden Wirkungen bewundern, die er durch die Ideen der Seligkeit und der Unseligkeit hervorbringt, als er nur durch sein tief religiöses Gemüth, welches an sich selber die Kraft dieser Gedanken empfunden hatte, zu solchen Darstellungen befähigt werden konnte.

Auf eine zwiefache Weise behandelt Massillon die Idee der Seligkeit und Unseligkeit. Er beschreibt nämlich die dahin gehörenden Zustände; — dies ist die Form der Schilderung; — oder er bezeichnet die verschiedenen Ursachen und Veranlassungen, durch welche man zu der einen oder der andern geführt werden kann; dies werde ich die Form der Nachweisung nennen.

Die Schilderung eines Gegenstandes ist eines der sichersten Mittel, welche die Beredsamkeit anwendet, um, in Beziehung auf denselben, die verschiedenen Affecte die den Willen bestimmen, Neigung und Abneigung, Ver-

langen oder Furcht, hervorzurufen. Einen Gegenstand schildern heißt nun aber freilich nicht die allgemeinen Momente seines Begriffes ausmalen; — hierauf pflegen die geistlichen Redner, zumal in Rücksicht der Fleischeslust, der Augenlust und des hoffährtigen Lebens sich oft zu beschränken; und diesem Umstande möchte auch der geringe Eindruck solcher vermeintlichen Schilderungen zuzuschreiben seyn; — sondern einen Gegenstand schildern heißt, die allgemeinen Umrisse des Begriffes durch Bestandtheile aus dem immer neuen und immer wechselnden Leben ausfüllen; an den Charakteren und Verhältnissen Seiten auffassen und hervorheben, die den Mehrsten entgingen, die aber ein Jeder, sobald sie ihm vorgezeigt werden, für wahr erkennt; es heißt nicht etwa, diese verschiedenen Momente in kalter Aufzählung zusammenstellen, sondern sie mit der Gluth des Affectes, den man erregen will, und den man selbst empfindet, als vollständiges Bild dem Herzen des Zuhörers einprägen. Zu solchen Schilderungen wird nur der Redner fähig seyn, der eine durch Selbstkenntniß erhöhte Beobachtungsgabe besitzt, und auf dessen reizbares und tiefes Gefühl die Gegenstände eben so schnelle und lebhafte als anhaltende und dauernde Eindrücke hervorbringen. Daß Massillon diese Eigenschaften in einem hohen Grade besaß, läßt sich in seinen Schilderungen erkennen, die durch ihre anschauliche Wahrheit, ihre ergreifende Kraft und Lebendigkeit einen der wesentlichsten Vorzüge seiner Bered-

samkeit bilden. Wir werden hier nicht umhin können, seine Vielseitigkeit zu bewundern, da er dieselbe Virtuosität wie in den antithetischen Predigten, auch in dieser so sehr verschiedenen Form der Darstellung zeigt. Er hat sich in derselben seine Aufgabe noch dadurch erschwert, daß er einzelne Predigten, anstatt mit anderen Formen zu wechseln, aus einer ununterbrochenen Reihe von Schilderungen zusammensetzt. Man möchte vielleicht glauben, er habe Unrecht daran gethan; wie man ihn auch tadeln möchte, daß er bei den Pflichtpredigten die antithetische Methode oft von Anfang bis zu Ende befolgt. Jedoch läßt es sich nicht leugnen, daß eine solche Einheit der Form, indem sie der Predigt eine besondere Gestalt giebt, und sie gleichsam zum Typus ihrer Gattung macht, das Auffassen derselben durch den Zuhörer erleichtern, und dadurch auch ihre Wirkung vergrößern muß. Dabei darf man freilich nicht übersehn, daß unser Redner, in diesen beschränkten Grenzen, die Wendungen so oft zu wechseln versteht, daß diese Einheit der Form niemals ermüden kann.

Die Predigt über das Glück der Frommen, deren treffliches, an den König gerichtetes Exordium schon früher angeführt worden ist, gehört zu denen, welche die Idee der Seligkeit in der Form der Schilderung behandeln. Gegen die Benutzung des Textes und gegen die Eintheilung ist freilich manches zu erinnern. Der Text, Matthäi 5, 4.: Selig sind die da Leid tra-

gen, denn sie sollen getröstet werden, redet von dem Troste, für den äußere und innere Schmerzen empfänglich machen; von diesem Ursprunge des Trostes wird aber in der Predigt abgesehn. Nach der Eintheilung entspringt die Seligkeit der Frommen in diesem Leben erstlich aus dem Lichte des Glaubens und zweitens aus den Wirkungen der Gnade. Unter dem Lichte des Glaubens versteht der Redner die Erkenntniß, unter den Wirkungen der Gnade, die Gesinnung. Aber davon abgesehen, daß dies unbequeme Ausdrücke sind, so hat auch der Einfluß der Erkenntniß zum Troste der Frommen eine zu große Aehnlichkeit mit dem Einflusse der Gesinnung, als daß hier zwei gehörig unterschiedene Theile hätten gebildet werden können. Die Disposition ist hier also kaum etwas Anderes als ein Rahmen, um mehrere Schilderungen zusammen zu fassen; diese Schilderungen aber sind durch Wahrheit und Lebendigkeit vortrefflich. Neben das Glück des Frommen wird das Unglück des Sünders gestellt; und Welt und Weltliebe werden durch eine Reihe christlicher Epigramme verfolgt. Jedoch kann diese Predigt unter den Predigten dieser Gattung nur für eine der schwächeren gelten.

In der Predigt über das jüngste Gericht wird durch eine Reihe höchst ergreifender Schilderungen gezeigt, wie das Innere und das Leben des Gottlosen an jenem Tage vor ihm selber und vor der ganzen Welt

sich enthüllen, und wie in dieser Offenbarung seine schrecklichste Strafe bestehen wird.

Doch die gewaltigste unter den Predigten dieser Gattung ist die über den Tod des Gottlosen und des Frommen, wobei die Worte der Offenbarung, 14, 13: Selig die Todten, die im Herrn sterben, als Text zum Grunde liegen. In dem ersten Theile wird der Tod des Gottlosen, in dem zweiten wird der des Frommen geschildert. Die Kategorien Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bilden die sich einander entsprechenden Subdivisionen der beiden Theile. Oft sind diese Kategorien nur ein äußerlich herbeigezogener Schematismus; aber hier sind sie mehr als das; sie entsprechen dem Wesen der Sache; denn es ist in der That der Blick in die Vergangenheit, auf die Gegenwart und in die Zukunft, welcher in der Todesstunde so wohl den Gottlosen mit Schrecken, als den Frommen mit Trost erfüllt. In Betreff der Gegenwart war in dem ersten Theile gezeigt worden, diese sey qualvoll für den Gottlosen durch ihre Ueberraschungen, ihre Trennungen, ihre Veränderungen; und in dem zweiten Theile, in der entsprechenden Unterabtheilung wird ausgeführt, mit einem Parallelismus, der sich hier sogar auf die einzelnen Gedankenmomente erstreckt, daß der Fromme im Tode durch nichts überrascht wird, daß er sich von nichts trennt, und daß nichts für ihn sich verändert.

Als Beispiel aus dieser Predigt wähle ich die Schil-

derung, die sich am Schlusse des ersten, und diejenige, die sich am Schlusse des zweiten Theiles befindet. In der ersten ist das Furchtbare, zwar nicht übertrieben — das war hier wohl nicht möglich — aber wohl aufs Aeußerste getrieben. Man erträgt es, weil man sieht, daß der Redner nicht etwa kalt und gefühllos solche Donnerkeile schleudert, sondern daß sein eigenes reizbares Gemüth unter der Gewalt der Schrecken arbeitet, die er den Zuhörern erregen will.

„Ja, meine Brüder, dieser Unglückliche, der sein Leben im Sündenschlafe verträumt, der sich immer geschmeichelt hatte, ein guter Augenblick, eine Regung der Buße im Sterben würde hinreichend seyn, um den Zorn Gottes zu stillen — er verzweifelt nun an seiner Gnade. Umsonst redet man ihm von der Barmherzigkeit des Ewigen: er sieht ein, daß er sich ihrer nicht getrösten darf. Umsonst öffnet der Diener der Kirche, um seine Angst zu stillen, ihm den Schooß der göttlichen Gnade; der Eindruck dieser Versicherungen ist nur gering, denn er fühlt wohl, daß die liebreiche Gesinnung der Kirche, die niemals an dem Heile ihrer Kinder verzweifelt, die furchtbaren Rathschlüsse der göttlichen Gerechtigkeit nicht aufheben kann. Umsonst verheißt man ihm die Vergebung seiner Missethaten; eine geheime und furchtbare Stimme im Grunde seines Herzens sagt ihm, daß es keine Gnade giebt für den Gottlosen, und daß er nicht auf Versicherungen rechnen darf, an denen das Mitleid mehr Antheil hat, als die

Wahrheit. Umsonst ermahnt man ihn zum Gebrauch der letzten Gnadenmittel für die Sterbenden, welche die Kirche ihnen darbietet; er betrachtet sie, wie jene Arzeneimittel, die man noch anzuwenden wagt, wenn man am Leben des Kranken verzweifelt, und wodurch man mehr den Trost der Angehörigen, als die Rettung des Sterbenden bezweckt. Die Diener Jesu Christi werden gerufen, um ihm in seinen letzten Augenblicken beizustehn; und alles, wozu er sich erheben kann, ist, ihr Schicksal zu beneiden, und sein unglückliches Schicksal zu bejammern. Sprüche der Schrift, und Davids Bußgebete werden ihm auf die Lippen gelegt; aber er fühlt wohl, daß sein Herz diesen göttlichen Worten widerspricht, und daß diese Ergießungen einer brennenden Liebe und einer gründlichen Buße einem Sünder nicht geziemen, der wie er mitten in seinen Vergehungen überrascht ward. Seine Angehörigen und Freunde werden um sein Bett versammelt, um seine letzten Seufzer aufzunehmen; aber er wendet die Augen von ihnen ab, weil ihr Anblick ihn an seine Missethaten erinnert. Der Diener der Kirche erhebt das Bild des Gekreuzigten; aber dies trostvolle Zeichen kann nicht sein Vertrauen erwecken; es scheint ihm nur seinen Undank vorzuwerfen, und sein beständiges Widerstreben gegen die göttliche Gnade. Indessen ist der Tod näher und näher gekommen, und den Lebensfunken, der ihn noch beseelt, der Priester strebt ihn durch die Gebete der Sterbenden zu erwecken. Scheide nun,

spricht er, Christenseele! Er sagt ihm nicht: Fürst, Großer der Erde, scheide nun! Während seines Lebens war auf den öffentlichen Denkmälern kaum Platz für die Zahl und den Stolz seiner Titel: in diesem letzten Augenblicke giebt man ihm keinen andern Namen als den, welchen er bei der Taufe empfangen hatte, den einzigen, auf den er keinen Werth legte, den einzigen, der ewig bleiben soll. Scheide nun, Christenseele! Ach, sie hatte gelebt, als wäre der Körper ihr ganzes Wesen; sie hatte selbst gesucht sich zu überreden, die Seele sey nichts, der Mensch sey nur ein Werk aus Fleisch und Blut, und Alles gehe unter im Tode. Und nun erklärt man ihr, daß ihr Körper nur ein wenig Erde war, die in Staub zerfallen muß, aber daß sie, daß die Seele, dies Ebenbild Gottes, welche die Kraft besitzt ihn zu kennen und zu lieben, daß sie unsterblich ist; daß sie ihr Erdenhaus verlassen und vor Gottes Richterstuhl erscheinen soll. Scheide nun, Christenseele! Du hieltest die Erde für dein Vaterland, und du warst doch hier nur auf einer kurzen Reise begriffen. Durch die Verkündigung, daß dein irdischer Leib sich auflöset, glaubte die Kirche dir die Freudenbotschaft von dem Ende deiner Verbannung, von dem Aufhören deines Elends zu überbringen. Ach! und sie bringet dir nur die traurige und furchtbare Botschaft von dem Beginn deiner Unseligkeit und deiner endlosen Qual. Scheide nun also, Christenseele! Du warst bezeichnet mit dem Siegel des Heils: aber du hast es

ausgelöscht; du warst erkauft durch das Blut Jesu Christi: aber du hast es mit Füßen getreten; du warst rein gewaschen durch die Gnade der Wiedergeburt: aber du hast dich tausendmal befleckt; du warst erleuchtet vom Glauben: aber du hast dich immer seinem Lichte verschlossen. Du warst überschüttet mit allen Gnaden des Himmels, und hast sie immer furchtbar entweiht! Scheide nun, Christenseele! Bringe vor den Richterstuhl Jesu Christi, diesen erhabenen Christennamen, welcher das Zeichen deines Heiles seyn sollte, und auf welchen sich die schwerste der Anklagen gegen dich gründen wird. Scheide nun, Christenseele!

Da nun der sterbende Gottlose in der Erinnerung an die Vergangenheit nur zermalmende Anklagen findet; in der Gegenwart nur schmerzliche Bilder; in dem Gedanken an die Zukunft, nur furchtbares Entsetzen; da er auf Nichts seine Hoffnung gründen kann, nicht auf die Geschöpfe, die ihn verlassen, nicht auf die Welt, die verschwindet, nicht auf die Menschen, die ihn nicht vom Tode erretten können, nicht auf den gerechten Gott, den er als einen erklärten Feind betrachtet, von dem er keine Nachsicht erwarten darf: so stürzt er von Schrecken in Schrecken; mit entsetzlicher Angst strebt er dem Tode, der ihn schon ergriffen hat, oder wenigstens sich selber zu entfliehn. Aus seinen brechenden Augen dringt etwas Finsteres, Schreckliches, worin sich die Pein seiner Seele verkündigt. Aus der Tiefe seiner Trauer stöhnt er halb-

verstandene, von Seufzern unterbrochene Worte hervor: werden sie von der Reue oder von der Verzweiflung ihm eingegeben? Auf das Bild des Gekreuzigten wirft er entsetzliche Blicke: ist es Furcht oder Hoffnung, ist es Haß oder Liebe, die sich darin ausdrückt? Ein Zittern ergreift ihn: rührt es her von dem Körper, der sich auflöset, oder von der Seele, welche die Nähe ihres Richters fühlt? Tief seufzet er: ist es die Erinnerung seiner Verbrechen, oder die Verzweiflung sterben zu müssen, welche diese Seufzer ihm auspreßt? Unter diesen traurigen Kämpfen starren endlich seine Augen, verändert sind seine Züge; entstellt sein Angesicht; sein bleicher Mund öffnet sich von selbst; es zittern alle seine Glieder; mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte reißt die Seele sich los von ihrem Leibe aus Staub; sie fällt in die Hände Gottes, und befindet sich allein am Fuße des heiligen Richterstuhls."

Wenn Massillon die Angst des sterbenden Gottlosen in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu schildern weiß, so hat er es ebenfalls verstanden, die Freudigkeit, womit der Fromme dem Tode entgegengeht, auf das Lieblichste und Rührendste darzustellen.

„Was aber vollends die Seele des Frommen in der Todesstunde mit Trost und mit Freude erfüllt, das ist der Blick in die Ewigkeit. Der Gottlose, in den Tagen seiner Kraft, blieb ruhig bei diesem Gedanken; aber in seinen letzten Augenblicken, wo die Ewigkeit ihm so nahe tritt, verwandelt sich seine Sicherheit in Beklemmung

und in Entsetzen. Der Fromme dagegen wagte kaum, in der früheren Zeit seines Lebens, die Tiefe der göttlichen Gerichte ins Auge zu fassen; er suchte selig zu werden mit Furcht und mit Zittern; er bebte bei der bloßen Vorstellung jener furchtbaren Zukunft, wo selbst die Gerechten, würden sie ohne Erbarmen gerichtet, kaum errettet werden könnten. Aber auf dem Todtenbette — ach! da kommt der Gott des Friedens, und stillet seine Unruhe; plötzlich schwindet seine Furcht, und verwandelt sich in eine freudige Hoffnung. Mit seinen brechenden Augen durchdringt er die Nebel der Sterblichkeit, die ihn noch umgeben; er sieht, wie Stephanus, die Herrlichkeit Gottes, und zur Rechten des Vaters des Menschen Sohn, der bereit ist ihn aufzunehmen. Er sieht das ewige Vaterland, nach welchem er so viel geseufzt, und wo er schon immer im Geiste gewohnt hatte; das heilige Zion, welches der Gott seiner Väter mit seiner herrlichen Gegenwart erfüllt, wo er seine Auserwählten mit Wonne durchströmt, wo er sie unaufhörlich jene alles Denken übersteigenden Güter schmecken läßt, die er bereitet hat Denen die ihn lieben; diese Stadt, wo das Volk Gottes sich versammelt; diese Wohnung der Heiligen, der Gerechten und Propheten, wo auch er seine Brüder wieder finden wird, mit denen die Liebe ihn hier auf Erden verband, um mit ihnen die Ewigkeit hindurch Gottes Barmherzigkeit zu preisen, und das Lob seiner Gnade zu singen.

Und wenn nun die Diener der Kirche erscheinen,

um diesem frommen Christen zu verkündigen, daß seine Stunde gekommen ist, und daß die Ewigkeit herannaht; wenn sie ihm sagen im Namen der Kirche, welche sie sendet: Scheide nun, Christenseele! Verlaß endlich diese Erde, wo du so lange fremd und gefangen gewesen bist; die Zeit der Prüfungen und der Trübsale ist vorüber; endlich kommt der gerechte Richter um die Bande deiner Sterblichkeit zu lösen; kehre heim zu dem Gotte, dem du angehörst; entfliehe einer Welt, die nicht werth war dich zu besitzen. Scheide nun, Christenseele! Der Herr, gerührt durch deine Thränen, öffnet dir endlich den heiligen Weg, und die Pforten der Ewigkeit; gehe hin und vereinige dich mit der Kirche im Himmel, die dich erwartet. Gedenke nur deiner Brüder, die hier auf Erden, mitten unter Versuchungen und Stürmen, zurückbleiben; laß dich rühren durch den Zustand der Kirche hienieden, die dich in Christo erzeugt hat, und welche dich mit Blicken der Sehnsucht begleitet; erflehe das Ende ihrer Gefangenschaft, und ihre gänzliche Vereinigung mit ihrem Bräutigam, von dem sie noch getrennt ist. Scheide nun, Christenseele! Diejenigen, die im Herrn entschlafen, werden nicht die Beute des Todes; wir verlieren dich nur hier auf Erden, um dich bald mit Christo in seinem himmlischen Reiche wiederzufinden; der Leib, den du hier den Würmern und der Verwesung überlassen mußt, wird dir bald verklärt und unsterblich zurückgegeben werden; nicht ein Haar

deines Hauptes wird umkommen; ein Keim der Unsterblichkeit bleibt in deiner Asche bis zum Tage der Offenbarung, wo deine verdorreten Gebeine neues Leben empfangen, und herrlicher strahlen werden als die Sonne. Wie glücklich bist du nun endlich allem Elend zu entgehn, unter dem wir noch seufzen; Gott zu besitzen, ohne die Gefahr, in welcher deine Brüder noch schweben, ihn verlieren zu können; entrückt zu werden allen Aergernissen, die uns betrüben, der Eitelkeit, die uns verführt, den Beispielen, die uns fortreißen, den Neigungen, die uns Gott entfremden, dem irdischen Treiben, das uns zerstreut! Wie glücklich bist du endlich einen Aufenthalt zu verlassen, wo Alles uns ermüdet und Alles uns befleckt, wo wir uns selber zur Last sind, wo wir nur leben um uns unglücklich zu machen; und einzugehen in eine Wohnung des Friedens, der Freude und Wonne, wo man keinen anderen Beruf mehr hat, als den Gott, den man liebt, zu genießen.

O Freudenbotschaft der Unsterblichkeit für den gläubigen Christen! O beglückender Befehl! Mit welcher Ruhe, welchem Vertrauen, welchem Dankgefühl wird er von ihm aufgenommen! Er hebt, wie der Greis Simeon, seine brechenden Augen zum Himmel; er richtet sie auf den Herrn, der zu ihm kommt. Herr, spricht er zu ihm in seinem Innern, zerstöre nun, wenn es dir gefällt, diese Ueberreste der Sterblichkeit; zerbrich diese schwa-

chen Bande, die mich noch zurückhalten! Mit Frieden und Hoffnung erwarte ich die Erfüllung deiner Verheißungen."

Eine andere Form die Idee der Seligkeit zu behandeln ist diejenige, welche ich die Form der Nachweisung genannt habe. Hier wird nämlich nachgewiesen, was zur Seligkeit führt, und was in die Verdammniß stürzt; man ermuntert zur Erfüllung der von Gott vorgeschriebenen Bedingungen, um zur Seligkeit zu gelangen; oder man erschreckt diejenigen, die in fleischlicher Sicherheit leben, indem man ihnen zeigt, daß sie auf diesem Wege nur in ewige Unseligkeit gerathen können. Bei dieser Darstellung liegt immer ein Syllogismus zum Grunde, der entweder eine positive, oder eine negative Gestalt annimmt. Die positive Gestalt ist diese: ihr wollt selig werden; Folgendes sind die Bedingungen zur Seligkeit; ihr müßt also, wollt ihr selig werden, diese Bedingungen erfüllen. Negativ gefaßt, würde der Syllogismus sich also gestalten: Folgendes sind die Bedingungen zur Seligkeit; ihr erfüllt nicht diese Bedingungen; ihr habt also nur Unseligkeit zu erwarten. In dem letzteren Falle würde der Beweis, daß der Zuhörer diese Bedingungen nicht erfüllt, durch Schilderung seines Lebens geführt werden müssen. Unter allen Darstellungsformen giebt es kaum eine, welche der Beredsamkeit günstiger wäre. Sie nimmt die tiefsten Gefühle des Menschen, das Verlangen nach Seligkeit und die Furcht vor Verdammniß in Anspruch; sie hebt aus dem wirklichen Leben die wichtigsten

Momente hervor; und da sie in immerwährenden Syllogismen fortschreitet, so wird ihr Gang dadurch ungemein sicher, schnell und kräftig. In der antiken Beredsamkeit, namentlich in der des Demosthenes, sind solche versteckte Syllogismen oder Enthymemata vorherrschend; und durch ihren häufigen Gebrauch kann die Kanzelberedsamkeit eine wahrlich nicht zu verachtende Aehnlichkeit mit der seinigen gewinnen.

Zu dieser Gattung gehört eine der berühmtesten Predigten Massillons, die über die geringe Zahl der Auserwählten. Sie hat zum Text die Worte des Herrn, Luc. 4, 25—27: Es waren viele Wittwen in Israel zu Elias Zeiten, da der Himmel verschlossen war drei Jahre und sechs Monate, da eine große Theurung war im ganzen Lande; und zu deren keiner ward Elias gesandt, denn allein gen Sarepta der Sidonier zu einer Wittwe. Und viele Aussätzige waren in Israel zu des Propheten Elisä Zeiten; und deren keiner ward gereinigt, denn allein Naeman aus Syrien. Dieser Text sagt nun freilich nicht, daß die Zahl der Auserwählten gering sey, sondern daß Gott schon in früheren Zeiten den Fremden vor den Israeliten den Vorzug gegeben habe. Abgesehen aber von diesem Uebelstande, wird der Text mit dem Thema durch die ersten Sätze des Exordiums ungemein schnell und glücklich verbunden: „Ihr fragt uns alle

Tage, meine Brüder, ob der Weg zum Himmel denn wirklich so schwer, ob die Zahl der Geretteten denn wirklich so gering sey, als wir es behaupten. Auf eine so oft vorgelegte, und noch häufiger entschiedene Frage, erhaltet ihr heute von dem Herrn die Antwort, daß es viele durch die Hungersnoth leidende Wittwen in Israel gab, und daß die einzige Wittwe zu Sarepta durch den Propheten Elias Hülfe empfing; daß die Zahl der Aussätzigen in Israel groß war zu den Zeiten des Propheten Elisa, und daß dennoch nur Naeman allein durch den Mann Gottes geheilt ward!"

Die Absicht Massillons bei dieser Predigt ist, seinen Zuhörern nachzuweisen, sie könnten nicht zur Zahl der Auserwählten gehören, weil sie die zur Seligkeit erforderlichen Bedingungen unerfüllt ließen. Aus dem Standpunkte der evangelischen Dogmatik wäre hier ohne Zweifel der durch Liebe thätige Glaube als einzige Bedingung der Seligkeit aufgestellt, und es wäre daraus gefolgert worden, daß die Mehrsten, da sie entweder keinen Glauben, oder nur einen todten, keine Liebe erzeugenden Glauben hätten, der Seligkeit verlustig gehen müßten. So hätten zwei hinreichend unterschiedene Ursachen der Unseligkeit, die Abneigung gegen den Glauben, und der todte Glaube, die beiden Theile der Predigt gebildet. Massillon dagegen leitet den Verlust der Seligkeit für die mehrsten Menschen daraus her, daß sie erstlich nicht Buße gethan und sich nicht bekehrt haben; daß sie zwei-

tens die falschen Grundsätze der Welt befolgen, die den Gesetzen Gottes widerstreiten; daß sie endlich die heiligsten ihnen von Gott vorgeschriebenen Gebote unerfüllt lassen. Diese drei Merkmale aber unterscheiden sich nicht hinlänglich von einander; denn in dem Begriffe des Unbekehrten liegt es schon, daß er nach dem Sinne der Welt, und nicht nach der Richtschnur der göttlichen Gebote lebt; so wie auch die Befolgung weltlicher Maximen, wovon der zweite Theil redet, die Nichtbefolgung der göttlichen Gebote, welches der Hauptgedanken des dritten Theiles ist, in sich schließt. Aus dieser fehlerhaften Anlage entspringt nun der Uebelstand, daß fast ein jeder Gedanke, dem man in dem einen Theile begegnet, eben so gut in einem der beiden andern seinen Platz hätte finden können, und daß man in dieser Predigt eigentlich nicht fortschreitet, sondern sich unaufhörlich im Kreise bewegt.

Dessen ungeachtet wird man sie für eine der allertrefflichsten erklären müssen; denn die gerügten Mängel werden durch die größten, das eigentliche Wesen der Beredsamkeit ausmachenden Vorzüge reichlich überwogen, und fast gänzlich den Augen entrückt. Vom Anfang bis zum Ende ist die ganze Predigt von dem reinsten Feuereifer für das Heil der Seelen durchströmt; jedes Wort zeugt von einer Liebe, die selbst wenn sie zürnt, wenn sie die Gemüther durch die furchtbarsten Schrecken zu erschüttern sucht, immer noch als Liebe erscheint. Hierdurch

fühlt man sich dergestalt ergriffen, daß man aufhört die Mängel des Plans zu beklagen; ja sie erscheinen fast als ein Vorzug, denn sie tragen dazu bei, der Rede den Charakter einer unmittelbaren Herzensergießung zu geben. Abgerundete und angelegte oratorische Massen finden sich selten; jeder Gedanke wird für sich ergriffen und ausgebildet, aber da sie alle von demselben Feuer durchdrungen sind, so wird doch jeder ungemein durch den andern unterstützt. Selbst mit der Periodenbildung, mit dem Wohlklang, mit der Klarheit des Ausdrucks hat es unser Redner hier nicht so streng genommen als sonst; und auch diese Nachläßigkeit muß hier als ein Vorzug gelten. Die dargelegte Ansicht stimmt nun freilich mit dem Urtheil des Cardinals Maury wenig überein, der von dieser Predigt sagt:*) sie sey in allen ihren Theilen mit gleicher Sorgfalt ausgearbeitet. Ich bin wahrlich weit entfernt, den Werth der Arbeit in der Beredsamkeit herabzusetzen; ich weiß auch nicht, wie viel oder wie wenig Arbeit Massillon auf diese Predigt verwendet haben mag; dennoch muß ich bekennen, daß dieses Urtheil des Cardinals mir als das allerverfehlteste erscheint, das über diese Predigt gefällt werden konnte.

Um eine richtige Vorstellung von dieser Predigt zu geben, hätte ich sie ganz übersetzen müssen, was die

*) Ce Sermon, également travaillé dans toutes ses parties. Sur l'Eloquence de la chaire I. 393.

Grenzen, die ich mir vorgesteckt habe, nicht erlaubten. Einzelne Stellen anzuführen erscheint mir unzweckmäßig; denn diese Funken müßten an Kraft verlieren, sobald sie von dem Feuerstrom, worin sie schwimmen, getrennt würden. Das mehrmalige Lesen des Originals wird allein zu einem richtigen Urtheil verhelfen können. Uebrigens ist schon oben, in der Geschichte Massillons, die Stelle, welche in der Kapelle zu Versailles die Versammlung so mächtig erschütterte, angeführt worden. Bemerkenswerth ist auch eine andere Stelle des dritten Theils, in welcher Massillon sich unumwunden gegen die Schauspiele und den Besuch derselben erklärt. Ueber eben diese Frage der christlichen Moral hatte Bossuet dem Könige, der seine Meinung darüber zu wissen verlangte, mit einem sehr unglücklichen Streben, den Bischof und den Höfling zu vereinigen, geantwortet: Sire, es giebt große Beispiele dafür, und große Gründe dagegen. Der einsichtsvolle Jesuit Bourdaloue hatte einer Dame, die zu erfahren wünschte, ob sie sich den Besuch des Schauspiels gestatten dürfe, oder nicht, geantwortet: Das werden Sie selber mir am besten sagen können. Er meinte wohl, daß ein Jeder, nach seinen Erfahrungen, und nach den Eindrücken, die er empfängt, sich darüber seine eigene Regel zu bilden habe. Massillon sagt unumwunden, die Schauspiele wären ein Werk des Satans, und ihm diene man durch ihren Besuch. Es ist hier nicht der Ort dieses moralische Problem zu erörtern, es genügt zu bemerken,

daß um solche Ansicht, unter solchen Umständen, und noch obenein mit solcher Heftigkeit — man lese die Stelle! — zu äußern, keine geringe Unerschrockenheit erforderlich war.

Die Beispiele zu dieser Gattung von Predigten, die das zur Seligkeit oder Unseligkeit Führende nachweisen, werde ich aus der, über die Unbußfertigkeit im Sterben entlehnen. Nach vorgelesenem Texte:*) Ich gehe hinweg, und ihr werdet mich suchen, und in eurer Sünde sterben, ruft der Redner sogleich: „Wenn ihr nicht gezittert habt, meine Brüder, da ihr diese Worte, gewiß die furchtbarsten, die in der heiligen Schrift zu lesen sind, aus meinem Munde vernahmt, so weiß ich nicht, welche christliche Wahrheit noch euch zu ergreifen fähig wäre. Was mich betrifft, so bekenne ich, daß ich dadurch mit Schrecken erfüllt bin; und es scheint mir, wenn man so furchtbare Drohungen vorhält, so müßte man vielmehr bedacht seyn, die übermäßige Angst zu stillen, welche sie in den Gemüthern erregen könnten, als Aufmerksamkeit und Furcht zu erwecken."

Die Absicht des Redners ist, vor dem Aufschub der Buße zu warnen; zu diesem Ende zeigt er in dem ersten Theile, daß große Hindernisse die Bekehrung in der Todesstunde erschweren, ja fast unmöglich machen; und im zweiten Theile will er darthun, daß eine Bekehrung auf dem Sterbelager, selbst wenn sie Statt fände, unnütz sey,

*) Joh. 8, 21.

und von Gott nicht mehr angenommen werde. In welcher christlichen Dogmatik Massillon diese letzte grausenhafte Lehre gefunden haben mag, ist mir unbekannt; sie streitet mit der Schrift; und er weiß sie am Ende durch nichts anders zu rechtfertigen, als durch die Voraussetzung, daß die Bekehrung auf dem Todtenbette unmöglich eine wahre, aufrichtige Bekehrung seyn könne. In diesem Falle wäre sie freilich unnütz; aber unnöthig war dann auch der zweite Theil dieser Predigt, welcher von der Annahme ausgeht, daß die Bekehrung noch möglich sey. Der Theolog ist hier vor dem Redner zurückgetreten; und die Dogmatik ist dem glänzend klingenden oratorischen Gedankenfortschritt: Die Bekehrung ist in der Sterbestunde unmöglich; wäre sie aber auch möglich, so ist sie unnütz — aufgeopfert worden. Mit dem zweiten Theile dieser Predigt habe ich also hier durchaus nichts zu schaffen; den ersten aber finde ich vortrefflich als eine Nachweisung der Umstände, welche die Bekehrung auf dem Sterbelager, zwar nicht unmöglich machen, aber ungemein erschweren. Auch hier ist eine fortschreitende Gedankenverkettung, aber die Gedanken sind wahr und richtig, und es werden folgende Unterabtheilungen gebildet: Die Bekehrung in der Todesstunde ist fast immer unmöglich, denn es findet sich dann keine Zeit mehr, um den Herrn zu suchen; findet sich Zeit, so werden es die körperlichen Leiden, die den Geist verdunkeln, nicht mehr

gestatten; gestatten es die körperlichen Leiden, so werden doch die alten, eingewurzelten Leidenschaften es verhindern.

In der ersten Unterabtheilung zeigt der Redner, daß der Mensch oft vom Tode überrascht wird, und daß dem Unbußfertigen alsdann kein Raum zur Bekehrung übrig bleibt.

„Denn, mein geliebter Bruder, wer steht dir dafür, der Tod werde langsam sich nahen, und dich nicht plötzlich überfallen, wie ein grausamer Adler sich auf die ruhige und sorglose Beute stürzt? Wer hat dir gesagt, der Herr werde lange zuvor dich erinnern; er werde immer seine Engel senden um dich zu bewahren; es könnte nicht ein plötzlicher Sturz, ein unerwarteter Schiffbruch, ein unter deinen Füßen brechendes Gebäude, ein unglücklicher Zufall, ein heimtückischer Feind, ein treuloser Diener — es könnten nicht diese oder ähnliche Umstände plötzlich und schnell deinen Lebensfaden zerschneiden, und in der Blüthe deiner Jahre dich in den Abgrund des Todes stürzen? Wer kann dir versprechen, es werde nicht eine plötzliche Stockung des körperlichen Lebens dich entseelt in die Arme deiner Freunde und Angehörigen sinken lassen, so daß zwischen einer völligen Gesundheit und dem Tode nur der letzte Seufzer in der Mitte liege? Sind solche Fälle unmöglich? Sind solche Ereignisse selten? Ist nur Ein Jahr, ist selbst nur Ein Tag vergangen, wo Gott euch nicht durch ein solches großes Beispiel ge-

warnt hätte? Die erhabensten Häupter sind sie verschont geblieben? Wie oft hat man euch mit Schrecken die Nachricht gebracht: Dieser ist so eben, da er vom Tische, vom Spiele, vielleicht von einem Verbrechen kam — gestorben! Der Diener Jesu Christi ist erschienen; aber man hat von dem Sterbenden kein Zeichen über den Zustand seines Herzens erhalten können. O da war eure Bestürzung groß; da ginget ihr auf euch selbst zurück; da erwoget ihr die Hinfälligkeit des Lebens und aller menschlichen Dinge; da beschlosset ihr in geheim, um nicht eben so überrascht zu werden, eure Maßregeln lange in voraus zu treffen. War nun eure damalige Furcht etwa ein Zeichen von Leichtsinn oder von Feigheit? — Wie oft haben sich nicht vielleicht solche schreckliche Unglücksfälle vor euren Augen zugetragen; und ohne über den Kreis eurer Angehörigen hinaus zu gehn, habt ihr nicht in eurem Hause solche Belehrungen empfangen? Nun frage ich euch aber, was konnte die göttliche Barmherzigkeit, indem sie euch ein so furchtbares Schauspiel darbot, für Absichten haben? War es nicht vielleicht die, euch ein ähnliches Lebensende zu verkündigen? Was weiß ich, ob euer körperlicher Zustand euch nicht eine solche Furcht einflößen muß; ob ihr nicht schon den Tod im Busen tragt; ob nicht in kurzem euer plötzliches und überraschendes Ende unter uns Trauer verbreiten, und Die, welche mich hören, zu großen, aber

unnützen Betrachtungen über den Mißbrauch der Welt und ihrer Hoffnungen veranlassen wird?

Wie groß ist also eure Blindheit, meine Brüder, daß ihr eure ewige Seligkeit von der Zeit abhängig macht, das heißt, von demjenigen, wofür man am wenigsten einstehen kann? Hofftet ihr auf den Erfolg irgend eines großen Unternehmens, dann könntet ihr vielleicht euch verlassen auf die Weisheit eurer Maßregeln, auf den Beistand von Unterthanen und Freunden, auf euren Rang, eure Güter, euer Ansehn, eure Macht: aber ihr rechnet auf die Zeit! Wer kann hier euer Bürge seyn? Wer ist es, von dem die Tage und Jahre abhängen? Wer ist es, der über unserm Haupte die Sonne auf- und untergehn läßt? Werdet ihr diesem Gestirne gebieten, wie jener Anführer Israels, stille zu stehn, und den Tag eures Lebens zu verlängern, damit ihr Zeit haben möget, euren Sieg zu vollenden, und eure Leidenschaften zu überwinden? Die Würde, der Rang, die Macht, das Scepter selbst, geben sie uns ein Recht über einen einzigen unserer Tage? Diejenigen, welche der Erde gebieten, sind sie auch nur Herren des nächsten Augenblicks? Ist es nicht gerade hier, wo Gott uns zeigen will, daß Er der Herr ist, daß seine Hand unsere Schicksale regiert, und daß wir Thoren sind, wenn wir uns mit solcher Leidenschaft einer Welt hingeben, der wir immer nur angehören für den gegenwärtigen Augenblick — der schon dahin ist!"

In der zweiten Unterabtheilung wird gezeigt, daß selbst in den Fällen, wo der Tod langsamer herannaht, der Kranke gewöhnlich nicht an seine Bekehrung denkt, weil man ihn mit irdischen Sorgen beschäftigt, oder weil die Krankheit ihm die nöthige Freiheit und Klarheit des Geistes geraubt hat.

„Wenn aber — und hier, meine Brüder, werdet ihr noch mehr Gottes Gerichte über einen Sünder, der seine Bekehrung bis zum Tode verschiebt, anbeten müssen — wenn aber seine Barmherzigkeit alsdann dem Sterbenden einen freien Zwischenraum schenkt, so werden diese kostbaren, diese für die Ewigkeit entscheidenden Augenblicke, zur Verfügung über die Erbschaft und zur Bestellung des irdischen Hauses verbraucht. Habsüchtige Anverwandte und Kinder warten um das Bett des Kranken auf den Augenblick, wo seine Besinnung zurückkehrt; zielen wohl danach, wie die Kinder Isaaks, einen sterbenden Vater zu hintergehn, und sich Einer dem Andern den Rang abzulaufen; benutzen eilig die Zeit, um von ihm die Erklärung seines letzten Willens zu erhalten. Die Sorge für die Seele wird anderen, weniger günstigen Augenblicken überlassen; alles andre muß zuvor abgemacht seyn, ehe man der Ewigkeit gedenkt. Nun erst wird der Diener Jesu Christi gerufen; denn man muß warten, bis der Sterbende ihn fast nicht mehr erkennt, damit seine Ankunft ihn nicht mit Schrecken erfülle. In-

dessen dränget die Zeit; man kann nicht mehr von dem Sünder eine genaue Erzählung seiner Uebertretungen verlangen; man muß sich mit einigen unbestimmten und unzusammenhängenden Worten, die man ihm auspreßt, begnügen. Wir bringen es dahin, daß er von Reue spricht: aber bringen wir es dahin, daß er sie fühlt? Wir verlangen von ihm ein Zeichen: er hebt seine brechenden Augen; er strebt umsonst mit seiner schon unbeweglichen Zunge einen Laut hervorzubringen; er nickt mit dem Haupte; wir meinen ihn zu verstehn: aber versteht er sich selbst? Der Priester des Herrn schreit mit lauter Stimme; er will die Worte des Heils, und den tausend Mal mit Anstrengung wiederholten Namen des Erlösers wenigstens seinen Ohren ertönen lassen: aber gelingt es ihm, diesen Namen in sein Herz hinein zu rufen? Er bewaffnet sich mit dem Zeichen unserer Erlösung; er hält dem sterbenden Sünder das Bild des Gekreuzigten vor die Augen; er drückt es auf seinen bleichen und sprachlosen Mund; er läßt ihn seine niedersinkenden Hände und seine schon halb erloschenen Augen zu diesem trostreichen Gegenstande erheben: aber lehrt er ihn erkennen, was er bedeutet? Der letzte Augenblick kommt; er stirbt! Großer Gott, was wird aus dieser Seele? Was findet sie, wenn sie von der Erde geschieden, und in deine strafende Hände gefallen ist? O entsetzliches Erwachen! Sie befindet sich vor deinem Rich-

terstuhl; der Abgrund ist ihren Augen geöffnet; und was in der Mitte liegt zwischen einem ganz sündhaften Leben und deinem strengen Gerichte, das ist eine kurze Krankheit mit ihrer Betäubung und mit ihren Träumen! — Was könnte ich jetzt noch hinzufügen, meine Brüder, als die ganz einfache Warnung des Psalmdichters: Merket doch das, die ihr Gottes vergesset, daß ich nicht einmal hinreiße, und sey kein Retter mehr da!"*)

Endlich zeigt Massillon, daß, wären auch alle anderen Umstände günstig, die Bekehrung doch in den eingewurzelten Lastern ein unübersteigliches Hinderniß finden würde. Nachdem er hier von dem Wollüstigen und dem Habsüchtigen geredet hat, sagt er von dem frechen Feinde der Religion:

„Meint ihr, es werde ein Gottloser, der seinen Ruhm in seine Schande gesetzt, und die heiligen Lehren unseres Glaubens tausend Mal durch seinen Spott und seine Lästerungen entweiht hat, auf dem Sterbelager fromm und gläubig werden? Ach, er wird vielleicht bis ans Ende mit einer Geistesstärke prahlen, die seiner Eitelkeit schmeichelt; er wird sich vielleicht den Schein geben, als sey er über die Furcht gemeiner Seelen erhaben; als

---

*) Ps. 50, 22.

richte er auf die ungewisse Zukunft feste und ruhige Blicke; vielleicht wird er sterbend den Umstehenden das schreckliche Vergnügen eines Witzwortes auf Unkosten seiner ewigen Seligkeit hinterlassen; vielleicht auch wird er als ein Ungeheuer und ein Verzweifelter sterben."

Siebentes Kapitel.

Predigten nach der Tugend-Idee. Homilien.

Die Predigten nach der Tugendidee beziehn sich auf eine dauernde Gestalt des Innern, auf eine Eigenschaft, eine Gesinnung, welche entweder zu dem gottseligen Leben gehört — und alsdann ermuntert man zu derselben; oder welche mit diesem Leben unverträglich ist — und alsdann wird sie bekämpft. Den Zustand, von dem man redet, zu schildern; die Merkmale hervorzuheben, woraus sich erweisen läßt, er sey gut oder sündhaft; seine heilsamen oder seine verderblichen Wirkungen darzustellen: das sind die hier gewöhnlich herrschenden Gesichtspunkte; und nach eben diesen Kategorien sind auch die hierher gehörenden Predigten Massillons construirt. Von der Lauheit redet er in zwei Theilen, deren jeder aber zu einer besondern Predigt angewachsen ist. Er zeigt in der ersten, die Lauheit sey mit der christlichen Gottseligkeit unvereinbar; in der zweiten, sie müsse, wenn sie daure, in ent-

schiedene Sünde übergehn. Unvereinbar mit der christlichen Gottseligkeit sey sie deshalb, weil bei derselben das nothwendige Streben nach Vollkommenheit wegfalle; weil die in ihrem Wesen gegründete Abneigung gegen Gottes Gebote auch diejenigen Fehler zu schweren Sünden mache, die sonst bei den Frommen nur geringe Sünden der Ueberraschung seyn würden; weil sie die Kindesliebe zu Gott ausschließe, und den Sinn der Knechtschaft an ihre Stelle setze. In entschiedene Sünde aber müsse die Lauheit deshalb übergehn, weil in diesem Zustande die göttliche Gnade der Seele entzogen werde; weil die zur Sünde verführenden Leidenschaften erwachten; weil die Gnadenmittel, das Gebet und das Abendmahl unwirksam bleiben müßten. Daß Massillon für diese beiden Predigten den Text Luc. 4, 38 gewählt hat, daß er, durch eine nicht eben glückliche allegorische Deutung, das harte Fieber, womit Simons Schwiegermutter behaftet war, zu einem Bilde der Lauheit macht — ist ein Verfahren, welches wohl nur durch den Perikopenzwang erklärt und entschuldigt werden kann.

Zu eben dieser Gattung gehört auch die Predigt Massillons von dem Rückfallen in die Sünde, über den Text:*) Und wird mit demselben Menschen hernach ärger, denn es vorhin war. Hier zeigt er, es sey dieses flüchtige Emporstreben um bald

*) Matth. 12, 45.

wieder zu sinken, schon an sich ein sündhafter Seelenzustand, und es sey auch die Gefahr damit verbunden, in entschiedene Unbußfertigkeit zu gerathen. Die Gesichtspunkte sind also in dieser Predigt dieselben, wie in der zuvor erwähnten: was der Zustand an sich selber sey; und welche Folgen daraus hervorgehen. Es sind die auch in deutschen Predigten so häufig vorkommenden Kategorien: Beschaffenheit und Wirkungen. Sie sind im Wesen der Beredsamkeit gegründet, und deshalb ist auch ihre Anwendung nicht zu tadeln. Man kann jedoch nicht leugnen, daß sie, wenn sie häufig wiederkehren, durch ihre Einförmigkeit sehr ermüden, und daß ihre Allgemeinheit einer concreten und anschaulichen Darstellung des menschlichen Lebens nicht geringe Hindernisse entgegenstellt.

Aus den angeführten Predigten verdienen zwei schöne und auch dogmatisch wichtige Stellen hervorgehoben zu werden. In der Predigt über das Rückfallen in die Sünde preiset der Redner die in der Sündenvergebung hervortretende Größe der göttlichen Gnade. „Seit so langer Zeit, sagt er, waren eure Tage und Augenblicke nur durch die schmachvollsten Fehltritte bezeichnet, und dennoch hat der Herr mit euch keine Abrechnung halten wollen. Tausend Jahre sind vor ihm wie Ein Tag, sagt der Psalmdichter; und Millionen Sünden, deren ihr euch schuldig gemacht hattet, sind vor ihm nur gewesen wie eine einzige Sünde, die er auf der Stelle

euch vergeben hat. Alle eure Uebertretungen sind gewesen, als hättet ihr sie niemals begangen; die Gnade des Herrn hat sie in einem Bündlein versiegelt,*) und in die Tiefe des Meeres geworfen; und er hat sie ausgelöscht aus dem Buche des Todes, wo sie in unvergänglichen Zügen eingegraben waren." Diese Worte können den schönsten an die Seite gestellt werden, wodurch fromme Männer unsrer Kirche die göttliche Gnade gepriesen haben; und man muß bedauern, daß dieser Geist der evangelischen Freudigkeit so häufig in unserm Redner durch das Dogma seiner Kirche unterdrückt wird.

In der folgenden Stelle aus der zweiten Predigt über die Lauheit zeigt sich eine starke Hinneigung zum Jansenismus, die, wie wir schon früher bemerkten, unter den Oratorianern nicht ungewöhnlich war; zugleich aber auch eine Furcht, die immer in die Grenzen des Kirchendogmas zurücklenkt.

„Wenn der Mensch einen Augenblick sich selbst überlassen bleibt, so fällt er, oder verirrt sich; wenn eine allmächtige Hand ihn nicht stets zurückhält, so wird er vom Strome fortgerissen. Unsere Beständigkeit im Guten ist also ein fortwährendes Wunder der Gnade; alle unsere Schritte auf dem Wege zum Himmel sind immer erneute Wirkungen des heiligen Geistes, dieses unsichtbaren Führers, der uns leitet. Alle unsere frommen Thaten sind

*) Hiob 14, 17.

Gaben der göttlichen Barmherzigkeit, denn von Gott kommt der rechte Gebrauch unsrer Freiheit, und wenn er unser Verdienst belohnt, so krönt er seine eigene Gabe. Alle Augenblicke unsers christlichen Lebens sind gleichsam eine neue Schöpfung zum Glauben und zur Frömmigkeit; — eine geistige Schöpfung, bei welcher man jedoch keinesweges den Frommen als ein Nichts betrachten darf, sondern ihm eine mit der Gnade wirkende Freiheit zuschreiben muß; — und wie wir in der Ordnung der Natur sogleich in das Nichts zurücksinken würden, wenn der Schöpfer einen Augenblick aufhörte das Daseyn, das er uns gegeben hat, zu erhalten: so würden wir, in der Ordnung der Gnade, sogleich in die Sünde und in den Tod zurückfallen, wenn der Schöpfer unsers neuen Lebens uns einen Augenblick die Hülfe entzöge, wodurch er unsere Seele mit Gerechtigkeit und Heiligkeit schmückt."

In den beiden erwähnten Predigten, so wie in allen dieser Gattung, zeigt Massillon seine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, und seine Gabe die Zustände desselben zu schildern; und da er immer sehr tief in den Gegenstand eindringt, und selbst, wie wir gesehen haben, dogmatische Erörterungen nicht scheut, so wird man auch über einen Mangel an wahren und wichtigen Gedanken nicht zu klagen haben. Jedoch stehen diese Predigten, die genügt hätten den Ruhm eines Andern zu begründen, an ergreifender, oratorischer Kraft weit hinter den übrigen zurück. Die Schuld davon liegt weniger an

dem Redner, als an den eigenthümlichen Schwierigkeiten, womit die homiletische Behandlung der Tugendidee behaftet ist. Traurige Unempfindlichkeit des menschlichen Herzens! Wir können mit Eifer auf Pflichterfüllung dringen; wir können uns für das Ziel der Seligkeit und für das Streben nach demselben begeistern: aber wenn wir versuchen das menschliche Innere zu betrachten, in Rücksicht auf das gottselige Leben, wovon es erfüllt ist, oder das ihm mangelt, so bleiben wir oftmals kalt, und sind nicht im Stande, eine Wärme, die uns selber fehlt, unsern Zuhörern mitzutheilen. Welcher Verkündiger des göttlichen Wortes hätte nicht an sich selbst diese traurige Erfahrung gemacht? Man muß freilich auch bekennen, daß die Vorgänge des inneren Lebens oft unserer eigenen Beobachtung entschlüpfen; daß wir höchstens im Stande sind, sie anzudeuten, aber nicht sie unsern Zuhörern durch Gestaltung und Färbung anschaulich zu machen. Wo aber das Anschauliche aufhört, da hat auch die Rede ihre Lebendigkeit, ihr schnelles Fortschreiten, ihre Kraft zur Erregung der Gemüther und zur Bestimmung des Willens verloren.

Um diese Hindernisse zu überwinden, und den großen Vorzug der Anschaulichkeit zu erlangen, ist das sicherste und fast das einzige Mittel, bei einer Predigt nach der Tugendidee einen historischen Text zum Grunde zu legen. Eine Geschichte ist überhaupt durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit etwas ganz anderes als eine Gedankenreihe;

und wie unübertrefflich in diesen Rücksichten sind nicht die Erzählungen der heiligen Schrift! Eine bestimmte Person wird nun der Typus einer Tugend oder eines Lasters, deren Bild sich durch die im Texte vorkommenden Reden und Thaten deutlich entfaltet; und bei der Klarheit dieser feststehenden Umrisse läßt sich auch das, was der Redner aus seiner eigenen Erfahrung hinzufügt, leichter zur Anschauung bringen. Dieses Mittel hat Massillon wohl gekannt, und er hat es in einigen seiner vorzüglichsten Predigten angewendet. Er nennt sie Homilien; und er scheint sich darunter eine geistliche Rede gedacht zu haben, welche die Mannigfaltigkeit eines historischen Textes auf die Einheit eines Begriffes zurückführt, und diesen durch sorgfältige Benutzung aller im Texte liegenden Momente entwickelt. Massillon hat sich nicht ausschließlich bei der Tugendidee dieser Methode bedient; wie es denn auch keinesweges nothwendig ist, sie auf diese Gattung von Predigten einzuschränken; wir werden uns aber begnügen drei seiner Homilien zu erwähnen, welche zufällig zu dieser letzteren Gattung gehören, und welche uns Gelegenheit geben werden, seine Beredsamkeit von einer neuen, höchst vorzüglichen Seite kennen zu lernen.

In der Homilie über die Parabel vom reichen Manne,*) zeigt er zuerst die Beschaffenheit, und sodann die schrecklichen Folgen eines weichlichen, weltlichen Lebens.

---

*) Luc. 16, 19—31.

Die Anwendung dieser Kategorieen hat hier keinen Nachtheil, weil der Reichthum des Textes überflüssig die Mittel zu concreten Darstellungen gewährt. Was die Auffassung dieser Parabel anlangt, so verursacht es eine eigenthümliche Schwierigkeit, daß die aus dem Leben des reichen Mannes angeführten Züge, und die ihm gemachten Vorwürfe, mit dem schrecklichen Schicksal, das ihn trifft, in keinem Verhältniß zu stehen scheinen. Man könnte deshalb vielleicht annehmen, daß die Absicht des Herrn hier nicht gewesen sey, die Verdammniß des reichen Mannes zu erklären und zu rechtfertigen, sondern nur an seinem Beispiele und an dem des armen Lazarus zu zeigen, wie groß der Unterschied seyn kann zwischen dem gegenwärtigen Loose des Menschen und seinem Schicksale in dem zukünftigen Leben. Nach der herrschenden Ansicht zwar will man in der Parabel auch die Gründe für die Verdammniß des reichen Mannes finden; und dies muß dem evangelischen Theologen besonders schwierig werden, da für diesen kein anderer Grund der Verdammniß gilt, als der Unglaube, dessen doch bei dem reichen Manne auch nicht mit einer Sylbe gedacht wird. Deshalb erinnert schon Luther in der Kirchenpostille — und die evangelische Kirche folgt ihm in ihrer Auslegung — man dürfe hier nicht bei den Umständen des äußeren Lebens stehen bleiben, die in der Parabel von den beiden Personen angeführt werden; er findet in dem armen Lazarus Glauben und Liebe; in dem reichen Manne Unglauben und Lieb-

losigkeit. In der Hauspostille ist ihm der Letztere ein Geiziger, bei welchem denn freilich der Unglaube vorausgesetzt werden muß. Massillon, dessen Ansicht und Verfahren ich hier keineswegs billigen kann, ob ich gleich bekenne, daß er mich durch seine Keckheit in Erstaunen setzt, verlangt, man solle in das Bild des Reichen nichts hineintragen, keine Beschuldigungen eigenmächtig hinzufügen; man solle ihn als einen rechtschaffenen, ja als einen tugendhaften Mann, als ein wahres Muster für viele seiner Zuhörer betrachten. Er verweilt bei einem jeden einzelnen Zuge; er zeigt ihnen, wie sie in allen diesen Beziehungen eine viel größere Schuld auf sich geladen hätten; und wie also ihre Verdammniß, wenn sie ihr weichliches, weltliches Leben nicht besserten, um so unvermeidlicher seyn würde.

Nicht weniger auffallend als dies Verfahren, ist die Behandlung der Geschichte des Lazarus in einer Homilie, in welcher das ganze elfte Kapitel aus dem Evangelium des Johannes benutzt wird. Wer in dem göttlichen Worte immer zuerst den Trost sucht, den es immer zuerst geben will, der wird ihn reichlich finden in dieser köstlichen Erzählung, welche neben dem zärtlichen Mitgefühl des Herrn für die Schmerzen seiner Freunde, auch seine den Tod überwindende Kraft vor die Augen stellt. Eine ganz verschiedene Ansicht faßt Massillon von diesem Evangelium, welches auf einen Tag der Fastenzeit fiel, und welches er vermuthlich in dem Geiste dieser kirchlichen

Periode auslegen zu müssen glaubte. Nach dem Vorgang des Augustinus, dem schon Bourdaloue in seiner Predigt über dies Evangelium gefolgt war, und indem er sich der allegorischen Erklärungsart bedient, sieht er in dem Lazarus das Bild eines ganz in sittlichem Verderben untergegangenen und erstorbenen Sünders; und er zeigt in den drei Theilen seiner Homilie das Schreckliche eines solchen Zustandes, die Bedingungen, um aus demselben befreit zu werden, und die Antriebe, welche den Herrn zur Errettung des Sünders bewegen. Lazarus stinket schon, denn er ist vier Tage gelegen. Der Sünder, dessen Seelenkräfte von dem geistigen Tode ergriffen sind, verbreitet um sich die Verpestung eines bösen Rufes und eines ansteckenden Beispiels. Das Angesicht des Lazarus war verhüllet mit einem Schweißtuch. Die zur Gewohnheit gewordene Sünde erzeugt eine Blindheit, in welcher man nicht mehr Gutes und Böses zu unterscheiden weiß, und wo das Schlimmste Beifall erhält. Lazarus war gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen. Der Sünder befindet sich in einer entehrenden Abhängigkeit von seinen Begierden, und von allen äußeren Dingen. Um aus diesem Zustande befreit zu werden, muß man sein Vertrauen auf Christum setzen, nach dem Beispiele der Martha, welche spricht: Ja, ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist; denn das

Blut Jesu Christi ist kräftiger als alle Befleckungen, die uns die Sünde mag zugezogen haben, und fähig, uns von ihnen zu befreien, wie es Christus selber versichert in den Worten: Habe ich dir nicht gesaget, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen? Wie der Stein abgehoben wird, so muß man ferner Alles hinwegthun, was in dem sündlichen Zustande festhält, man muß Versuchungen und Gelegenheiten vermeiden. An die Worte: Lazare, komm heraus! Löset ihn auf, und laßt ihn gehn; knüpft Massillon noch die in seiner Kirche wichtige Bedingung, der Sünder, um von dem Priester losgesprochen zu werden, müsse gewissermaßen gänzlich hervorgekommen seyn; er müsse in der Beichte sein Inneres und sein Leben vollständig enthüllt haben. Durch die Errettung und Bekehrung eines großen Sünders aber beabsichtigt der Herr, die Fürbitte der Frommen zu erfüllen, und sie in ihrem Glauben zu stärken.

Die Peroratio dieser Predigt ist merkwürdig; sie besteht in einer Paraphrase des hundert und dreißigsten Psalms. Die Worte des heiligen Sängers werden dem Sünder in den Mund gelegt, der, in der Form des Gebetes, den Schmerz über seine Missethaten und das Verlangen nach Errettung ausspricht. Das hier von Massillon angewendete Mittel würde vielleicht bisweilen dazu dienen können, einer Predigt einen glücklichen und erbaulichen Schluß zu verschaffen. Man kommt nämlich in

der Peroratio auf den Hauptgedanken noch einmal, zurück, doch man muß fürchten durch diese Wiederholung seinen Eindruck nicht zu verstärken, sondern zu schwächen. Man würde also, wie es Massillon hier gethan hat, eine dem Texte verwandte, bisher noch nicht vorgekommene Bibelstelle benutzen können, um vermittelst derselben den Hauptgedanken in einer neuen Wendung, und dadurch auch mit größerem Nachdruck, dem Zuhörer an das Herz zu legen.

Die Perle unter Massillons Homilien scheint mir die über den verlorenen Sohn. Was von den Verirrungen desselben in der Parabel gesagt ist, das bezieht er nicht auf den Zustand des Gott entfremdeten Menschen überhaupt, sondern auf eine besondere Sünde — auf die Unkeuschheit. Homiletisch wäre diese Auffassung, die auch durch die Worte des älteren Sohnes, Luc. 15, 30, begünstigt wird, wohl zu rechtfertigen; denn es ist nicht zu leugnen, daß alle Züge in der Schilderung des jüngsten Sohnes sich mit ungemeiner Leichtigkeit gerade auf dies Laster anwenden lassen. Wie man nun von der Unkeuschheit auf eine höchst keusche und zarte Weise, ohne jedoch der Wahrheit etwas zu vergeben, reden könne, hat Massillon in dieser Predigt gezeigt; auch gehört sie zu denjenigen, in welchen er die göttliche Gnade, die den Sünder annimmt, mit großer Innigkeit und Glaubenswärme verkündigt.

Die Predigt zerfällt in zwei Theile, nach den beiden

Theilen der Parabel; in dem ersten wird das Laster der Unkeuschheit, in dem zweiten die Rückkehr und Annahme des Sünders geschildert. Das Laster zeigt seine Scheußlichkeit durch die Entfernung von Gott, worein es den Sünder versetzt, und durch die Qualen, welche es diesem bereitet. Die Stufen der Buße entsprechen diesen Stufen der Verirrung; sie führt zurück zu Gott; und sie wird sogleich vergolten durch die Tröstungen, die seine Gnade dem Bußfertigen gewährt.

Zu demjenigen, wodurch die Unkeuschheit von Gott entfernt, wird nach den Worten: er brachte sein Gut um mit Prassen, die Verschleuderung der Güter gerechnet; diese Güter sind die der Gnade, und die der Natur. In Beziehung auf die letzteren heißt es: „Ihr waret mit glücklichen Anlagen geboren, und erregtet große Hoffnungen in eurer Jugend; man glaubte, ihr würdet in die Fußtapfen eurer Vorfahren treten, und bei der Fortpflanzung ihres Namens, auch den Glanz ihres Ruhmes und ihrer Würden erneuen; dieser erste Schimmer aller Eigenschaften eines großen Mannes bildete tausend glückliche Vorbedeutungen, und öffnete euren Angehörigen entfernte Aussichten auf Größe und Reichthum. Diese Gaben — die Wollust hat sie verschlungen; diese großen Hoffnungen — ein entehrendes Laster hat sie vernichtet; dieser keimende Ruhm ist in Schmach und Schande untergegangen; diesen erhabenen, zu den größten Dingen fähige Geist — ihr habt ihn abgestumpft, ihr habt ihn gemiß-

braucht, um euren Lüsten Befriedigung, und dem gemeinsten Genuß eine Würze zu verschaffen. Ihr, die ihr, bei anderen Neigungen, dem Staate dienen, eine Stütze des Vaterlandes, vielleicht eine Ehre unseres Jahrhunderts und eine Zierde unserer Geschichte werden konntet: da sieht man euch, wie ihr unter euren Mitbürgern die Ueberreste eines erloschenen Verdienstes umherschleppt; und wie ihr von allen Vorzügen, womit euch die Natur verschwenderisch begabt hatte, keinen andern Gewinn eingeerntet, als daß man von euch sagt: „Er hätte es weit bringen können, wenn er sich geschont hätte!"

Die Qualen, welche die Unkeuschheit dem Sünder bereitet, sind zuerst solche, die er in seinem Innern empfindet. Die Schilderung derselben wird geknüpft an die Worte: Da er nun alles das Seine verzehrt hatte, ward eine große Theurung durch dasselbe ganze Land, und er fing an zu darben. Dieses Laster, sagt der Redner, quält den Sünder durch die Angst, die es in dem befleckten Gewissen zurück läßt. „Ich weiß wohl, jede Sünde, welche die Seele tödtet, bestraft sich selbst durch inneren Unfrieden; das Laster ist niemals ruhig; und das Gebiet der Gottlosigkeit wird immer der Schauplatz des Hungers und der schrecklichsten Armuth seyn: es ward eine große Theurung durch dasselbe ganze Land. Aber das Laster, wovon ich rede, widerstrebt so sehr dem Lichte unserer Vernunft und der Würde unserer Natur, daß der Sünder

genöthigt ist, sich stets seine eigene Schwachheit vorzuwerfen, und über seine Ohnmacht zu erröthen, welche das ihn niederbeugende Joch nicht abschütteln kann. Es ist diesem Laster eigenthümlich, das Herz mit einer Traurigkeit zu erfüllen, die es nie verläßt, und die über alle Freuden eine geheime Bitterkeit verbreitet. Der Zauber ist entflohn und verschwunden; aber das befleckte Gewissen kann sich selber nicht entfliehn. Man ist dieser Unruhe müde; aber man ist nicht im Stande ihr ein Ende zu machen. Man ist sich selbst unerträglich; und man wagt nicht sich zu bessern. Man möchte seinem eigenen Herzen entgehn, und man findet es überall. Man beneidet die verhärteten Sünder, die bei allen ihren Vergehungen ruhig bleiben; aber man kann zu dieser schrecklichen Gefühllosigkeit nicht gelangen. Man versucht das Joch des Glaubens abzuschütteln; aber man entsetzt sich vor diesem Unternehmen eben so sehr als vor dem Laster selbst. Mit einem Worte, die Augenblicke des Genusses sind kurz und flüchtig; die Reue mit ihren Qualen bildet den dauernden Zustand und den Grund des sündlichen Lebens. Und er fing an zu darben.

„Gequält wird der Sünder zweitens durch den Ekel, die Eifersucht, den Wahnsinn, den Zwang, die Befürchtungen, die traurigen Ereignisse, die von dieser Leidenschaft unzertrennlich sind. Man hat Alles für seinen Ruf und für seine Ehre zu fürchten; der sündliche Genuß kann nur durch die beschwerlichsten Maßregeln erkauft

werden, und wenn eine einzige fehlschlägt, so ist Alles verloren. Behaupten muß man sich gegen öffentliche Gerüchte und gegen häusliche Anklagen; behaupten muß man sich gegen die Laune, die Kälte, die Verachtung, vielleicht gegen die Treulosigkeit des Gegenstandes, von dem man gefesselt ist; behaupten muß man die Pflicht, den Anstand, die Wohlfahrt, die immer mit dem Genusse streiten; behaupten muß man sich selbst gegen sich selbst! Ach! in ihrem Anfang ist eine solche Leidenschaft nur einnehmend und lockend; bei dem Eintritt in den Weg der Sünde wandelt man nur auf Blumen; der erste Wahnsinn dieses Lasters berauscht den Geist und läßt ihm nicht Muße, das ganze Elend, worein man sich stürzt, zu empfinden; man hegt dann noch von der Leidenschaft eine erhebende und reizende Vorstellung; dieser Ansicht entsprechen die Worte; da ist gegenseitig von nichts Anderem die Rede als von dem Adel der Gefühle, von Herzensgüte, Verschwiegenheit, Ehre, Treue, von dem Einfluß des persönlichen Werthes, von dem Verhängniß welches die Neigungen regiert; alles schmeichelt noch der Eitelkeit. Aber die Folgen, sagt die Schrift, sind bitter wie Wermuth. Ist die Leidenschaft ein wenig erkaltet, ist der sündliche Genuß ausgekostet; sind die ersten Rücksichten geschwächt durch Vertraulichkeit und lange Gewohnheit; ist die Eitelkeit enttäuscht durch alles, was die Leidenschaft Gemeines mit sich führt; und es kommen nun die üblen Gerüchte, der öffentliche Tadel, die häus-

lichen Zwistigkeiten, der Untergang des Vermögens, die fehlgeschlagene Beförderung, der Verdacht, die Eifersucht, der Ekel, die Treulosigkeiten, die Raserei: was bleibt dir dann, abgefallene Seele, als der schrecklichste Rückblick auf dich selbst; als eine Last der Bitterkeit auf deinem Herzen; als eine geheime Scham über deine Schwachheit; als der Schmerz, besseren Rathschlägen nicht gefolgt zu seyn; als eine traurige Erwägung, wie viel Ruhe, Ehre und Glück du auf der Bahn der Pflicht und der Unschuld hättest finden können?"

Andere Qualen, zeigt Massillon ferner, entspringen für den Unkeuschen aus der Verachtung, welche das Laster, dem er sich ergab, ihm zugezogen hat. Hier werden die letzten und stärksten Züge benutzt, mit welchen die Parabel das Elend des verlorenen Sohnes schildert: Er hängete sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten. „Ja, meine Brüder, umsonst hat die Welt dieser niedrigen Leidenschaft schönklingende Namen gegeben; umsonst strebt eine thörichte und beklagenswerthe Gewohnheit sie zu veredeln durch den Prunk des Theaters, durch die künstlichen Mittel des Schauspiels, durch die Zartheit der Gefühle, durch die Erfindungen einer schlüpfrigen Dichtkunst; umsonst schänden unheilige Schriftsteller ihre Feder und ihre Talente durch die Vertheidigung dieses Lasters: in den Lobsprüchen, die man ihm ertheilt, ist nicht mehr Wahrheit, als in den Scenen, wo man sie vorträgt!

Auf einem fabelhaften Theater, da ist es die Leidenschaft der Helden, und die Schwäche der großen Seelen: außerhalb aber, das heißt, in der Wahrheit und Wirklichkeit, in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens, da ist es eine Herabwürdigung, welche den Menschen und den Christen entehrt; da ist es ein Flecken, wodurch der Glanz der größten Thaten und des schönsten Lebens getrübt wird; da ist es eine Schmach, wodurch man nicht einem Helden, sondern einem Thiere ähnlich wird. Und Ihr selber, die ihr euch daraus, wie es scheint, vor den Menschen eine Ehre macht, möchtet ihr, daß man alle geheime Schwachheiten, alle Unwürdigkeiten, alle Anschläge, alle thörichten Einfälle, alle seltsamen Verhältnisse, wozu diese Leidenschaft euch führte, die das Auge Gottes geschaut hat, und die seine Gerechtigkeit an seinem großen Tage offenbaren wird — möchtet ihr, daß man sie vor der Welt an das Licht zöge? Möchtet ihr, daß diese verborgene Schmach, die sich von der bekannten Seite eures Lebens so sehr unterscheidet, auf den Dächern verkündigt würde, und daß sie, zugleich mit gewissen glänzenden Handlungen, die euch die öffentliche Achtung erwarben, zur entferntesten Nachwelt gelangte? O Mensch, das ist dein Schicksal in deinen Leidenschaften, stets mit dir selbst in Widerspruch zu seyn! Nein, meine Brüder, die Welt selbst, diese verderbte Welt, ehret die Keuschheit; sie bedeckt mit ewiger Schmach Diejenigen, die ihr untreu werden;

sie richtet gegen sie ihren Tadel und ihren Spott; sie läßt euch durch Auszeichnungen des Vergessens und der Verachtung die Unwürdigkeit eures Verhaltens fühlen; ich will sagen, trotz der Stellung, die Ihr in der Welt einnehmt, setzt euch Jeder in seinem Innern herab; man entkleidet euch von dem euch umgebenden Glanze der Geburt und der Würden; man sieht in euch nur euch selbst, das heißt, eure schmachvollen Triebe; je höher Ihr steht, um sotiefer stellt man euch; um so mehr gehen eure Schwachheiten von Mund zu Mund, oder vielleicht von Jahrhundert zu Jahrhundert in der Geschichte unseres Reichs; und nach Verhältniß eures Ruhmes wächst eure Schmach.

Aber die verwilderte Seele fühlt nichts von dieser Verachtung; sie hat verlernt sich zu schämen. Geburt, Stand, Würde, Geschlecht, nichts ist ein Zügel für Diejenigen, welche diese unglückliche Leidenschaft beherrscht. Ske sind entschlossen sich ihrem Verhängniß zu überlassen! Aber man gehört zu einem heiligen Stande: es mag seyn! Aber man hat eine Stellung, wo Alles bemerkt wird: dennoch kann man nicht anders! Aber man trägt ein Kleid, welches Tugend verkündigt, und Sittsamkeit einflößen muß: darum kümmert man sich nicht! Aber man gehört zu einem Geschlechte, wo der Verdacht schon ein Flecken, und wo die Schamhaftigkeit die erste aller Tugenden ist: man macht sich eine Tugend aus der Unverschämtheit! Aber die Welt erhebt ihre tadelnde Stimme:

die Leidenschaft redet noch viel lauter! Aber der Gatte will nicht länger ein solches Verhältniß dulden, und dieser häusliche Zwist wird bald zum Stadtgespräch werden: in der ganzen Welt ist für den Sklaven dieser unglücklichen Leidenschaft nur der Gegenstand derselben vorhanden; alles Uebrige wird für nichts geachtet; was sonst noch in der Welt vorgeht, man sieht es nicht mehr; man sieht nur seine Leidenschaft, man lebt nur für sie, gleich als lebte auf Erden kein Anderer als Der, welcher sie eingeflößt hat! Oeffne die Augen, abgefallene Seele! Sieh, wie Aller Blicke sich auf dich richten; wie deine Leidenschaften zum allgemeinen Gespräch geworden sind; wie dein Name überall das Bild deiner Schande hervorruft! Sieh doch nur einen Augenblick, wie die Welt gegen dich gesinnt ist, und in welches Verhältniß Du dich zu den Menschen gestellt hast! Er schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten.

Achtes Kapitel.

Predigten nach der Idee der Wahrheit.

Ich habe noch anzugeben, wie die Idee der Wahrheit von Massillon behandelt wird; und zu diesem Ende wollen wir zwei seiner Predigten, die über die Unsterblichkeit, und die über die Gottheit Christi betrachten.

Die Wahrheit, die in der Philosophie um ihrer selbst willen gesucht wird, und die deshalb in derselben ihre alleinige Herrschaft behauptet, erscheint in der Beredsamkeit als untergeordnet, weil hier das vornehmste Interesse nicht auf ihrer Erkenntniß ruht, sondern auf den heilsamen Folgen, die sich von ihrer Annahme und Beherzigung erwarten lassen. Speculative Beweise, mit philosophischer Gründlichkeit ausgebildet, sind deshalb in der Beredsamkeit unzuläßig, nicht sowohl wegen ihrer Schwierigkeit als wegen ihrer Unangemessenheit; denn durch sie würde der Redner entfernt gehalten oder abgelenkt von dem Ziele, dem er schnellen Schrittes sich

nahen soll; und sie würden selbst solchen Zuhörern, die fähig wären sie zu fassen und ihnen zu folgen, ganz unerträglich erscheinen. Kommt es in der Beredsamkeit darauf an, eine Wahrheit festzustellen, so ist daher eine Abkürzung der Beweise erforderlich; und hier genießt der geistliche Redner das unschätzbare Vorrecht, sich auf die Autorität des göttlichen Wortes berufen zu können, welches auch da entscheidet, wo überhaupt keine Gewißheit, oder wo sie nur durch ganz unangemessene Umschweife hätte erlangt werden können. Vernunftbeweise sind jedoch dem Redner keinesweges untersagt, nur werden sie sich in der Form von den philosophischen unterscheiden müssen. Der Redner geht von einem Grundsatze aus, den er nicht weiter beweiset, sondern dessen allgemeine Anerkennung er voraussetzt; am geeignetsten sind dazu solche Wahrheiten, bei denen man sich nicht nur auf den Ausspruch der gesunden Vernunft, sondern auch auf den des sittlichen Gefühles berufen kann. Aus einem solchen Grundsatze entwickelt er nun mit affectvoller Wärme die seinem Zwecke günstigen Folgerungen; und der Zuhörer muß sie gelten lassen, wenn er nicht mit sich selbst, mit seinen eigenen Grundsätzen und Ueberzeugungen in Widerspruch gerathen will. Der Redner kann noch einen andern Weg einschlagen; er kann den Ursprung einer Meinung aufdecken, und ihre Wirkungen beschreiben; ist ihre Quelle sittlich lauter, ihr Einfluß heilsam für die Menschen, so muß schon dies ein günstiges

Vorurtheil für sie erwecken; verhält es sich mit ihr auf die entgegengesetzte Weise, so muß sie auch in Rücksicht der Wahrheit als verdächtig erscheinen.

Solche Methoden rhetorischer Beweisführung werden auch von Massillon in den Predigten über die Unsterblichkeit und über die Gottheit Christi angewendet. Bei den Pflichtpredigten bestand, wie wir schon oben bemerkten, das Eigenthümliche seines Verfahrens darin, daß er nicht direkt die Pflicht einschärft, sondern die Scheingründe widerlegt, wodurch man ihre Uebertretung entschuldigt. Aehnlich ist sein Verfahren in der Predigt über die Unsterblichkeit; anstatt diese Wahrheit zu erweisen, greift er Diejenigen an, die sie leugnen; er zeigt, daß ihr Irrthum aus der Verderbtheit ihres Herzens und Lebens entsprungen sey, und daß sie bei der Behauptung desselben nichts als Leichtsinn und Thorheit verrathen. „Zuerst, sagt er, betete der Gottlose mit allen übrigen Menschen ein höchstes Wesen an; er huldigte seinen Gesetzen, er fürchtete seine Strafen, er glaubte an seine Verheißungen. Woher kommt es denn, daß er keinen Gott mehr anerkennt; daß er das Verbrechen lediglich als einen Verstoß gegen die bürgerliche Ordnung betrachtet, die Hölle als ein Vorurtheil, die Fortdauer als ein Hirngespinnst, die Seele als einen Funken, der mit dem körperlichen Leben erlischt? Wie ist er stufenweis zu dieser neuen und auffallenden Erkenntniß gelangt? Auf welchem Wege ist es ihm gelungen, sich

von diesen eingewurzelten Vorstellungen zu befreien, die den Gefühlen des menschlichen Herzens, und dem Lichte der Vernunft so vollkommen entsprechen? Hat er geprüft? Hat er sich berathen? Hat er die ganze ernste Vorsicht angewendet, deren es in der wichtigsten Angelegenheit seines Lebens bedurfte? Hat er sich vom Umgange der Menschen zurückgezogen, um für sein Nachdenken und seine Forschungen größere Muße zu gewinnen? Hat er sein Herz von allen Leidenschaften, die ihn irre leiten konnten, gereinigt? Welche Behutsamkeit muß man nicht anwenden, wenn es sich darum handelt, ob man sich von den frühesten Eindrücken, welche die Seele empfangen hat, lossagen will! Höret es, meine Brüder, und betet Gottes Gerechtigkeit an, welche solche verderbte Gemüther der Eitelkeit ihrer Gedanken überläßt! Je mehr dieser Mensch die göttlichen Gebote übertrat, um so mehr sind diese Gebote ihm verdächtig geworden; je mehr das Thierische in ihm die Oberhand gewann, um so mehr hat er gesucht sich zu überreden, der Mensch nehme ein Ende, wie das Thier."

Für eine so entstandene Meinung, sagt nun Massillon ferner, haben die Ungläubigen durchaus keinen haltbaren Grund anzuführen; und dennoch rühmen sie sich, weiser zu seyn als die Gläubigen; sie bleiben bei einer Ansicht, die den Menschen herabwürdigt, da sie doch, selbst wenn die Gründe gleich wären, derjenigen, die ihn erhebt und bessert, den Vorzug geben sollten. War schon

früher die unreine Quelle des Unglaubens aufgedeckt, so hat hier der Redner eine andere schwache Seite an demselben gefunden, nämlich die Gedankenlosigkeit und die Unvernunft, und er fährt fort ihn mit siegreichen Waffen zu bekämpfen.

„Wenn der Ungläubige nicht eine vollkommene Gewißheit darüber hat, daß Alles mit dem Körper untergeht, so ist nichts seinem Wahnsinn und seiner Thorheit zu vergleichen. Aber hat er diese volle Gewißheit? Welches sind die gewichtigen Gründe, die ihn zu dieser schrecklichen Entscheidung bestimmt haben? Man weiß nicht, sagt er, was in jener andern Welt, von der man uns redet, vorgehen wird; der Gerechte stirbt, wie der Ungerechte, der Mensch wie das Thier; und Keiner kommt zurück, um uns zu sagen, was Wahrheit oder was Irrthum sey. Dränget ihn noch mehr, und Ihr werdet über die Gedankenschwäche des Unglaubens erstaunen; man findet nichts als verworrenes Gerede, abgenutzte Zweifel, ewiges Schwanken, grundlose Muthmaßungen, die viel zu unsicher scheinen würden, wo es nur auf das Glück oder das Unglück eines einzigen Tages ankommt, und bei denen man hier eine ganze Ewigkeit auf das Spiel setzt! —

Das sind die unbesiegbaren Gründe des Unglaubens gegen den Glauben der ganzen übrigen Welt; das ist die Gewißheit, welche ihm die der gewissesten und ausgemachtesten Wahrheiten zu überbieten scheint! O

Mensch, öffne die Augen! Ein Zweifel ganz allein genügt dir zur Rechtfertigung deines Unglaubens; und alle Beweise für die göttliche Lehre genügen dir nicht zur Erweckung des Glaubens! Du zweifelst an der Fortdauer, und darauf hin lebst du bereits, als ob dir keine bevorstände! Du hast für deine Meinung keinen Grund als deine Ungewißheit; und uns machst Du unseres Glaubens wegen den Vorwurf, wir wären leichtgläubig, wie das ungebildete Volk! — — — — — — — — —

Aber ich frage euch, wer ist hier der Leichtgläubige? Ist es Derjenige, dessen Gründe wenigstens die wahrscheinlichsten für den Menschen, und die fähigsten sind auf den Geist Eindruck zu machen; oder Derjenige, der bei seiner Verwerfung der Fortdauer nichts für sich hat, als den schwachen Grund eines einzigen Zweifels? Dennoch meint der Ungläubige einen besseren Gebrauch von seiner Vernunft zu machen, als der Gläubige; er betrachtet uns als schwache und leichtgläubige Menschen; sich selbst aber hält er für einen erhabenen, von gemeinen Vorurtheilen unabhängigen Geist, der nur die Vernunft und nicht den Wahn der Menge zur Richtschnur nimmt. O Gott, wie furchtbar bist du, wenn du deine Feinde ihrer Verblendung hingiebst; und wie wird durch ihre Bemühungen, das Licht deiner Wahrheit zu verdunkeln, der Glanz derselben nur erhöht!

Aber ich gehe noch weiter. Selbst wenn Alles gleich wäre von beiden Seiten; selbst wenn die thörichten

Zweifel des Ungläubigen ein eben so großes Gewicht hätten als die sichern und einleuchtenden Beweise für die Fortdauer; selbst bei einer solchen Gleichheit der Gründe, müßte er wünschen, die Lehre des Glaubens von der Natur unserer Seele möchte der Wahrheit gemäß seyn; diese für den Menschen so glorreiche Lehre, die ihm seinen hohen Ursprung und seine ewigen Hoffnungen vorhält! Er müßte wünschen, die entgegengesetzte Vorstellung wäre falsch; diese traurige Vorstellung, die den Menschen erniedrigt, die ihn den Thieren gleichstellt, die ihm Zweck, Bestimmung und Hoffnung abspricht; die seine Dauer auf die wenigen Tage dieses kurzen, unruhigen und schmerzenvollen Erdenlebens beschränkt! Wäre selbst Alles gleich von beiden Seiten, so müßte ein Geist, dem nur etwas von natürlichem Adel inwohnte, einen für unsere Natur ehrenvollen Irrthum einer Meinung vorziehn, welche sie mit Schmach überhäuft. Welche Seele muß denn der Ungläubige aus den Händen einer wenig günstigen Natur empfangen haben, da er, bei einer so großen Ungleichheit der Gründe, die Meinung vorzieht, er sey nur bestimmt für die Erde; da er sich mit Wohlgefallen betrachtet als ein verächtliches Gebilde aus Erdenschlamm, und als den Gefährten des Ochsen und des Stiers? Was sage ich, meine Brüder! Welch ein Ungeheuer in der Welt muß der Gottlose seyn, da er der allgemeinen Ueberzeugung nur deshalb mißtraut, weil sie zu ehrenvoll sey für unsere Natur,

und da er annimmt, die Eitelkeit der Menschen ganz allein habe sie eingeführt auf Erden, und ihnen vorgespiegelt, sie wären unsterblich!"

Es ist eine ungemein kräftige und überraschende Epanorthosis — so nennt man die Figur, wenn der Redner das eben Gesagte zurücknimmt oder verbessert — wenn Massillon jetzt ausruft: „Doch nein, meine Brüder; diese fleischlich gesinnten Menschen thun ganz recht daran, wenn sie die Ehre zurückweisen, welche der Glaube unserer Natur widerfahren läßt; wenn sie sich überreden, daß unsere Seele nichts anderes sey als Erdenschlamm, und daß Alles im Tode untergehe. Solche sinnliche, unkeusche, entartete Menschen, die keinen andern Zügel kennen als ihre thierischen Triebe, keine andere Regel als die Heftigkeit ihrer Begierden, keine andere Beschäftigung, als durch neue Künste die schon gesättigte Lust zu reizen; solche Menschen können es nicht schwer finden zu glauben, daß sie in sich kein unterschiedenes geistiges Leben besitzen; daß der Körper ihr ganzes Wesen ist; und da sie in ihren Sitten die Thiere nachahmen, so kann man es ihnen verzeihen, daß sie auch die Natur derselben sich zuschreiben. Aber sie sollen nur nicht wähnen, daß alle Menschen ihnen gleich sind; denn es giebt noch auf Erden keusche, reine, sich selbst beherrschende Seelen! Sie sollen nur nicht die menschliche Natur einer Gemeinheit beschuldigen, die ihr eigenes Werk ist! Sie sollen nur nicht unser ganzes Geschlecht herabwürdigen, nachdem sie

sich selbst so schmachvoll herabgewürdigt haben! Mögen sie doch zusehn, ob es viele ihres Gleichen auf Erden giebt, sie werden finden, daß sie in der Welt fast allein stehen; und sie werden sich für Ungeheuer halten müssen, die eine Ausnahme sind von der gewöhnlichen Ordnung der Natur."

Nicht nur aus dem Gefühl für die Würde der menschlichen Natur, sondern auch um der heilsamen Folgen willen müßte man, bemerkt Massillon weiter, selbst bei völliger Gleichheit der Gründe, dem Glauben an Unsterblichkeit den Vorzug geben; denn wäre es auch eine Täuschung, so hätte man dadurch nur gewonnen, und nichts verloren.

„Aber wenn es eine Fortdauer giebt, und wenn der Ungläubige sich geirrt hat, indem er sie verwarf: was hat er nicht zu befürchten? Den Verlust der ewigen Güter, und deiner Herrlichkeit, o Gott, durch die Du ihn ewig beglücken wolltest! Und das ist nur der Anfang seines Mißgeschicks; seiner harren verzehrende Flammen, eine Qual ohne Maß und ohne Grenzen; eine Ewigkeit voll des Entsetzens und der Verzweiflung! Man vergleiche nun dies zwiefache Schicksal: was ist besser, das sündliche Glück der kurzen Erdentage, oder die ewige Seligkeit aufzugeben? Was ist besser, sich an eine Gegenwart fest zu klammern, die morgen aufhört, und wo kein wahrer Friede zu finden ist; oder eine Zukunft zu fürchten, die keine andere Grenzen hat, als die Ewigkeit,

und die nur mit Gott selbst aufhören kann? Welcher vernünftige Mensch, selbst wenn beides gleich zweifelhaft wäre, könnte hier unentschieden bleiben? Mit welchem Namen sollen wir also den Ungläubigen nennen, der sich auf nichts als auf eitle Zweifel berufen kann; der da sieht, daß der Glaube alles für sich hat, das Ansehn der Schrift, die Beispiele, die Verjährung, die Vernunft, die Stimmen aller Jahrhunderte, die ganze Welt; und der ganz allein den schrecklichen Vorsatz faßt, nicht zu glauben; der ruhig stirbt, als ob ihm kein anderes Leben bevorstände; sein ewiges Schicksal den Händen des Zufalls überläßt, und ganz nachläßig einem so großen Ereigniß entgegengeht!"*)

In dem ersten Theil dieser Predigt soll ferner gezeigt werden, der Unglaube in Betreff der Unsterblichkeit sey auch verderblich in seinen Wirkungen. Hier fühlt man sich nun, wenn man mit Aufmerksamkeit lieset, nicht wenig überrascht; denn anstatt diese verderblichen Wirkungen darzustellen, was erst später geschieht, entwickelt der Redner ganz unerwartet ein förmliches Argument für die Unsterblichkeit, indem er zeigt, wie aus der unbefrie-

*) et va tenter mollement un si grand événement. Ein kühner Ausdruck, der aber sehr geeignet ist, die fahrläßige Weichlichkeit des Ungläubigen am Rande des Abgrunds zu bezeichnen. Solche Kühnheiten sind sehr häufig bei französischen Schriftstellern; und sie haben bei ihnen eine besondere Kraft, vielleicht deshalb, weil alles Uebrige bei ihnen mehr geregelt ist.

digten Sehnsucht des menschlichen Herzens, auf ihre Befriedigung in einer ewigen Fortdauer geschlossen werden müsse. Viele haben diese Ausführung bewundert; daß sie aber ganz am unrechten Orte steht, hat noch keiner bemerkt. Unser Redner mag bei der Wiederholung dieser Predigt den Mangel an direkten Beweisen gefühlt, und wenig bekümmert um den Zusammenhang, diesen Beweis, der ihn vielleicht besonders ansprach, der aber freilich für sich allein wenig genügt, eingeschaltet haben. Auf dieselbe Weise sind, wie oben bemerkt ward, manche Stellen in Massillons Predigten entstanden; doch unter allen ist es wohl diese, welche mit der größten Deutlichkeit als ein späteres Einschiebsel sich kund giebt. Ich theile diese Stelle mit, um aus dieser Predigt, worin sonst nur die Wahrheit durch Bekämpfung des Irrthums erwiesen wird, auch ein Beispiel von direkter Darstellung anzuführen. Massillon entwickelt hier einen bekannten Gedanken mit großer Originalität und tiefem Gefühle, obgleich nicht ohne einigermaßen der Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts zu huldigen.

„Wenn Alles mit diesem Leben sich endet, wenn der Mensch nach demselben nichts mehr zu erwarten hat, wenn die Erde unser Vaterland, und ihr Glück das einzige ist, das wir hoffen dürfen: warum sind wir nicht glücklich auf Erden? Wenn wir nur für Freuden der Sinne geschaffen wurden, weshalb lassen diese, anstatt der Befriedigung, nichts als Mißmuth und Traurigkeit

in uns zurück? Wenn der Mensch nichts vor den Thieren voraus hat, warum verlebt er nicht seine Tage wie diese, ohne Sorge, ohne Unruhe, ohne Verdruß, ohne Traurigkeit, in den Genüssen der Sinne und des Fleisches? Wenn der Mensch kein anderes Glück als ein zeitliches zu erwarten hat, warum findet er es nirgend hier auf Erden? Woher kommt es, daß der Reichthum ihn beunruhigt, daß die Würden ihn beschweren, daß die Vergnügungen ihn ermüden, daß die Wissenschaften ihn verwirren und seine Neugier nur reizen, ohne sie zu befriedigen; daß der Ruf ihm als eine drückende Last erscheint; daß alle Erdengüter zusammen die unermeßliche Leere seines Herzens nicht ausfüllen, sondern ihm noch etwas zu wünschen übrig lassen würden? — Alle anderen Geschöpfe, mit ihrer Bestimmung zufrieden, scheinen glücklich auf ihre Weise, in dem Zustande, worein der Urheber ihres Daseins sie versetzt hat. Die am Firmamente ruhig weilenden Sterne verlassen nicht ihren Aufenthalt, um einer andern Erde zu leuchten; die Erde rollt in ihrem Kreise, und schwingt sich nicht in die Höhe, um die Stelle der Gestirne einzunehmen; die Thiere irren auf den Feldern, ohne das Loos des Menschen zu beneiden, der in Städten und in prachtvollen Palästen wohnt; die Vögel ergötzen sich in der Luft, unbekümmert, ob andere Geschöpfe auf Erden glücklicher seyn mögen als sie. Alles ist glücklich, möchte man sagen, Alles ist an seiner rechten Stelle in der Natur; der Mensch allein

ist unruhig und unzufrieden; der Mensch allein wird getrieben durch Verlangen, geängstigt durch Furcht; selbst seine Hoffnungen bereiten ihm Qual, und Traurigkeit beschleicht ihn in der Mitte seiner Freuden; der Mensch ganz allein findet nichts hienieden, wo sein Herz ausruhen könnte. Woher rührt dies? Sollte es nicht daher rühren, o Mensch, weil Du hienieden nicht an deiner rechten Stelle bist; weil Du für den Himmel geschaffen wurdest; weil dein Herz größer ist als die Welt; weil die Erde nicht dein Vaterland ist; und weil Alles was nicht Gott ist, nichts ist für dich?"

Die Predigt, aus welcher die angeführten Stellen entlehnt sind, ist übrigens höchst mangelhaft in Rücksicht des Gedankenganges; und man muß bedauern, daß der Verfasser, der seinen Gegenstand von einigen Seiten so glücklich behandelt, in Rücksicht des Plans und der Anordnung weniger Glück gehabt, oder nicht genug Fleiß bewiesen hat. Einzelne Glanzpunkte in einer Rede dürfen wegen der Mängel des Plans nicht verkannt werden; aber sie sind niemals im Stande diese Mängel zu verdecken oder aufzuwiegen.

Unter den Predigten dieser Gattung, die wir von Massillon besitzen, verdient die über die Gottheit Christi den ersten Rang, wie sie überhaupt unter allen seinen Predigten eine der vorzüglichsten ist; sie ist frey von den so eben gerügten Mängeln, trefflich durch die Ausführung des Einzelnen, auch als Ganzes vollendet, und ein

Muster für die rhetorische Behandlung einer dogmatischen Lehre. Die Gründe, durch welche er diese Wahrheit zu erweisen sucht, sind die bekannten, die Prophezeihungen, die Wunder, das Zeugniß Christi, die Beschaffenheit seiner Lehre. Nun aber kam es darauf an, die starre dogmatische Form dieser Beweise aufzulösen, sie dem menschlichen Geiste, dem sie ziemlich entfernt liegen, durch eine wahre und geschickte Vermittelung nahe zu bringen, und ihnen das, was die rhetorische Darstellung verlangt, Leben, Beweglichkeit, neue, überraschende Wendungen zu geben. Dies Alles erreicht Massillon, indem er zwei Grundsätze zu Hülfe nimmt, die er nicht weiter beweiset, und für die er sich in der That zuversichtlich auf den natürlichen Wahrheitssinn, und auf das sittliche Gefühl des Menschen berufen konnte. Diese Grundsätze sind folgende: Es ist undenkbar, daß Gott bei den Veranstaltungen seiner Vorsehung die Absicht gehabt haben könnte, die Menschen zum Irrthum, zur Abgötterei, zur Anbetung eines erschaffenen Wesens zu verleiten; und, es ist eben so undenkbar, bei der Heiligkeit Christi, die aus seinem ganzen Leben hervorleuchtet, er habe sich einer Täuschung der Menschen und einer Lästerung Gottes schuldig gemacht. Den ersten dieser Grundsätze wendet Massillon auf die Wunder und Weissagungen an; — glücklich müssen wir ihn preisen, daß für das Publicum, zu welchem er redete, dies noch unerschüttert feststehende Thatsachen waren! — er entwickelt in glänzender Dar-

stellung, was sie in Beziehung auf Christum bedeuten, und er nöthigt seine Zuhörer, entweder die Gottheit Christi zu bekennen, oder Gott zu beschuldigen, daß er die Menschen in eine fast unwiderstehliche Versuchung zur Abgötterei geführt habe. Den zweiten Grundsatz macht er geltend in Betreff der Vorschriften Christi, und des Zeugnisses, das er für sich selber ablegt; und er zeigt, daß ein Mensch, der sich Gott gleichstellt, und sich des göttlichen Vorrechtes anmaßt, über Alles geliebt zu werden, die Menschen hintergangen und Gott gelästert habe, wenn er nicht selbst wahrer Gott ist. In der Verbindung dieser beiden Grundsätze mit diesen Beweisen, in der daraus entspringenden dialektischen Bewegung der Gedanken, in dem Hindrängen auf das Dilemma, entweder das Undenkbare, das Abscheu erregende anzunehmen, oder die Gottheit Christi zu bekennen — hierin liegt der Nerv dieser Predigt, und indem ich ihn enthüllte, habe ich eines der schönsten oratorischen Geheimnisse aufgedeckt.

Die Predigt zerfällt in zwei Theile; in dem ersten soll die Gottheit Christi aus dem Glanz seiner Sendung, in dem zweiten aus dem Geist seiner Sendung erwiesen werden. Die Ausdrücke sind vielleicht nicht ganz glücklich gewählt. Unter dem Glanz der Sendung Christi werden Prophezeihungen und Wunder, unter dem Geist seiner Sendung wird die von ihm verkündigte Glaubens- und Sittenlehre verstanden. Der erste Theil beginnt mit

einer Angabe der Unterabtheilungen und des Gesichtspunktes, aus welchem dieser Inhalt betrachtet werden soll. „In der That, meine Brüder, wir mögen nun erwägen, seys die Prophezeihungen und Vorbilder, die Christo vorangegangen, seys die Wunder, die er vollbrachte, seys die wunderbaren Umstände, die in seinem eigenen Leben hervortreten, immer sehen wir ihn von dem größten Glanze umgeben; und wäre er nichts als ein Mensch wie wir, so würde der Gott, der ihn sandte, ihn mit solcher Macht und Herrlichkeit bekleidete, uns hintergangen, und die Abgötterei Derer, die Christum anbeten, verschuldet haben.

Der Redner beginnt nun damit die Prophezeihungen aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten.

„Zuerst wird also Christus dadurch verherrlicht, daß er seit der Erschaffung der Welt, den Menschen verkündet und verheißen worden ist. Kaum hat Adam gesündigt, so zeigt sich ihm von fern der Erlöser, welcher die traurigen Wirkungen seines Falles aufheben soll. In den folgenden Jahrhunderten sorgt Gott, so scheint es, nur dafür allein, die Menschen auf die Zukunft Christi vorzubereiten. Darum offenbart er sich den Patriarchen, um ihnen diese Verheißung zu bestätigen; darum erleuchtet er die Propheten, damit sie fähig seyn mögen ihn zu verkündigen; darum erwählt er sich ein Volk, um demselben diese große Hoffnung anzuvertrauen; darum schreibt er Opfer und gottesdienstliche Gebräuche vor, um da-

durch gleichsam von fern die Geschichte Dessen, der da kommen soll, abzubilden. Alle Ereignisse auf Erden scheinen nur eine Vorbereitung zu diesem großen Ereigniß; Staaten und Königreiche fallen und entstehen nur um demselben den Weg zu bahnen; die Himmel öffnen sich nur um es zu verheißen; und die ganze Natur, um mit den Worten des Paulus zu sprechen, harret mit Sehnsucht und Angst auf die Geburt des Gerechten, welcher sie von dem auf ihr lastenden Fluche befreien soll. Schon dadurch allein, daß Christus seit dem Anfang der Zeiten, vom Himmel herab den Menschen verkündiget ward, mußten diese sich aufgefordert fühlen, ihn mit der dem höchsten Wesen schuldigen Anbetung zu empfangen; und bei diesem einzigen glänzenden Merkmale, welches Christum von allen Menschen unterscheidet, stand es zu befürchten, wenn er nichts gewesen wäre als ein Mensch, daß man ihn abgöttisch verehrt hätte.

Aber bei Christo ist es nur etwas Geringes, daß er verheißen ward; die Beschaffenheit dieser Verkündigung ist noch wunderbarer und außerordentlicher als die Verkündigung selbst. Auch Cyrus und Johannes der Täufer werden lange vor ihrer Geburt durch die Propheten Jesaias und Maleachi verkündet; aber dies sind vereinzelte Weissagungen, ohne Zusammenhang, ohne Gepränge; sie finden sich in keinem anderen Propheten; sie beziehen sich nur auf besondere Ereignisse, so daß hier der Glaube der Völker zu keinem Irrthum verleitet werden konnte.

Cyrus soll Jerusalem bauen, und Johannes der Täufer soll dem Herrn den Weg bereiten; und durch die Erfüllung dieser besonderen Weissagungen sollte die Wahrheit und die Göttlichkeit der Weissagungen die Christum verkündigten, bestätigt werden.

Christus hingegen ist ein göttlicher Abgesandter, den ein ganzes Volk verkündigt, von dem eine lange Reihe von Propheten vier tausend Jahre hindurch weissaget, nach dem alle Völker sich sehnen, auf den alle Ceremonien hindeuten, auf den alle Gerechte hoffen, und der sich aus der Ferne zeigt in allen Jahrhunderten. Die sterbenden Patriarchen warten auf sein Heil; die Gerechten leben in dieser Hoffnung; die Väter lehren ihre Kinder sich nach ihm zu sehnen, und diese Sehnsucht ist ein Familienglaube, der von Jahrhundert zu Jahrhundert sich fortpflanzt. Selbst heidnische Propheten sehen den Stern aus Jacob aufgehn, und sogar durch die Orakel der Götzen wird dies große Ereigniß verkündigt. Und nicht zu einem beschränkten Zweck soll Christus erscheinen; nein, er wird verkündigt, als die Zuflucht der sündigen Welt, als der Gesetzgeber der Menschen, als das Licht der Völker, als das Heil Israels, als Der, welcher die Missethat vertilgen, die Gerechtigkeit Gottes offenbaren, die Welt mit dem Geist Gottes erfüllen, und unter den Menschen einen ewigen Frieden stiften soll. Welch ein Gepränge in dieser Verkündigung! Und mußte sie nicht ein Fallstrick werden für den Glauben aller Jahrhunderte,

wenn so glänzende Vorbereitungen nur auf ein Geschöpf hingewiesen hätten?"

Eben so behandelt Massillon den Beweis aus den durch Christum vollbrachten Wundern, indem er zugleich in dieser Beziehung den Unterschied zwischen ihm und den früheren Propheten auf eine höchst sinnreiche Weise hervorhebt.

„Elias erweckt Todte, es ist wahr; doch er ist genöthigt sich mehrere Mal über den Leib des entseelten Kindes auszustrecken; er ächzt, er ringt, er windet sich; man sieht wohl, daß er zu einer fremden Kraft seine Zuflucht nimmt; daß er eine Seele, die seiner Macht nicht unterworfen ist, aus dem Reiche des Todes zurückruft, und daß er nicht selber dem Tode und dem Leben gebietet. Jesus Christus erweckt die Todten, wie er die gewöhnlichsten Dinge thut; er redet als Gebieter zu Denen, die in den ewigen Schlaf versunken sind; und wie es dem Herrn der Todten und der Lebendigen geziemt, erscheint er niemals gelassener, als wenn er die größten Thaten vollbringt."

Auch in Betreff der Kenntniß des Zukünftigen wird Christus mit den Propheten verglichen:

„Wenn die Propheten die Zukunft verkündeten, so wurden sie von einer göttlichen Begeisterung ergriffen; oft mußte durch den Ton eines Instruments der schlummernde Geist in ihnen erweckt werden; man sah, daß ein fremder Einfluß sie beseelte, und daß sie die Kenntniß

des Zukünftigen und der Geheimnisse, die sie den Menschen verkündeten, nicht aus sich selber zu schöpfen vermochten. Christi Weissagungen sind wie seine anderen Reden; die zukünftigen Dinge, die er schaut, erregen in ihm keine Verwunderung, keine Unruhe, kein Staunen, weil er alle Zeiten in seinem Geiste umfaßt. Die verborgenen Geheimnisse, die er verkündet, sind nicht in seiner Seele plötzlich eingestrahlte Lichtfunken, die ihn blenden; es sind vertraute Gegenstände, die er niemals aus den Augen verliert, deren Bild er in sich selber findet; und vor seinem allumfassenden Blicke sind die künftigen Jahrhunderte wie der gegenwärtige Tag, der uns leuchtet."

In dem zweiten Theile der Predigt soll die Gottheit Christi aus dem Geist seiner Sendung, das heißt aus seiner Lehre, erwiesen werden. Hier wird die Heiligkeit Christi geltend gemacht, und es wird gezeigt, wolle man nicht diese leugnen, wolle man ihn nicht beschuldigen, die Menschen getäuscht und Gott gelästert zu haben — so müsse man seine Gottheit bekennen. Er belehrt uns zuerst über das Wesen Gottes; und ist er nicht selbst wahrer Gott, so trifft ihn der schreckliche Vorwurf, daß er die Einheit Gottes, welche die früheren Propheten mit so vielem Nachdruck verkündigten, nicht mit gleicher Klarheit und Treue gelehrt, daß er vielmehr, um sich hochzustellen, diese Wahrheit verdunkelt habe.

„Ist Christus nur ein Abgesandter Gottes, so fehlt viel daran, daß er seinen Beruf mit derselben Treue wie

die früheren Propheten, erfüllt hätte. Unaufhörlich stellt er sich seinem Vater gleich. Vom Himmel herab, und aus dem Schooße Gottes ist er, wie er uns versichert, gekommen; er ist ehe denn Abraham ward, und eher als die Welt; er und der Vater sind Eins; zum ewigen Leben ist es eben so nothwendig den Sohn zu erkennen, als den Vater zu erkennen. Alles was der Vater thut, thut auch der Sohn. Zeiget mir bis auf Christum einen Propheten, welcher durch so neue, so unerhörte Worte die dem höchsten Wesen gebührende Ehrfurcht verletzt; welcher die großen Dinge, die er als ein Werkzeug Gottes vollbrachte, statt den Urheber jeder guten Gabe dafür zu preisen, sich selbst und seiner eigenen Kraft zugeschrieben hätte! Immer vergleicht er sich mit dem allmächtigen Gott; zwar sagt er einmal, der Vater sey größer als er; aber was ist das für eine Rede, wenn er nicht selber der Gott ist, der sich im Fleische offenbart? Würden wir nicht einen Menschen für wahnsinnig halten, der käme, und uns in allem Ernste versicherte, der unendliche Gott sey größer als er? Heißt das nicht, sich Gott gleich stellen, wenn man nur wagt, sich mit ihm zu messen? Giebt es ein Verhältniß der Größe, giebt es ein Mehr oder Weniger, zwischen Gott und dem Menschen, zwischen dem Alles und dem Nichts? Was sage ich? Jesus ist nicht zufrieden sich Gott gleich zu stellen; sondern, da die Juden daran Anstoß nehmen und darüber murren, so vertheidigt er gegen sie diese uner-

hörte Behauptung; er entreißt sie nicht dem Irrthum; er vermehrt und vergrößert das gegebene Aergerniß. Immer führt er eine Sprache, welche thöricht oder gottlos ist, wenn sie nicht durch seine Gleichheit mit dem Vater erklärt und gerechtfertigt wird. Was thut er auf Erden, wenn er nicht Gott ist? Er giebt den Juden ein Aergerniß, indem er sie glauben läßt, daß er sich dem Allerhöchsten gleich stellt; er verführt die Völker, von denen er nach seinem Tode angebetet wird; statt Licht und Gotteserkenntniß zu verbreiten, wie er dessen sich rühmt, verbreitet er nur eine neue Finsterniß auf Erden. Wie, meine Brüder? Paulus und Barnabas zerreißen ihre Kleider, da man sie für Götter hält; laut schreien sie, da das Volk ihnen Opfer darbringen will: Betet Gott an, dessen Abgesandte und Diener wir sind! Der Engel in der Offenbarung, da Johannes ihm zu Füßen fällt um ihn anzubeten, weiset diese Verehrung mit Abscheu zurück, und spricht zu ihm: Bete Gott an! Und Jesus läßt sich ruhig göttliche Verehrung erweisen; und Jesus lobt den Glauben seiner Jünger, die ihn anbeten, und ihn nennen wie Thomas: Mein Herr und mein Gott. Und Jesus vernichtet selbst die Einwendungen seiner Feinde gegen seine göttliche Natur, und sein Daseyn von Ewigkeit. Hegt er denn weniger Eifer als seine Schüler für den Ruhm Dessen, der ihn gesendet hat? Ist ihm weniger daran gelegen, die Menschen einem Irrthum zu entreißen, durch den Gott beleidigt

wird, und der die Frucht seiner eigenen Sendung vernichtet? . . . . O Gott, wie doch der Glaube der Kirche weise und vernünftig erscheint, wenn man ihn mit den thörichten Widersprüchen des Unglaubens zusammenhält! Und wie troſtreich ist es für Diejenigen, die an Christum glauben und auf ihn hoffen, zu sehn, welchen Abgrund der Unglaube sich gräbt, wenn er sich neue Wege brechen, und den einzigen Grund des Glaubens und der Hoffnung der Christen erschüttern will!"

Die Lehre Christi enthält aber auch Vorschriften für die Gesinnung und für das Verhalten; hier nimmt er für sich selbst die Liebe in Anspruch, die das Geschöpf nur dem Schöpfer schuldig ist; dies aber wäre, bei einem bloßen Menschen, der Gipfel gotteslästerlicher Anmaßung, von welcher Christus nur durch die Anerkennung seiner Gottheit frei gesprochen werden kann. In der Entwickelung dieses Gedankens hat unser Redner, den hier außer der Kraft der Wahrheit, auch noch sein bis zum Zorn gesteigerter Eifer emporträgt, den Höhepunkt dieser Predigt erreicht.

„Er gebietet uns, wir sollen ihn lieben, wie er uns gebietet seinen Vater zu lieben; er will wir sollen in ihm bleiben, das heißt, wir sollen mit ihm Eins werden, wir sollen in ihm wie in dem Vater unsere Seligkeit suchen; wir sollen unsere Thaten, unsere Gedanken, unsere Wünsche, wir sollen unser ganzes Wesen seiner Ehre, wie der Ehre des Vaters, widmen . . . . Was ist das

für ein Mensch, welcher die Stelle, die nur Gott gebührt, in unsern Herzen einnehmen will? Verdient das Geschöpf um sein selbst willen geliebt zu werden; und wenn es große und lobenswerthe Eigenschaften besitzt, sind es nicht Gaben Dessen, welcher der höchste Gegenstand unserer Liebe seyn soll? — Welcher Prophet bis auf Christum hatte zu den Menschen gesagt: Ihr sollt mich lieben; Alles was ihr thut, das sollt ihr zu meiner Ehre thun? — Gott euren Herrn sollt ihr lieben, hatte Moses zu den Kindern Israel gesagt. Nichts soll um sein selbst willen geliebt werden, als was uns selig machen kann; nun aber ist es unmöglich in einem Geschöpf unsere Seligkeit und unsere Vollkommenheit zu finden; deshalb dürfen wir niemals ein Geschöpf um sein selbst willen lieben, denn das wäre ein Götzendienst. Ein Mensch, der sich den Menschen darstellt als der höchste Gegenstand ihrer Liebe, ist ein gottloser Betrüger, denn er maßt sich ein Recht an, welches dem höchsten Wesen ausschließlich gebührt; er ist ein von wahnsinnigem Stolze Bethörter, der sich selbst im Innern der Herzen Altäre errichten will, in diesem Heiligthum, dessen alleinigen Besitz die Gottheit verlangt. Wäre also Christus nicht selbst Gott über Alles, gelobet in Ewigkeit, und er hätte das Gebot ihn zu lieben seinen Schülern als das höchste und vornehmste ertheilt, so wäre seine göttliche, selbst von den Heiden bewunderte Lehre nichts als ein Gewebe von Wahnsinn, Stolz und Gottlosigkeit; und

es wäre bei ihm nur eine thörichte Prahlerei gewesen, sich den Menschen als ein Muster der Demuth und Bescheidenheit darzustellen; denn er hätte den Hochmuth und die Selbstgefälligkeit viel weiter getrieben, als irgend einer der stolzesten Philosophen, die sich doch wenigstens mit der Achtung und dem Beifall der Menschen begnügten.

Und nicht genug daß Jesus gebietet, ihn zu lieben, er verlangt auch von dieser Liebe die edelsten und heldenmüthigsten Beweise. Er will wir sollen ihn lieben mehr als unsere Angehörigen, unsere Freunde, unsere irdischen Güter, mehr als das Leben, mehr als die ganze Welt, mehr als uns selbst; für ihn soll man Alles dulden, Allem entsagen, für ihn soll man den letzten Blutstropfen vergießen. Wer ihm nicht diese Huldigung erweiset, der ist seiner nicht werth; wer da schwankt zwischen ihm und irgend einem Geschöpfe, zwischen ihm und sich selbst, der beleidigt ihn, der entzieht ihm die schuldige Ehre, der hat keinen Theil an seinen Verheißungen.

Wie, meine Brüder, er fordert nicht nur ein Opfer von Böcken und Stieren, wie man es den Götzen darbrachte, und womit der wahre Gott selber, wie es schien, sich begnügt hatte: er macht ganz andere Forderungen; er will, daß der Mensch sich selber zum Opfer darbringe; daß er das Hochgericht besteige, daß er sich dem Tode und dem Märtyrerthum darbiete für seine Ehre und für den Ruhm seines Namens! Aber wenn er nicht der Herr unseres Lebens ist, was giebt ihm das Recht es

von uns zu fordern? Wenn unsere Seele nicht aus seinen Händen hervorging: sind wir verpflichtet sie ihm zurückzugeben; und wie könnten wir ihr zum Leben helfen, indem wir sie um seinetwillen verlieren? Wenn er nicht der Urheber unseres Daseyns ist, begehen wir nicht eine Entweihung und einen Selbstmord, indem wir für ihn den Tod erleiden, indem wir an ein Geschöpf, an einen bloßen Abgesandten Gottes, das große Opfer unseres Lebens verschwenden, wodurch wir allein der unumschränkten Herrschaft des Allmächtigen, der uns aus dem Nichts hervorzog, huldigen sollen?"

Neuntes Kapitel.

Massillons oratorischer Charakter.

Er war ein gläubiger, frommer und rechtschaffener Mann: mit diesem Zuge, der keinem wahren geistlichen Redner fehlen darf, können wir auch Massillons oratorische Charakteristik eröffnen. Auf den verschiedenen Stufen seiner Wirksamkeit lebt er immer nur seinem Berufe, und weiset Alles zurück, was nicht damit in Verbindung steht. Ward er gleich am Hofe bewundert, so hört man doch nicht, — und wäre es der Fall gewesen, so hätte man es gewiß erfahren — daß er an jener eigenthümlichen, leidenschaftlichen und partheiischen Bewegung, die an Höfen zu herrschen pflegt, Theil genommen hätte. Es mußte etwas in ihm seyn, das den Großen schon von Ferne verkündigte, mit diesem Manne wäre für ihre besonderen Zwecke nichts aufzustellen. Als Bischof, als glänzender Kanzelredner, als Mitglied der Akademie, konnte er in der Hauptstadt ein ehrenvolles und genußreiches Leben führen; doch er

begräbt sich in der Auvergne — manchen Bischöfen seiner Zeit mochte es wenigstens als ein Begraben erscheinen, — und die zwanzig letzten Jahre seines Lebens hindurch ist er nur mit den ruhm- und gewinnlosen Pflichten seines Amtes beschäftigt. Aus seinen Predigten leuchtet sein Eifer um das Heil der Seelen auf das Unzweideutigste hervor; er redet nicht zu seiner Ehre, sondern zur Ehre Gottes; er sucht nicht den Beifall seiner Zuhörer, sondern ihr Heil. Gegen die Regungen der Eitelkeit war er sehr auf seiner Hut. Einem Freunde, der nicht umhin konnte, eine von ihm gehaltene Predigt enthusiastisch zu loben, entgegnete er: Was Sie mir sagen, das hat Satan mir schon gesagt; lassen Sie uns davon schweigen. Sein Glaube war lebendig und aufrichtig; dies bezeugt der Eifer, womit er von den christlichen Lehren, von der Gottheit Christi, und von der Fortdauer redet. Seine sittlichen Grundsätze waren streng, und er verschweigt sie nicht; mit aller Kraft der Ueberzeugung macht er sie geltend im Angesicht eines entarteten Zeitalters. Er straft das Leben der Höfe, ja selbst die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche; und sein Eifer ist immer am gewaltigsten gegen Diejenigen, die am leichtesten verletzt, und die von den geistlichen Rednern herkömmlicher Weise am meisten geschont werden. Wer etwa nur für die evangelischen Hofprediger die Ehre in Anspruch nehmen wollte, ihren Fürsten die Wahrheit gesagt zu haben,

würde bekennen müssen, daß diese Pflicht auch durch Massillon gegen Ludwig XIV. erfüllt worden sey.

Was die geistigen Fähigkeiten betrifft, so stehn diese bei Massillon in einem für den Redner günstigen Gleichgewicht, und ob es ihm gleich weder an Phantasie, noch an der Gabe zu einem tiefen und zusammenhängenden Denken fehlt, so tritt doch keine von beiden einseitig hervor. Das Vermögen, das sich bei ihm mehr als die übrigen geltend macht, ist kein Vermögen des Geistes sondern des Herzens, es ist das Gefühl. Und zwar wird dieses in ihm besonders durch dasjenige angeregt, was den sittlichen Forderungen entspricht oder widerstrebt, was die Menschen glücklich oder unglücklich macht; das eine empfindet er, als eine ihn selbst berührende Freude; das andere — und Eindrücke dieser Art hat er am häufigsten Gelegenheit darzustellen, — als einen persönlichen Schmerz. Dies Gefühl in ihm ist nicht unthätig; es hat eine praktische Natur; es ist nicht eine Flamme, die einmal in die Höhe steigt, um dann in sich selber zu versinken; es greift um sich in die Weite und Breite, um seine Freuden, oder, was am häufigsten geschieht, seine Schmerzen dem Zuhörer mitzutheilen, um ihn zu erregen, zu stacheln, zu entzünden, um das, was jene Schmerzen hervorruft, in ihm zu verzehren. Dabei hat es jedoch nicht die scharfen Spitzen, und es glüht nicht in der brennenden Flamme eines demosthenischen Zornes, sondern es ist immer von dem Schatten einer christlichen Wehmuth umwölkt. Von

diesem Gesichtspunkte müssen wir bei der Beurtheilung Massillons ausgehn, und wir werden nur solche Eigenschaften, die mit diesem Hauptcharakter seiner Beredsamkeit verträglich sind, von ihr fordern dürfen.

Ohne dieses leicht zu erregende Gefühl würde Massillon die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens, die ihn auszeichnet, sich nicht haben erwerben können. Der kalte Beobachter dringt niemals sehr tief; der eigennützige sieht das, was ihm Vortheil bringen kann, doch alles andere bleibt ihm verborgen; dem Spott- und Lachsüchtigen müssen von seinem Standpunkte aus die wahren Gestalten als Karicaturen erscheinen. Nur die Liebe zu den Menschen, nur der Eifer für ihr Heil, schärft den Blick bei ihrer Beobachtung, schützt vor Einseitigkeit, erhält das Auge ungetrübt, und vermag selbst die fehlenden Wahrnehmungen durch richtige Ahndung zu ersetzen. Wer aus solchen Bewegungsgründen die Brüder beobachtet, der wird auch den Blick in sein eigenes Herz und auf sein eigenes Leben wenden; die Selbstkenntniß wird die Lücken der Menschenkenntniß ergänzen; und das, was man in sich selber entdeckt hat, wird auch zu manchen Entdeckungen bei Anderen führen. Man würde also die dem Redner so nothwendige Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens nicht allein aus einer eigenthümlichen Beobachtungsgabe, sondern auch und vornehmlich aus einem liebevollen und leicht zu erregenden Gemüthe herzuleiten haben. So denken wir uns

ihren Ursprung wenigstens bei Massillon, der sie in einem sehr hohen Grade besitzt, und dessen Beredsamkeit zum Theil dadurch ihre eindringende Kraft erhält; denn welcher Zuhörer hätte den Muth, Dem zu widerstehn, der seine geheimsten Regungen kennt, und alle Schlupfwinkel seines Herzens durchforscht hat? Schon die bisherigen Anführungen haben uns Massillon von dieser Seite gezeigt; ich füge jetzt noch eine Stelle hinzu aus der Predigt über den Aufschub der Buße. Mit einem ungemein tiefen Blick in das menschliche Herz zeigt er hier den Unterschied zwischen einer wahren Bekehrung und einer nur durch das Erlöschen der Leidenschaften entstandenen Gleichgültigkeit.

„Sollten auch eure sündlichen Verhältnisse aufgehört haben; sollte euer Herz von keinem besonderen Gegenstande eingenommen seyn: — wenn nur die Zeit und der Ueberdruß diese Veränderung herbeiführten, so dürft ihr sie nicht für einen Schritt zu eurer Bekehrung halten. Durch nichts gefesselt, werdet ihr durch alles gefesselt seyn; ihr werdet in einer gewissen unbestimmten Trägheit und Gefühllosigkeit schweben, welche noch weiter als die Lebendigkeit thörichter Leidenschaften von dem Reiche Gottes entfernt ist. An die Stelle der besonderen Leidenschaft, von welcher ihr frei seid, wird, wenn ich so sagen darf, eine allgemeine Leidenschaft treten, und euer Herz wird durch seine eigene Leere angefüllt seyn. Die Rettung aus diesem Zustande wird um so schwie-

riger, weil darin nichts mit Bestimmtheit hervortritt. Ihr werdet keine Kraft haben, kein Gefühl, keine Empfänglichkeit für die Gnade; und bei der Gleichgültigkeit gegen die Geschöpfe, unter denen ihr keinen Gegenstand der Neigung findet, wird euer schrecklicher Widerwille gegen den Schöpfer sich nur vermehren. Dies ist eine Meeresstille, die euch verderblicher werden kann, als der Sturm; denn die entfesselten Winde können bei einer glücklichen Richtung, das Schiff in den Hafen führen; aber je größer die Stille auf dem Meere ist, um so größer ist die Gefahr."

Es läßt sich erwarten, daß Massillon bei den angeführten Eigenschaften, die gewöhnlichen Formen der Kanzelberedsamkeit durchbrochen, und gesucht haben werde in der Verkündigung des göttlichen Wortes sich neue Wege zu bahnen. Wie hätte er hoffen können durch Darstellung einer Pflicht und der allgemeinen Bewegungsgründe zu derselben einen tieferen Eindruck hervorzubringen? Seine Kenntniß des menschlichen Herzens verrieth ihm die Hindernisse, welche der Erfüllung einer Pflicht, deren Verbindlichkeit man zugiebt, entgegenstehn; diese Hindernisse faßt er ins Auge; er sucht sie zu bewältigen; er belehrt nicht den Zuhörer; er kämpft mit ihm; der belehrende Vortrag hätte seinem eigenen feurigen Gemüthe einen unerträglichen Zwang auferlegt, und nur in dem lebhaftesten Kampfe konnte er selbst Befriedigung finden. So mußte diejenige Form der Pflichtpredigten, die wir

die antithetische genannt haben, aus seiner Eigenthümlichkeit hervorgehn; sie war weniger eine Erfindung seines Verstandes als ein Erzeugniß seines Herzens; denn aus diesem kommen nicht nur die großen Gedanken des Redners, sondern auch die wirksamen und ergreifenden oratorischen Wendungen. Durch diesen von ihm so häufig geführten Kampf erhält Massillon einige Aehnlichkeit mit dem Demosthenes, den wir ja auch gewöhnlich mit seinen Zuhörern kämpfen sehn: wo gäbe es denn überhaupt wohl eine edle und angemessene Entfaltung der Beredsamkeit, welche nicht an die demosthenische erinnerte?

Auch auf eine andere, von ihm so oft und mit so großer Virtuosität angewendete Form, auf die Schilderung, von welcher wir aus seinen Reden manche Beispiele angeführt haben, mußte er fast nothwendig durch seine Eigenthümlichkeit geleitet werden. Deutlich standen vor ihm das menschliche Innere und das menschliche Leben; er hatte ihre Tiefen durchschaut; er hatte so Manche in ihren wichtigsten Momenten, in denen des Leidens und des Sterbens beobachtet; bei seinem tiefen und lebendigen Gefühle waren ihm davon höchst erfreuliche, aber noch öfter höchst schmerzliche Eindrücke geblieben. Das was er selber anhaltend schaut, was ihn selbst so mächtig bewegt, zum Beispiel, das Bild des sterbenden Gottlosen und des sterbenden Frommen, das ist er nun auch fähig, mit einem Pinsel, den er in die Gluthen seines Herzens taucht, zum Schrecken und zur Erbauung seiner Zuhörer vor sie hinzustellen. Wie

sind doch die auf solche Weise entstandenen Schilderungen von denen verschieden, welchen die Grundlage der eigenen Anschauung fehlt, wo die durch eine lange Ueberlieferung bekannten Züge, mit einigen von der Einbildungskraft hinzugefügten Schnörkeln, in stereotypen oder wenig veränderten Wortformen, ohne Wärme des Herzens zusammengesetzt werden! — Nicht minder trefflich als bei den Schilderungen, zeigt sich Massillon, wenn er auf den schon schwankenden Zuhörer mit immer neuen Gründen zur Buße und Bekehrung eindringt. Und auch zu dieser unmittelbaren Ansprache — welche auch, wie es mir scheint, in des Chrysostomus Beredsamkeit eine der schönsten Seiten ist — wird Massillon durch seine tiefe Menschenkenntniß und durch seinen glühenden Eifer befähigt. Ein Beispiel solchen eindringlichen Redens ist folgende Stelle aus der Predigt unter dem Titel: Bewegungsgründe zur Buße, die ich hier noch anführe, da es mir im Vorhergehenden an Gelegenheit dazu fehlte.

„Worauf wartest Du denn also, mein geliebter Bruder, um zu Deinem Gott zurückzukehren? Die Tage vergehn, die Jahre schwinden, die Vergnügungen reizen nicht mehr, die Jugend entschlüpft, das Leben entflieht. Deine Freunde und Angehörigen, die an Deinen Ausschweifungen Theil nahmen, sind fast alle verschwunden. An Deiner Seite hast Du Deine Standesgenossen, Deine Nebenbuhler, Deine Neider, Deine Beschützer, Deine Unterthanen und Deine Herren fallen sehn. Vielleicht mußten

die Umstände ihres unerwarteten, nach christlicher Beurtheilung furchtbaren Todes, einen tieferen Eindruck von dem Ungenügenden aller vergänglichen Dinge, und von dem Elend eines zügellosen Lebens in Dir zurück lassen. Du selber bist Deinem Ende nahe. Was bisher von Deinen Tagen verfloß, ist wie ein Punkt, der verschwindet und entschlüpft. Das was Dir noch übrig bleibt, wird in einem Augenblicke verschwunden seyn. Benutze also diesen Augenblick, um die Verirrungen eines ganz unchristlichen Lebens zu beweinen. Noch ist es Zeit zur Besserung; aber es ist auch hohe Zeit die Besserung anzufangen. Du kennst genug die Welt und ihre Freuden, um zu wissen, daß in der Sünde kein Glück zu finden ist. Du hast Alles versucht, und Alles hat Dich ermüdet. Alles, wovon Du Befriedigung hofftest, hat Deine Schmerzen nur gesteigert, Deine Qualen nur erhöht. Gott ruft Dich zu sich zurück durch den Ekel, welchen Dir die Sünde verursacht, durch die Leere, welche Du in der Welt und in ihren Freuden findest, durch das Ungenügende und das Betrügliche der Dinge hier auf Erden. Welchen Vorwand hättest Du, um länger zu zögern? Ist Dein Leben nicht schon sündlich genug gewesen, um endlich still zu stehn in einer so furchtbaren Laufbahn, und eine Veränderung vorzunehmen? Meinest Du vielleicht, es sollten Deine Ketten von selbst abfallen, und die Bekehrung sollte Dir nichts kosten? Meinst Du, daß eine Regung der Furcht auf dem Todtenbette alle

Sünden Deines Lebens abbüßen kann? Hast Du der Hoffnung Deines Heils entsagt, wie jene Frevler, die keinen Gott haben? Wenn Du nur ein einziges Mal gefallen wärest, so würde Dein Leben nicht lang genug seyn, um Deinen Fehltritt zu beweinen; aber Dein ganzes Leben ist eine zusammenhängende Sünde gewesen: und Du zweifelst noch, ob Du den Rest dieses Lebens, das Welt und Leidenschaften ganz eingenommen hatten, Gott weihen sollst? Morgen wird man Deine Seele von Dir fordern; und den kurzen Zwischenraum, der Dir übrig bleibt, den willst Du noch Gott streitig machen?"

Wenn dies tiefe Gefühl unsern Redner zuweilen treibt, die schmerzlichsten Eindrücke zu erregen, so giebt es ihm auch zuweilen die süßesten und lieblichsten Worte des Trostes ein; wie in folgender Stelle aus der Predigt über die Trübsale, wo er den Leidenden die Zuversicht einflößen will, Gott werde sie nicht versuchen über Vermögen: „Die Schrift erzählt, daß der zu den höchsten Aemtern in Egypten erhobene Joseph seine Thränen nicht zurückhalten konnte, und sich von seiner alten Zärtlichkeit gegen seine Brüder durchdrungen fühlte, während er zum Schein unfreundliche Worte zu ihnen redete, und sich das Ansehn gab, als kennte er sie nicht. Er stellte sich fremd gegen sie, und redete hart mit ihnen.... und wandte sich von ihnen und weinte.*) Auf

*) 1 Moses 42, 7 u. 24.

diese Weise züchtigt uns der Herr. Er stellt sich, wenn ich so sagen darf, als erkenne er uns nicht für seine Miterben und seine Brüder; er schlägt uns, er behandelt uns mit Härte, als wären wir ihm fremd. Aber dies ist ein Zwang, der seiner Liebe schwer fällt; er kann nicht lange diese angenommene Strenge behaupten. Seine Gnade heilt bald die Wunden, die er geschlagen; er zeigt sich bald wie er ist; und seine Liebe drängt ihn den Schein der Strenge und des Stolzes abzulegen. Er stellte sich fremd gegen sie, und redete hart mit ihnen.... und er wandte sich von ihnen und weinte. Wie sollten denn die Schläge einer so liebreichen und freundlichen Hand, bei aller unserer Schwäche, nicht von uns ertragen werden können?" Solche Anwendungen aus dem alten Testamente sind häufig in Massillons Predigten. Mit welchem tiefen Gefühle muß er es nicht gelesen haben, um von den schönen Zügen, die es enthält, einen solchen ergreifenden Gebrauch machen zu können!

Aus dem Bisherigen ergiebt sich, das Dasjenige was man gewöhnlich Gedankenreichthum nennt, das heißt eine Häufung und Kumulation solcher Gedanken, die mehr den Verstand als das Herz ansprechen, mit der Beredsamkeit Massillons und mit ihrem eigenthümlichen Charakter durchaus nicht zu vereinigen war. Er wählt und entwickelt überhaupt nur solche Vorstellungen, die einen tiefen Eindruck auf das Gefühl und die Gesinnung

des Zuhörers hervorbringen können; und er verläßt sie nicht eher, als bis er sie auf das Vollständigste in dieser Rücksicht benutzt hat. Unmöglich kann er also die Gedanken häufen; wenn er das thäte, so würde einer den andern in seiner Entwickelung beschränken, und keiner würde das ausrichten, wozu er bestimmt ist. Mit der Beredsamkeit des Demosthenes verhält es sich eben so; auch dieser sucht nicht durch den Wechsel der Vorstellungen zu überraschen und zu unterhalten; einer jeden seiner Reden liegen nur wenige Hauptgedanken zum Grunde, und unerschöpflich zeigt er sich nur, indem er sie auf das Mannichfaltigste wendet, und auf das Vielseitigste für seine Zwecke benutzt. Dies ist aber etwas, wofür man in der neueren Zeit den Sinn verloren hat; und wenn er nicht wiederkehrt, so wird auch die wahre Beredsamkeit nicht wieder aufleben können; denn jetzt wird der Redner stets irre geführt durch den Zuhörer, der nicht das was ihm nutzt und zu seinem Heile dient, sondern eine ungewöhnliche, wenn auch fruchtlose Belebung des Verstandes und der Phantasie verlangt, welche nur durch Mittel, die der wahren Beredsamkeit fremd sind, bewirkt werden kann. Selbst die Franzosen, von denen man es bei dem ihnen angebornen rhetorischen Sinne am wenigsten erwarten sollte, sind hierin zuweilen gegen Massillon ungerecht. Sie bewundern Bossuets geniale Blitze, Bourdaloue's Gedankenfülle, und sie setzen Massillon gegen diese beiden herab. Man gewinnt nicht viel durch solche Verglei-

chungen; und man thut besser, in einem Jeden anzuerkennen was er hat, als von ihm Dinge zu fordern, die er nicht haben kann, weil sie mit seiner Natur, und mit seinen größten Vorzügen streiten. Der Zweck, den Massillon sich allein vorsetzt, und den er, nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit, sich allein vorsetzen konnte, war, seine Zuhörer, durch Erregung bald der freudigsten und bald der schmerzlichsten Gefühle, zur Sorge für ihr Heil zu erwecken. Dazu sind geniale Blitze und Gedankenfülle eben nicht die geeigneten Mittel: deshalb finden sie sich nicht bei ihm.

Wir müssen jedoch bemerken, daß dies reizbare Gefühl, das uns in Massillons rhetorischem Charakter am meisten hervorzutreten scheint, sich keinesweges auf eine schrankenlose und ungemäßigte Weise bei ihm äußert. Daß es ihn in der Anlage seiner Predigten, und in der Zusammensetzung der Gedanken manche Mängel hat übersehen lassen, kann freilich nicht geleugnet werden; hat es diese Fehler verschuldet, so gewährt es auch dafür einen reichlichen Ersatz. Aber die Schranken des Anstandes und der Schicklichkeit hat es niemals durchbrochen. Staunt man zuweilen über seine Kühnheit und Verwegenheit, so muß man es ebenfalls bewundern, daß er jedes Wagniß mit der größten Angemessenheit durchzuführen weiß. Er redet von den bedenklichsten Gegenständen; aber, als ein Mann von feiner Bildung, trägt er das Feuer in der flachen Hand, ohne sich noch Anderen zu schaden, und er

hat gesagt, was gesagt werden mußte, er hat es aufs Stärkste gesagt, ohne die Rücksichten gegen seine Zuhörer oder seine eigene Würde zu verletzen. Sein Gefühl ist also keinesweges eine überschwängliche Gemüthlichkeit; aber das möge man nur nicht bedauern; denn die feine Sitte, die es beschränkt, entspringt aus der Sittlichkeit; und auch die Schrift mißbilligt die Maßlosigkeit des geistlichen Redners, wenn sie sagt: Die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan.*)

Was nun den Styl in Massillons Predigten betrifft, so ist derselbe gerade das, was er bei solcher Persönlichkeit und solchen Intentionen seyn mußte, und einzig seyn konnte. Massillon will zum Herzen reden; er will die Vorgänge im Herzen und im Leben der Menschen beschreiben; zu dem Einen wie zu dem Andern ist aber eine Diction ganz untauglich, die sich zu sehr von der gewöhnlichen Ausdrucksweise entfernt; es wird dazu eine klare und einfache Darstellung erfordert; und eine solche findet sich bei ihm. Nirgend stößt man auf rhetorischen Pomp, auf Spiele des Witzes und der Phantasie, auf Zierrathen, die ohne den Gedanken zu verstärken, nur den Zuhörer gewinnen und unterhalten sollen; man sieht sich fast genöthigt zu bekennen, daß dieser Franzose manche unserer deutschen Kanzelredner in Rücksicht der Einfachheit übertrifft. Dieser einfache Styl hat jedoch die höchste Le-

*) 1 Kor. 14, 32.

bendigkeit; er strömt unaufhaltsam im schnellsten Flusse dahin, während zugleich durch den Wechsel der kräftigsten Wendungen, die Einförmigkeit solchen raschen Ganges unterbrochen, die Aufmerksamkeit unterhalten, der Eindruck verstärkt wird. Ein Gemüth, wie das unsers Redners, mußte eine solche Darstellungsweise sich schaffen; und sie war auch nothwendig um den Affect, um die fromme Leidenschaft, womit er redet, auszudrücken. Ueber diese einfache, lebendige Darstellung ist nun aber auch der Glanz einer feinen Bildung, und die Anmuth eines sittlich schönen Charakters ergossen. Von der Rede gegen den Leptines sagte Dionys, wie oben angeführt ward, sie sey die anmuthigste aller Reden; eben dies würde man von jeder Predigt Massillons sagen, wenn man nicht über dem Ernst und der Gewalt des Redners gewöhnlich seine Anmuth vergäße. Selbst Diejenigen, die auf solche Eigenschaften keinen Werth legen, werden doch vielleicht gerecht genug seyn, um sie bei Dem nicht zu tadeln, der nicht etwa eigenliebig danach trachtet, sondern der sie besitzt als die nothwendige Blüthe einer schönen Natur. Ich will gewiß nicht in Rücksicht des Styls Bossuet und Bourdaloue gegen Massillon herabsetzen; aber ich darf vielleicht sagen, allein um die Eigenthümlichkeit dieser drei Männer zu bezeichnen, daß Bossunt immer vom bischöflichen Throne herunter spricht; daß Bourdaloue von der scholastischen Atmosphäre eines Jesuiten-Collegiums umgeben scheint; daß Massillon allein die gebildete Um-

gangssprache mit seinem Auditorium redet, und daß man bei ihm die gesunde Luft einer guten Gesellschaft athmet.

Wenn bei allen diesen Vorzügen sein Styl nicht den Stempel der Vollendung trägt, so möchte es wohl daher kommen, weil es an dem rechten Verhältniß der Gedanken und der Worte in demselben fehlt, und die Worte einigermaßen das Uebergewicht haben. Manchen Gedanken, den er schon hinreichend entwickelt hat, verläßt er dennoch nicht; und die Sprache ist für ihn auch so reich und so geschmeidig, daß sie ihm, um das schon Gesagte noch einmal geistreich zu sagen, immer neue Wendungen und Ausdrücke darbietet. Aus derselben Quelle, aus welcher die Vorzüge seines Styls entsprangen, aus der Wärme und Fülle seines Herzens, ist auch dieser Fehler herzuleiten: denn welcher Freund, der mit Hingebung zu seinen Freunden redet, sollte nicht hin und wieder ein Wort zu viel sagen? Aber ein Fehler ist es dennoch. Die Vergleichung mit der Plastik, deren wir uns für die Darstellung des Demosthenes bedienten, wäre auf die seinige nicht anzuwenden. Ihr fehlt die Abrundung der Formen, und die Festigkeit der Umrisse; und da bei den minder scharf gezogenen Linien die Gestalten in einander verschwimmen, so möchte sie passender mit der Malerei als mit der Sculptur zu vergleichen seyn.

Hat man der Schreibart Massillons ein großes, vielleicht ein übertriebenes Lob ertheilt, so hat sie ihm auch von der andern Seite den höchst ungerechten Vorwurf

zugezogen, daß er weniger ein Redner sey als ein Stylkünstler. Dies ist die gewöhnliche Taktik der Mißgunst; wenn ein Mensch zwei Vorzüge besitzt, die sich selten zusammen finden, so übertreibt man die Anerkennung des einen, und glaubt dadurch ein Recht gewonnen zu haben, ihm den andern abzusprechen. Massillon ein Stylkünstler? Wenn er es wäre, so würde er gewiß beim Ueberarbeiten seiner Predigten, manches Wort und manche Periode, die im Zusammenhang nicht eben nothwendig sind, gestrichen haben. Man verlangt Nachläßigkeit vom Redner, vielleicht mit Unrecht; bei dem Demosthenes wenigstens ist sie nicht zu finden; wenn man sie aber verlangt, so wird man sie bei Massillon nicht vermissen, der von seinem vollen Herzen und seiner rednerischen Gewandtheit oft mehr als billig sich fortreißen läßt. Besonders auffallend ist es aber, daß seine stets lebhaft erregende, und oft mächtig erschütternde Beredsamkeit jenen Vorwurf von ihm nicht abzuwehren vermochte; und wenn man im Angesicht so mancher tief erbaulichen Stellen, von denen auch wir mehrere angeführt haben, diese Anklage wiederholen darf, so giebt es bei einem geistlichen Redner keine aufrichtige Frömmigkeit, und keinen brennenden Eifer um das Seelenheil seiner Zuhörer, die nicht auf Sprachkünstelei zurückgeführt werden könnten! Daß Massillon übrigens auf den Styl Sorgfalt gewendet, daß er das Wohllautende, das Einfachedle, das Anspruchlosglänzende aus

seiner Sprache herausgefühlt und sich angeeignet hat, soll damit nicht geleugnet werden; das that er aber nicht als Sprachkünstler, sondern als Redner; denn die Pflicht des Redners ist, sich zu geben wie er ist; und wenn eine feine, edle und gebildete Natur wie die seinige, sich darstellen will, so bedarf sie dazu einer anmuthigen, edlen und höchst ausgebildeten Form.

In der Persönlichkeit und in der Predigtweise Massillons, die ich darzustellen gesucht habe, ist manches ohne Zweifel, wodurch ein deutscher Leser sich nicht angesprochen fühlen wird. Es möchte, bei unserer nationalen Eigenthümlichkeit, uns überhaupt leichter werden, uns nach Athen in das glänzende Zeitalter griechischer Kunst und Literatur, als nach Paris in das Zeitalter Ludwigs XIV. zu versetzen; und so würde auch der griechische Redner, den ich geschildert habe, mehr auf unsere Sympathie rechnen dürfen, als der französische. Dennoch ist in Massillon etwas, wodurch er jedem Deutschen verwandt ist, und wodurch zwischen diesem und ihm ein Band naher Gemeinschaft sich knüpfen muß; das ist sein edler Charakter, sein tiefes, frommes Gefühl. Und so wird denn auch vielleicht mein Wunsch nicht ganz unerfüllt bleiben, daß unsere jüngeren Kanzelredner ihn ihres Studiums werth achten möchten — nicht um ihn nachzuahmen — denn warum sollte Jemand etwas Anderes seyn wollen als das, wozu der Schöpfer ihn bestimmt

hat? — sondern um das vielleicht beschränkte Ideal der Beredsamkeit, das ihnen vorschwebt, durch manche wichtige Züge zu erweitern, und vornehmlich um ihren Eifer in der ihnen angewiesenen Richtung, durch den Anblick der Meisterschaft zu beleben, welche Massillon in der seinigen erreicht hat.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Berlin, gedruckt bei J. F. Starcke.

H. HEINRICH
Buchbinderei
8303 Rottenburg / L
Tel 08781 / 1577

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Theremin, Franz,

Demosthenes und Massillon ein Beitrag zur Geschichte der Beredsamkeit

Berlin 1845

A.gr.b. 1228
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10235569-8